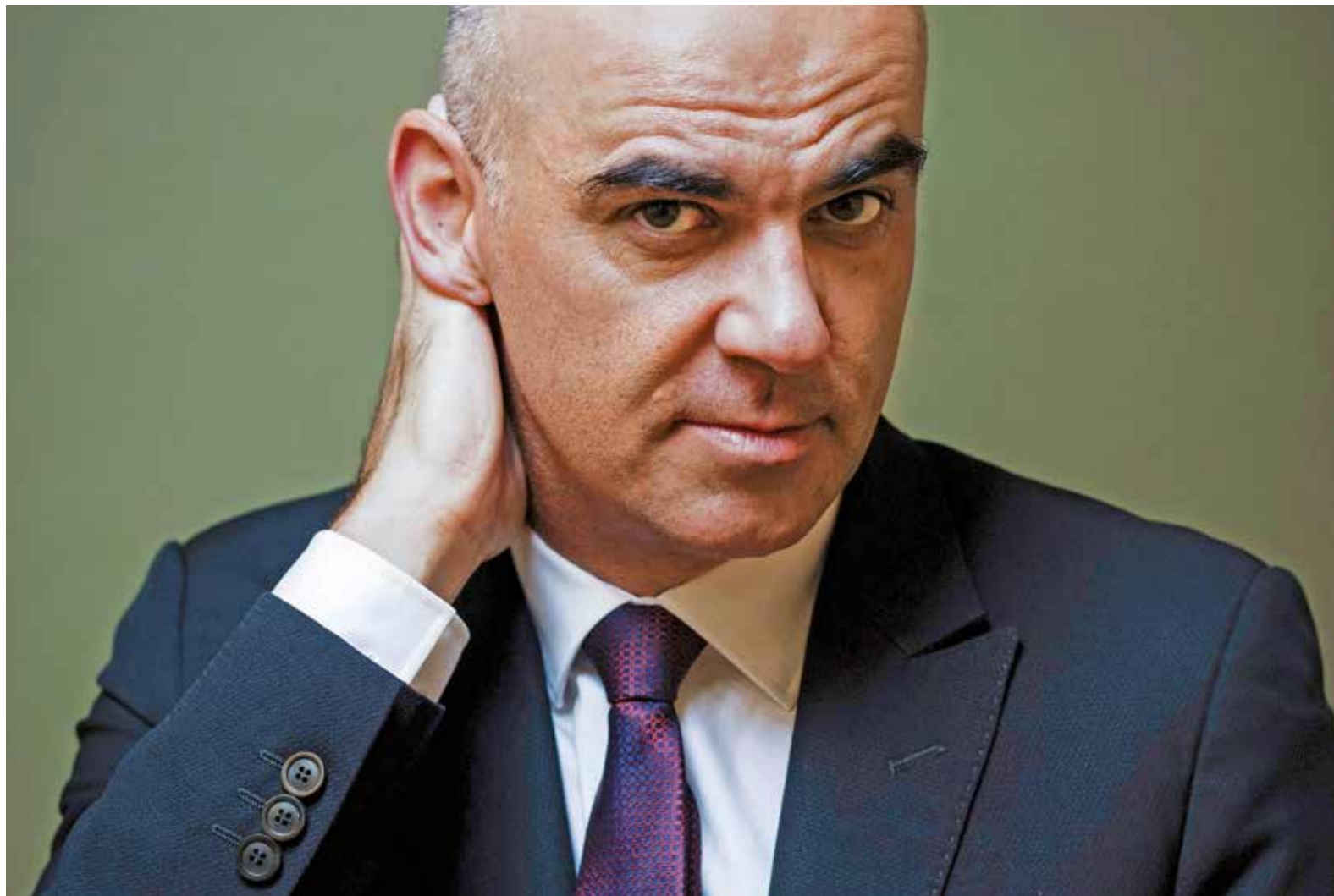


**Daniel Jositsch, Miss Schweiz, Rudolf Strahm über Ueli Maurer**

Nummer 48 – 26. November 2020 – 88. Jahrgang  
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Berset ist erpressbar**

Das Abwehrdispositiv des Bundesrats wackelt.

*Christoph Mörgeli*

## **War Jesus ein Linker?**

Der Heiland, die Wirtschaft und die Armen.

*Matthias Matussek*



**GESTRESST?  
ÜBERFORDERT?  
ERSCHÖPFT?**

**ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.**

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen | T +41 41 825 48 48 | ameos.ch



WINTERSAISON VON 10.12.20 BIS 02.05.21



RELAIS & CHATEAUX

★★★★ SUPERIOR  
**CHASA MONTANA**  
HOTEL & SPA

**SILBERSCHNEEWOCHEN**

06.01– 30.01.2021

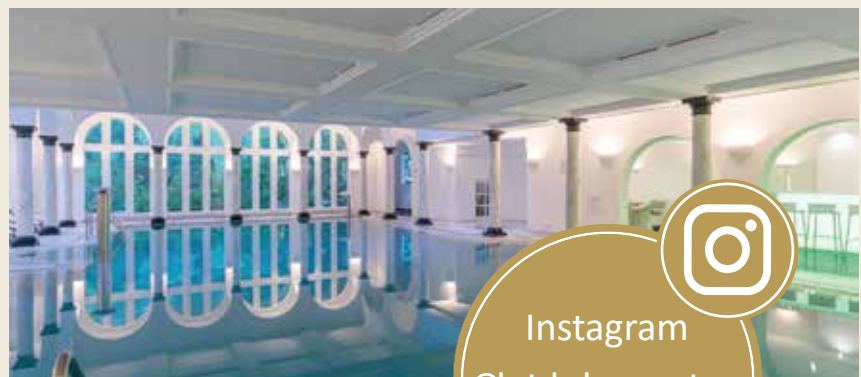
Profitieren Sie auch diesen Januar wieder von freien Pisten, super Schneeverhältnissen und überragender Leistung.

Ab **CHF 798,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 4 Nächte inkl. **3-Tages-Skipass**

Ab **CHF 1517,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 7 Nächte inkl. **6-Tages-Skipass**

dazu: CHF 50,- Gutschein für das ZEGG Sport & Mode & CHF 25,- Spa Gutschein p. P., Chasa Montana Pink und süsse Verführung zur Anreise

**WINTER DELUXE:** Eingebettet in der Silvretta Arena Samnaun-Ischgl öffnet das familiäre Chasa Montana im Engadiner Stil die Tür zu einem grenzenlosen Skiparadies mit 238 km Pisten. Neben dem 5 Gang Halbpensionswahlmenü verwöhnen drei À-la-carte-Restaurants mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.400 verschiedenen Weinsorten. Der 1.500 m<sup>2</sup> große Montana Spa mit römischem Hallenbad, Saunalandchaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten. Für Damen ist ein exklusiver Lady Saunabereich reserviert. Die Zollfrei Geschäfte von ZEGG bieten ein umfangreiches Angebot an Top-Marken!



Instagram

@hotel\_chasamontana  
#hotelchasamontana

WINTER SPECIAL  
10.12.20 – 26.12.20, 06.01.21 – 30.01.21  
4 NÄCHTE BUCHEN - NUR 3 BEZAHLEN!

**ZEGG.CH**  
HOTELS & STORES

www.hotelchasamontana.ch

## Berset und das Nichts

Es gibt da diese Szene in Quentin Tarantino's Kultkrimi «Pulp Fiction», als die beiden Gangster John Travolta und Samuel L. Jackson im Auto mit ihren Revolvern herumfuchteln, und aus Versehen erschliessen sie die Person auf dem Rücksitz. Die Sauerei ist fürchterlich, alle Polster sind mit Blut verspritzt. Ein *fixer* muss her, ein Aufräumer, der unter Druck die Sache rasch in Ordnung bringt. Harvey Keitel spielt diesen durch nichts aus der Ruhe zu bringenden Problembeseitiger namens Mr. Wolf. Er bewältigt seine Aufgabe schnörkellos, meisterhaft, mit einer gewissen Eleganz.

Manchmal helfen Filme weiter, wenn man in der Realität im Nebel tappt. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber beim Lesen des Strafbefehls der Bundesanwaltschaft in der Sache Alain Berset musste ich unweigerlich an «Pulp Fiction» und an Mr. Wolf denken. Natürlich geht es nicht um Tote und um blutverspritzte Autopolster. Es geht um versuchte Erpressung, es geht um einen Bundesrat, der ein akutes Problem hat, und es geht darum, wie die Behörden unseres Staates mit beeindruckendem Tempo und brutaler Effizienz das allzu öffentliche Privatleben dieses Bundesrats wieder aufzuräumen hoffen.

### Leider sind wir nicht John Travolta

Und um ein Haar wäre den Strafbehörden sogar ein «Mr. Wolf»-mässiger Kraftakt parentiefer Reinigung gelungen. Die Fakten, soweit bekannt: Vor einem Jahr wurde Bundesrat Berset erpresst. Drei Wochen lang wirkte er auf die Erpresserin ein, dann folgte die Strafanzeige. Umgehend rückte die Bundeskriminalpolizei im Morgengrauen aus. Die Erpresserin wurde acht Stunden lang in Haft und wohl auch in die Zange genommen. Man beschlagnahmte ihre Computer und Handys. Alle Daten und Bilder wurden gelöscht. Man einigte sich darauf, die Sache geheim zu halten. Es dürfe nichts herauskommen, schreiben die Bundesanwälte, weil sonst Berset in seiner Berufsausübung behindert sei. Mit andern Worten: Berset ist erpressbar, amtlich festgestellt im Strafbefehl der Bundesanwaltschaft.

Seien wir ehrlich. Wünschen wir uns nicht alle manchmal einen Mr. Wolf? Oder wenigstens eine Bundeskriminalpolizei, die für uns die Computer und die Handys von Leuten löscht,

die nicht mehr unbedingt zu unserem engsten Freundeskreis gehören, von denen wir aber annehmen oder es vielleicht sogar erleben, dass sie uns mit Dingen unter Druck setzen, die wir am liebsten in einem versiegelten Bleisarg ganz tief unten im Indischen Ozean versenken möchten? Leider sind wir weder John Travolta noch Samuel L. Jackson und auch nicht Alain Berset. Nur diesen Stars und Halbgöttern sind Dienstleistungen vergönnt, von denen wir Normalsterblichen nur träumen können.

Damit wollen wir natürlich nicht behaupten, dass unser Bundesrat unter Komplizenhafter Mithilfe der Strafbehörden eine Untat oder auch nur eine lässliche Sünde vom Antlitz der Erde tilgen wollte. Rein theoretisch ist es möglich, dass die Einschätzung von Bersets literarisch formulierendem Anwalt zutrifft, wonach die von der Bundeskriminalpolizei so brachial gelöschten Daten, Schriftwechsel und Bilder, mit denen die Erpresserin zu Werke gehen wollte, «beeindruckend harmlose» Nichtigkeiten seien.

In diesem Fall aber bliebe die wesentliche Frage offen, warum Berset die alles zermalmende Wucht der bundesrätlichen Strafjustiz gegen

dieses angebliche Nichts einer Erpressung überhaupt entfesselte, denn wo nichts ist, kann nichts herauskommen und muss auch nichts gelöscht oder geheimgehalten werden.

Hier aber enden nun alle Ähnlichkeiten mit dem Film, denn in «Pulp Fiction» gelingt es dem Superprofi Mr. Wolf, sämtliche Unannehmlichkeiten rückstandsfrei zu entsorgen. Die Bundesbehörden haben es im Fall Berset auch versucht, aber trotz Löschung und polizeilich erwirktem «einvernehmlichem» Stillschweigen kam die Sache doch heraus, zwar nur teilweise, eingeschwärzt und ohne Dokumente, etwas schummrig, aber immer noch zu deutlich, um die Geschichte wegzudrücken. Selbst der als nicht besonders Berset-kritisch bekannte *Tages-Anzeiger* bringt mittlerweile Karikaturen des Gesundheitsministers in Unterhosen.

### Sein twitternder Bodyguard

Bersets Leute halten anerkennenswert dagegen, nach Kräften unterstützt von den subventionshungrigen Ringier-Medien und von «Arena»-Moderator Sandro Brotz, der als twitternder Bodyguard nichts auf seinen SP-Helden kommen lässt. Doch je virtuoser und eloquenter sie alles herunterspielen, desto lauter meldet sich aus dem Grosshirn die ungemütliche Erkenntnis zurück: Wenn es nichts ist, muss man nichts machen. Wenn alles falsch ist, kann man es widerlegen und muss es nicht löschen. Und warum gibt es laut Strafbefehl ein «gravierendes Geheimhaltungsinteresse» für Bundesrat Berset «in beruflicher Hinsicht», wenn doch alles so «beeindruckend harmlos» ist?

Es geht nicht auf. Es scherbelt. Man könnte auch sagen, die Sache stinkt ein bisschen. Es reicht nicht, wenn Berset seine Prätorianer vorschickt. Er muss wohl selber Klarheit schaffen. Das sollte ihm als kameraerprobtem Liebling der Öffentlichkeit nicht schwerfallen. Wenn es wirklich nichts ist, wird die seltsame Story als Meilenstein der Vergeblichkeit in die Geschichte eingehen, als der vermutlich absonderlichste Einsatz der Bundesanwaltschaft, die es mit einem Grossaufwand für nichts immerhin geschafft hat, aus diesem Nichts etwas zu machen, was zumindest bis heute nach einem ernstzunehmenden Fall eines amtlich bestätigt erpressbaren Bundesrats aussieht. R. K.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



## Alain Berset, Abigail Shrier, Jürg Lauber, Konzern-Initiative, Daniel Yule, Micheline Calmy-Rey

Die Eilmeldung vom letzten Samstag zog weite Kreise. Die *Weltwoche* veröffentlichte als erstes einen rechtsgültigen Strafbefehl, der es in sich hat: Bundesrat Alain Berset wurde von einer Frau um 100 000 Franken erpresst. Sie drohte Fotos und Mails zu publizieren. Drei Wochen lang versuchten Berset und sein Privatanwalt vergeblich, die Sache zu bereinigen. Schliesslich kam es zur Strafanzeige, zur Verhaftung der Erpresserin und zur Löschung aller Daten. Der Gesundheitsminister wollte explizit verhindern, dass der Fall an die Öffentlichkeit gelangt. Die Bundesanwaltschaft sieht seine berufliche Reputation in Gefahr. Das macht Berset angreifbar. **Seite 16**

Noch vor kurzem waren Transgender ein Randphänomen. Heute outen sich Hunderttausende Teenager als transsexuell. Abigail Shrier hat darüber ein verstörendes Buch geschrieben, das in den USA Furore macht. Ein Netzwerk von Pädagogen, Psychiatern, Lehrern und Ärzten dränge Jugendliche dazu, Transgender als normale Lebensoption zu erwägen – ohne medizinische Grundlagen. Im Gespräch mit Urs Gehrig warnt Shrier, der Trend führe bei jungen Menschen zu psychischen und körperlicher Schäden. Wer kritische Fragen stelle, werde an den Pranger gestellt. **Seite 38**

Zwei Jahre ist es her, dass Botschafter Jürg Lauber im Scheinwerferlicht stand: Der 57-Jährige wirkte am Uno-Migrationspakt mit. Die Konvention, die nicht nur in der Schweiz zu reden gab, gilt für 193 Uno-Mitgliedstaaten, Lauber leitet in-

zwischen nicht mehr die Schweizer Uno-Mission in New York, sondern diejenige in Genf. An einem nebligen Tag empfängt er die *Weltwoche* an seinem neuen Arbeitsplatz. Bei einem Espresso spricht er erstmals ausführlich über den Pakt, die Uno und sein Leben in der Diplomatie. **Seite 42**

Lange hat die Schweiz keinen so aufwendigen Abstimmungskampf erlebt. Die Anhänger der

Konzern-Initiative (KVI) – eine breite Allianz von NGO, Linken und Vertretern der Landeskirchen – überfluten das Land mit Plakaten, Inseraten, Clips, Mails und Flugblättern. Doch keines der Beispiele von Schweizer Konzernen, die Kinder in armen Ländern angeblich gnadenlos vergiften und ausbeuten, hält einer genauen Überprüfung stand. Laut Umfragen ist ein Ja an der Urne möglich. Der Preis dafür ist hoch: Die Glaubwürdigkeit der Hilfswerke, vielleicht ihr grösstes Kapital, hat arg gelitten. **Seite 41**

Daniel Yules Stern ging in der letzten Skisaison auf, als er drei Weltcup-Sloms gewann: Nach seinem Triumph in Madonna di Campiglio sind seine Siege in Adelboden und Kitzbühel unvergessen. Damit verdiente der 27-Jährige einen Eintrag in den Geschichtsbüchern als bester Schweizer Slomfahrer aller Zeiten. Wir treffen den Unterwalliser im Engadin, wo er sich für den Corona-Winter vorbereitet. Hinter seiner Schutzmaske lacht er, obwohl ihm nicht danach zumute ist: «Skifahren heisst für mich Emotionen. Ohne Zuschauer bleibt nur der rohe Sport.» **Seite 80**

Wir freuen uns, Ihnen einen Vorabdruck des neuen Buchs von Alt-Bundesrätin Micheline Calmy-Rey zu präsentieren. Die langjährige Schweizer Aussenministerin ergründet in ihrem Werk die Bedeutung der Neutralität und plädiert für eine «beherzte Politik», die «Konflikte vorbeugen und sie lösen will». Das Buch ist ab 30. November im Handel. **Seite 37**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes  
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich  
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)



### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

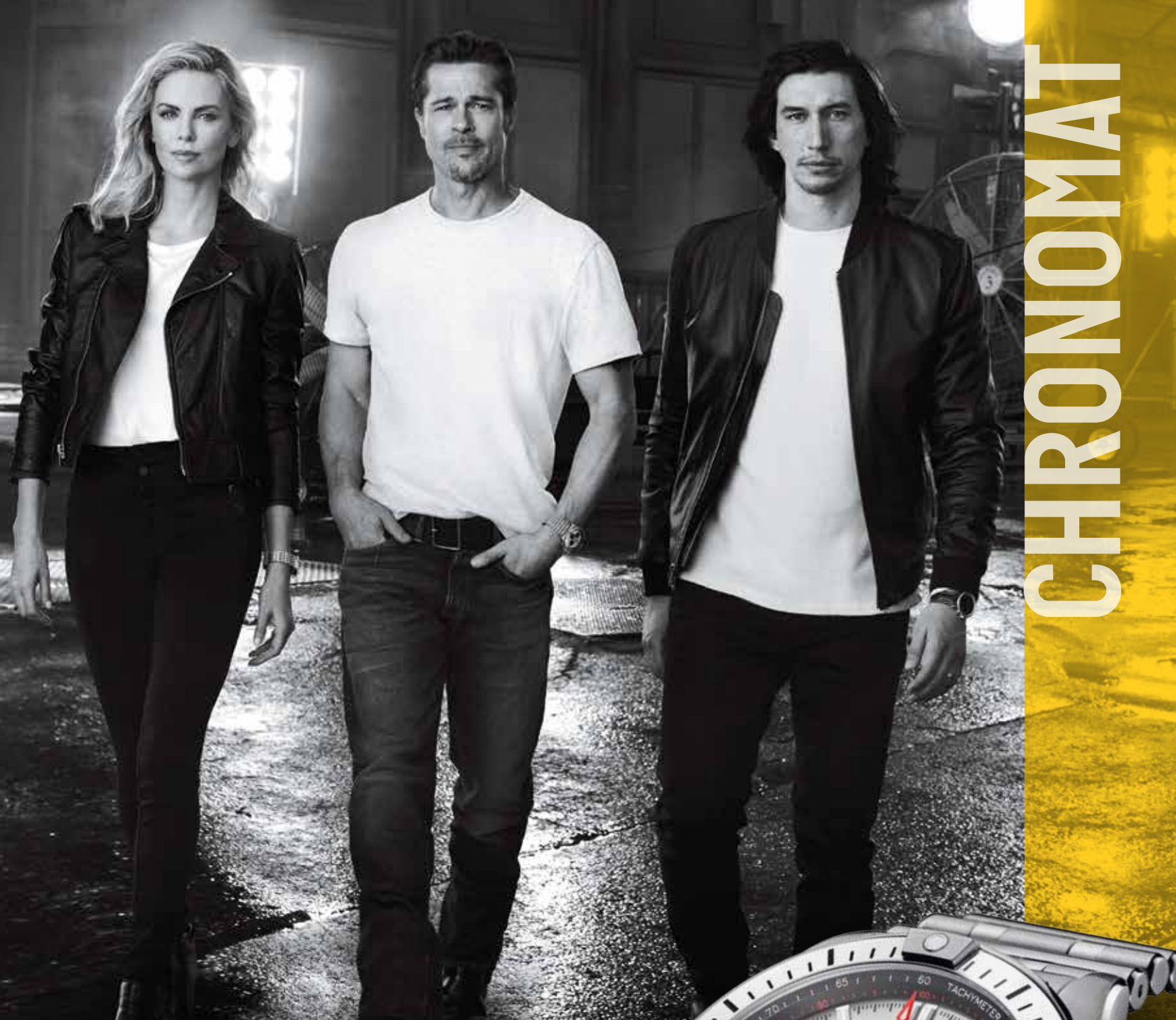
**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE  
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE  
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH





*Belastet:* Bundesrat Berset. Seite 16



*Andere Dimensionen:* Jesus. Seite 30



*Verwirrte Kinder:* Autorin Shrier. Seite 38

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Reiter der Apokalypse
- 9 Peter Rothenbühler  
Liebe Churer Domherren
- 10 Tagebuch Irène Kälin
- 13 Bern Bundeshaus  
Sommarugas Teflon-Mann
- 14 Blick in die Zeit
- 16 «Beeindruckend harmlos»  
Bundesrat Berset ist erpressbar
- 18 Personenkontrolle
- 18 Drohendes Ski-Verbot  
Wider die Interessen der Alpenländer
- 20 Mörgeli Von Kindern und Erwachsenen
- 20 Schottland  
Gesetz gegen «Hasskriminalität»
- 21 Peter Bodenmann  
Was kümmert mich mein Geschwätz...
- 22 Miss Schweiz Aufstieg und Fall
- 24 Russlands Aussenminister Lawrow  
Wie an einem Panzer perlt alles an ihm ab
- 25 Katharina Fontana Armer Feminismus
- 26 Der grosse Neustart  
Corona-Massnahmen hebeln  
Grundrechte aus
- 28 Konzern-Initiative  
Daniel Jositschs Windungen
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Erste Welle, zweite Welle, siebte Welle
- 30 Matthias Matussek  
War Jesus ein Linker?
- 31 Inside Washington  
In Heuchelei ertrinken
- 32 Magglingen  
Wer Leistungssportler sein will,  
muss auch etwas aushalten können

- 33 Hansrudolf Kamer  
Argentinien Weg zurück in die Armut
- 34 Rudolf Strahm  
Staatsmann Ueli Maurer
- 36 Dänemarks Intellektueller der Unruhe  
Jonas Eika, Literatur-Star der Stunde
- 37 Micheline Calmy-Rey  
Die Bedeutung der Neutralität
- 38 «Die Gender-Ideologie verwirrt  
eine ganze Generation»  
Vom Randphänomen zum Trend
- 40 Kein Stempel, nur Steuer  
Geld schafft Macht
- 41 Trommelfeuer gegen Glencore  
Die Horrorgeschichten der NGOs
- 42 «Ehrlich gesagt,  
es läuft schon gut hier»  
Uno-Botschafter Jürg Lauber
- 45 US-Wahlen  
Auf zum letzten Gefecht
- 46 Steuergelder für höhere Dividenden  
Die Medien und ihre  
Bundessubventionen
- 47 Feminismus Basel tickt anders
- 48 Grossbritannien  
Rollkommandos gegen Churchill
- 50 Wind- und Solar-Energie  
Mit dem Bauchgefühl die Zukunft  
verbaut
- 51 David Engels  
Brief aus Posen
- 52 Wie gefährlich ist Google?  
Wettbewerbsklage  
der amerikanischen Regierung
- 55 Henryk M. Broder  
Brüssels Rechtsstaat von oben
- 56 Leserbriefe
- 57 Nachrufe  
Doris De Agostini-Rossetti, Hans Scharpf
- 58 Beat Gygi  
Trump war zum Glück ein Softie

## LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Witz und Weisheit  
Jüdischer Humor
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Kunstschätze  
Am besten alles nach Peking
- 68 Klassik Daniil Trifonow
- 69 Pop Loudon Wainwright
- 70 Fotografie Christian Schwarz:  
Die Stadt, die als Dorf erwachte
- 70 Serie The Crown: Vierte Staffel
- 71 Jazz Ingrid Laubrock  
und Kris Davis

## LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dr. M.
- 79 Mittagessen mit ...  
Marijana Jakic, Marken-Chefin St. Moritz
- 80 Idole Daniel Yule,  
bester Schweizer Slalomfahrer
- 82 Tamara Wernli  
Überprüfe deine Privilegien

Sigrid Joss-Arnd  
hat ein nachhaltiges  
Zeichen gesetzt

**«Es ist ein gutes Gefühl,  
wenn alles geregelt ist –  
machen Sie es doch auch.»**

Sigrid Joss und ihr Mann waren sich einig: das Rote Kreuz hat beide ein Leben lang begleitet, es soll darüber hinaus wirken. Nebst engen Verwandten hat sie deshalb in ihrem Testament auch das SRK begünstigt – das Hilfswerk ihres Vertrauens. Setzen auch Sie ein nachhaltiges Zeichen? Danke!

**Schweizerisches Rotes Kreuz**



**Für mehr Menschlichkeit**

Bitte senden Sie mir kostenlos den **SRK-Testamentratgeber**

Name

Vorname

Strasse/Nr.

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Geburtsdatum

Senden Sie diesen Coupon an **Schweizerisches Rotes Kreuz, Rainmattstrasse 10, Postfach, CH-3001 Bern** oder bestellen Sie den Ratgeber per E-Mail bei [marianne.daetwyler@redcross.ch](mailto:marianne.daetwyler@redcross.ch)

Das SRK im Testament berücksichtigen – Liebe für die Nächsten: [vorsorge.redcross.ch/testament](https://vorsorge.redcross.ch/testament)



# Reiter der Apokalypse

Mit Horrorprognosen schüren Medienexperten die Angst vor Covid-19. Der Hype um angeblich ausgelastete Intensivbetten ist ein Beispiel unter vielen.

Alex Baur

Die Meldung machte letzte Woche die Runde um die Welt: «Alle Intensivbetten in der Schweiz belegt», berichteten die Leitmedien vom *Spiegel* bis zur *New York Times*. Das waren, wie man auf Neudeutsch zu sagen pflegt, Fake News. Richtig ist, dass alle «zertifizierten» Intensivbetten im Land besetzt waren, was der normalen Auslastung von rund 75 Prozent entspricht. Da die nichtzertifizierten Betten faktisch dieselben Standards erfüllen, ist der Unterschied eher semantischer Natur.

Es ist nicht der erste und sicher auch nicht der letzte Fehlalarm. Der Trick mit den «zertifizierten Betten» wurde von den Alarmisten bereits im letzten Juli durchexerziert mit der Meldung, «98 Prozent der Intensivbetten» seien im Frühling belegt gewesen. In Tat und Wahrheit waren die Intensivbetten zum fraglichen Zeitraum nicht einmal zu 60 Prozent belegt. Doch nun ging es darum, das Volk auf die zweite Welle und Masken einzuschwören.

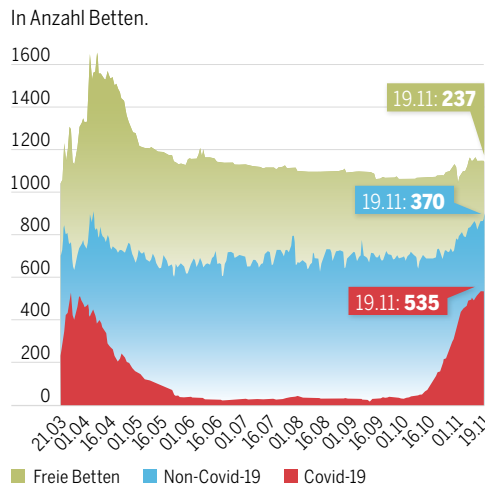
Zum einen liegt es daran, dass die Kapazitäten im letzten Frühling aufgrund übertriebener Prognosen massiv hochgefahren worden waren. Zum andern lässt sich die erstaunlich stabile Auslastung der Intensivbetten damit erklären, dass man bei einem absehbaren Anstieg der Zahl von Covid-19-Patienten auf nicht dringende Operationen verzichtet. So liess sich die Belegung der Intensivstationen recht gut steuern (siehe Grafik). Die Auslastung betrug nie mehr als 75 Prozent.

## Alarmismus hat System

Trotzdem prophezeite die halbamtliche Covid-Task-Force am 21. Oktober eine Überlastung der Intensivstationen auf Mitte November. Selbst nachdem der Bundesrat eine Reihe von Massnahmen verhängt hatte, hielt Task-Force-Chef Martin Ackermann am Katastrophenszenarium fest. Und einmal mehr verrechneten sich die Auguren der wissenschaftlichen Weissagung grossartig. Vielmehr scheint der Höhepunkt der zweiten Welle überschritten. Und selbst wenn der Notfall eingetreten wäre, hätte man, wie im letzten Frühling, die Kapazitäten innerhalb weniger Tage hochfahren können.

Doch nicht nur Journalisten lassen störende Prädikate wie «zertifiziert» oder «im Extremfall» gerne mal weg. So zwischerte die mittlerweile weltbekannte Genfer Twitter-Ärztin Isabella Eckerle letzte Woche ungeniert: «Alle zur Verfügung stehenden Intensivbetten für Erwachsene sind nun belegt. Keine Kapazität mehr für Covid-19- und andere Schwerkranke.» In Tat und Wahrheit waren in Genf am besagten Tag 25 Prozent der Intensivbetten leer.

## Auslastung der Intensivstationen



QUELLE: ICMONITORING.CH (19.11.)

**Erstaunlich stabil:** Es waren nie mehr als 75 Prozent der Intensivbetten belegt.

In einigen Kantonen wie dem Wallis oder im Jura wurde es zwischendurch zwar tatsächlich eng. Doch das lag daran, dass sie, gemessen an der Bevölkerung, über weniger Betten verfügen als die Nachbarkantone, die notfalls aushelfen.

Der Alarmismus hat System. Nachdem die Kurven und Zahlen seit einigen Tagen deutlich nach unten weisen, switchen die Warner zurück auf die Fallzahlen. Am letzten Montag forderte die Bioinformatikerin Emma Hodcroft im Chor mit der Task-Force, dass mehr getestet werden müsse. Mehr Tests, dann gibt es auch wieder mehr Fälle – das leuchtet ein. Der *Tages-Anzeiger*

und die angegliederten Blätter stemmten den *no-brainer* kritiklos auf die Frontseite. Noch am gleichen Abend doppelte SRF mit einem Hodcroft-Interview in der «Tagesschau» nach.

## Dr. Hodcroft weiss Bescheid

Die Karriere der 34-jährigen Emma Hodcroft vom Nobody zum Medienstar ist atemberaubend. Bis sie am 1. März 2020 von der *NZZ am Sonntag* entdeckt wurde, war die Postdoktorandin von der Uni Basel auch in der Welt der Wissenschaft eine unbekannte Grösse gewesen. Sie befasst sich mit der Mutation von Viren. Doch nun mutierte die fotogene Texanerin selber über Nacht zur gefragten Zeitungs- und TV-Expertin für alle Fälle. Ihr Twitter-Account explodierte förmlich von 800 auf 30 000 Follower.

Dr. Hodcroft weiss Bescheid, einfach über alles. Ob über die Wirksamkeit von Masken, die Übertragung von Covid-19 bei Kindern, die Entwicklung von Impfungen, die Gleichstellung der Geschlechter, Mutanten, publizistische, ethische, soziale und pädagogische Fragen – es gibt nichts, zu dem sie nicht eine Expertenmeinung hätte, welche sie gerne teilt. Auch Volkserziehung ist Hodcroft ein Anliegen, wie sie die *Schaffhauser Nachrichten* wissen liess: «Das Virus muss in den Köpfen präsent bleiben.»

Anfang November schaffte Emma Hodcroft den Sprung an die Universität Bern, wo sie an der Seite von Privatdozent Christian Althaus, 48, Computermodelle entwickelt. Mit Isabella Eckerle, die ihr Metier beim deutschen Corona-Guru Christian Drosten lernte, gehört Althaus zu den schrillsten Corona-Alarmsirenen in den sozialen Medien. Das Trio ist beseelt vom Glauben, dass man Sars-CoV-2 ausmerzen kann, wenn sich alle Menschen der Welt ihrem strengen Regime unterwerfen.

Was die drei sonst noch miteinander gemein haben: Sie wirken jugendlich fotogen, bieten klare und simple Botschaften an, wie Journalisten sie lieben. Als Forscher hatte keiner von ihnen je grossartig brilliert – doch die Corona-Panik katapultierte sie unverhofft in ein Rampenlicht, von dem Wissenschaftler normalerweise nur träumen können.



# Liebe Churer Domherren

So etwas! Einfach die Post vom Papst zurücksenden. Ihr zweiundzwanzig alten Herren seid also zusammengekommen, um aus einem Dreivorschlag aus Rom einen Nachfolger von Bischof Vitus Huonder zu wählen. Und habt gesagt: Da ist keiner dabei, der uns passt. Bitte nachbessern. Habt damit den Stellvertreter Christi auf Erden vor den Kopf gestossen, ihm gezeigt, wo Gott hockt. In Chur. Das hat's noch gar nie gegeben. Ich wusste nicht, dass man gleichzeitig stockkatholisch und anti-autoritär sein kann. Ihr wart im Mai 1968 so Mitte zwanzig, aufmüpfige Buben, aber erkatholisch.

Die Kombination schlägt jetzt voll durch. Eigentlich muss man gratulieren. Ihr habt den progressiven Katholiken der Städte gezeigt, aus welchem Holz Bündner geschnitzt sind: viel demokratischer, als man denkt. Der Bischof soll hier, vor Ort, und nicht in Rom



Wo Gott hockt:  
Geistliche Lepori, Monn, Bonnemain (v. l.).

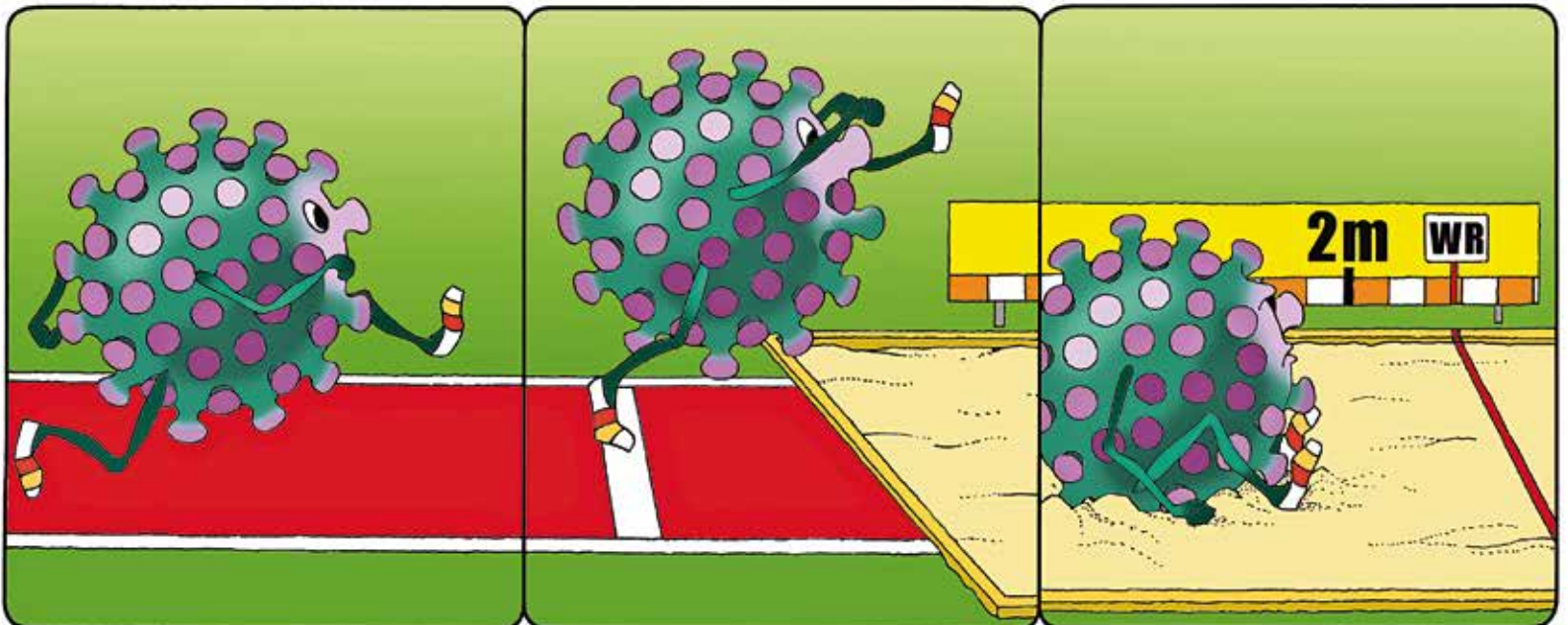
gewählt werden, sagt ihr. Genau so, wie es die progressiven Kräfte schon immer forderten, natürlich mit anderen Vorstellungen vom idealen Bischof. Jahrelang haben die Zürcher, sekundiert von den Medien, den konservativen Bischof Vitus Huonder durch den Kakao gezogen, weil er die alten Zöpfe des Vatikans vertrat. Jetzt haben sie die Quittung. Wer den

Gebirgskatholizismus der alten Bündner – und Walliser – nicht massiv unterschätzt, weiss, dass diese Rebellion nicht einfach alterssklerotische Verbohrtheit ist, sondern eine Sorge reflektiert, die eine breite Basis teilt, die nichts von der Aufweichung des alten Glaubens hält. Warum soll nicht wenigstens ein Schweizer Bischof konservativ sein und sich vom ökumenischen Gesäusel, von der Anbiederung an die Reformierten fernhalten? Normalerweise heisst es «Roma locuta, causa finita».

Will der Papst diese Causa beenden, muss er entweder die Schweizergarde nach Chur marschieren lassen oder einen passenden Kandidaten aus dem Pileolus ziehen. Und künftig besser auf die Bodentruppen hören.

Mit freundlichen Grüssen  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Irène Kälin



**E**s ist fast ein Jahr her, dass ich das erste Mal das Wort «Corona» in einem bierfreien Zusammenhang las. Es ging irgendwie um China. Ich scrollte weiter, ging mit Freunden ein Bier trinken, umarmte sie, küsste Fremde und schüttelte Hände. Gedankenlos. Bedenkenlos. Was dann geschah, wissen wir alle. Corona war plötzlich überall und ist es noch immer. Und eigentlich darf ich nicht klagen. Mir geht es gut. Weder packte mich das Virus am Kragen, noch musste ich in Quarantäne. Ich stehe auch nicht vor dem finanziellen Ruin, bin nicht systemrelevant und leiste nicht eine Überstunde nach der anderen. Nein, jetzt habe ich sogar mit jenen Menschen ein Gesprächsthema, mit denen mich sonst so gar nichts verbindet. Aber nur weil es mir bessergeht als vielen anderen, geht es mir noch lange nicht gut. Ich vermisse feuchte Hände und schmatzende Küsse, Lippenlesen und Schulterklopfen, Bierabende, und ja, ich vermisse auch, dass mir Menschen (zu) nahe kommen. Ärgerte ich mich früher, wenn sich fremde Hände im Ausgang ungefragt näherten, so ertappe ich mich dabei, dass ich die damaligen Nebenwirkungen weitaus weniger schlimm empfand, als nicht mehr tanzen gehen zu können.

**D**afür machen mir nun die Nebenwirkungen der Pandemie (Bekämpfung) zu schaffen. Und damit meine ich nicht nur die behördlich verhängten Massnahmen. Sondern das, was sie mit uns machen. Als Gesellschaft. Plötzlich sind wir Polizistinnen und Verbrecher. Von einer Mitreisenden im gleichen Zugabteil wurde ich kürzlich angeschnauzt, weil ich für ihren Geschmack mein Sandwich zu langsam ass. Einen Tag später wollte mich

ein Maskenverweigerer missionieren und dazu bringen, die Maske ebenfalls abzulegen, weil nur so ein offenes Gespräch möglich sei. Zwischen den beiden Einstellungen liegen Welten. Und der Graben wird je länger, je deutlicher und unüberwindbarer. Die Polizisten und Verbrecherinnen werden je länger, je zahlreicher.

**E**ine Nebenwirkung, die wir alle kennen: das Begrüssungsproblem. Wem sagen wir wie hallo? Ich halte es so: Wem ich nahe bin, dem begegne ich wie eh und je. Menschen, mit denen ich länger als eine Viertelstunde ohne Schutzkonzept verbringe – zum Beispiel, wenn ich mit jemand essen gehe –, die küsse, umarme und herze ich, je nachdem, was aufgrund unserer Verbindung angebracht ist. Allen anderen begegne ich so distanziert und höflich wie möglich. Dem Ellbogenboxer und Winkmanövern aber kann ich gar nichts abgewinnen. Offenbar halten das andere anders, und so beobachten wir alle hilflose und missratene Begrüssungsszenen. Wer hätte gedacht, wie viel Sicherheit damit einhergeht, dass wir uns die Hand geben oder uns zur Begrüssung küssen? Und wie schön war es, als diese Kleinigkeiten normal waren.

**M**ir fehlt das Leben ohne Distanz. Mir fehlt der Körperkontakt zu Mitmenschen. Und mir fehlen – bei allem Verständnis, dass wir Distanz halten müssen – Stimmen, die nicht einfach alles kritisieren, sondern berechtigte Argumente vorbringen zur Frage, ob das, was wir hier durchleiden, wirklich bis in die letzte Konsequenz richtig ist. Und damit meine ich weder Masken-runter-Missionare noch Esstempo-Polizistinnen. Wohlverstanden, ich habe für die pandemiebedingten Massnahmen Verständnis. Aber ist es wirklich nötig, Kleinkinder zu isolie-

ren? Ist es wirklich richtig, Menschen in Quarantäne einen einsamen Waldspaziergang zu verwehren? Ist es richtig, in Kitas Masken zu tragen? Und ist es richtig, die Swiss zu retten, aber Tausende von Selbständigen, die nur indirekt von der Krise betroffen sind, alleine zu lassen?

**U**nd dann gibt es auch Nebenwirkungen, die ich einfach nicht verstehen kann. Die Aargauer Kantonsärztin zeigte Hunderte Reiserückkehrer an, weil sie sich nach der Rückkehr in die Schweiz von einem gelisteten Land nicht gemeldet hätten – zu Unrecht, wie nun publik wurde. Aargauerinnen wurden verzeigt, die auf der Durchreise in einem Risikogebiet zwischenlandeten; nicht zu glauben, dass sogar Babys verzeigt wurden. Und das BAG: Bei allem Verständnis passieren da viel zu viele Kommunikationspannen. Offenbar weiss man teilweise nicht einmal, wo jemand gestorben ist, kann dafür aber mit Sicherheit sagen, dass die Person an Corona gestorben ist. Mit Verlaub, das ist nicht nur unverständlich, sondern auch pietätlos.

**D**as sind alles Kleinigkeiten. Nicht zu vergleichen mit dem Leid derer, die Angehörige durch Corona verloren haben, oder Menschen, die nicht mehr wissen, wie sie ihre Rechnungen bezahlen sollen, oder die eine Überstunde nach der anderen leisten. Es sind aber diese banalen Kleinigkeiten, die uns verbinden. Und in Zeiten der Distanz brauchen wir diese Verbindungen dringender denn je.

Irène Kälin ist Nationalrätin der Grünen Partei.

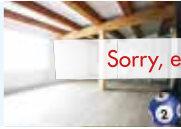
# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'351'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



Sorry, es sind leider alle Wohnungen vermietet!  
4 Zimmer Mietwohnung  
052 338 07 09  
miete 2000.- priv. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'071'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'953'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



5 ½ Eigentumswohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.birch-seuzach.ch](http://www.birch-seuzach.ch)



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'859'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 673'400.-, Bezug ab Herbst 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.calmacasa.ch](http://www.calmacasa.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2022  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume  
verwirklicht werden können?**  
Melden Sie sich bei unserem Chef   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5



## VIP-Arrangement: «Giardino Mountain» St. Moritz für Fortgeschrittene

**Mondäner Luxus oder wilde Bergwelt?**  
Das Hotel «Giardino Mountain» in Champfèr-St. Moritz ist Basislager für Entdecker und Rückzugsort für Geniesser in einem. Sie finden das ungewöhnlich? Gut so!

Umgeben von Wäldern und Bergseen, thront das «Giardino Mountain» zwischen den Gipfeln des Corvatsch und der Corviglia auf fast 2000 Metern über Meer. Das Ensemble aus sieben Engadiner Häusern wurde 2011 aufwendig restauriert und als modernes Designhotel wiedereröffnet. Resultat: fünf Sterne, vier Restaurants, ein Spa sowie Sonnendeck und Bar-Lounge.

Historische Mauern und zeitgemässes Interieur – jedes Zimmer hat seinen Charakter und manches einen sensationellen Blick. Naturbelassene Hölzer, helle Farben, bunte Stoffe: Der moderne Alpen-Chic lädt zum Wohlfühlen ein.

Mit dem «Ecco» beherbergt das Resort eines der besten Restaurants in St. Moritz; ausgezeichnet mit 2 Michelin-Sternen und 18 Punkten von «Gault Millau». Das «Hide & Seek» mit ayurvedisch inspirierter Küche und die rustikale «Stüva» sorgen für Abwechslung vom Frühstück bis zum Dinner.

Ob Pool, Sauna, Fitness, Massagen oder Kosmetik: Im «dipiù Spa» können sich Körper und Geist entspannen. Klassische und therapeutische Massagen, ayurvedische Behandlungen und eine eigene Pflegelinie garantieren Wellness pur.



### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Arrangement im «Giardino Mountain», Champfèr-St. Moritz

##### Leistungen:

- 1 Übernachtung im Doppelzimmer für zwei Personen
- Willkommensgetränk
- 1 Flasche Prosecco bei Anreise
- Frühstücksbuffet
- Halbpension im Restaurant «Hide & Seek» oder in der «Stüva»
- Freier Zugang zum «dipiù Spa»
- Eine Ski-Tageskarte pro Person/Aufenthalt
- Transfer zwischen Bahnhof und Hotel

##### Preise:

Für zwei Personen im DZ pro Nacht:

Anreise

Sonntag bis Donnerstag: Fr. 720.–  
(statt Fr. 930.–)

Anreise

Freitag und Samstag: Fr. 820.–  
(statt Fr. 1050.–)

##### Buchung:

Innerhalb des Angebotes sind beliebig viele Nächte nach Verfügbarkeit buchbar.

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an [reservation@giardino.ch](mailto:reservation@giardino.ch). Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Buchbar nach Verfügbarkeit: 18.12.–24.12.20, 10.1.–28.1.21, 1.2.–12.2.21 (ausg. 6. und 7.2.), 28.2.–14.3.21

##### Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich  
[giardinohotels.ch/st-moritz](http://giardinohotels.ch/st-moritz)

# Sommarugas Teflon-Mann

Die Subventionsskandale im Verkehrswesen geschahen unter Aufsicht des zuständigen Bundesamts. Dessen Chef hat es fertiggebracht, dass seine Behörde besser dasteht als zuvor.

Die letzte grosse Reinemachaktion des Bundesamtes für Verkehr (BAV) richtete sich gegen die Verkehrsbetriebe Luzern. Die Aufsichtsbehörde beschuldigte das Transportunternehmen im März, das Subventionsgesetz gebrochen und sechzehn Millionen Franken Subventionen «ungerechtfertigterweise» eingekassiert zu haben. In den letzten Tagen ist dazu auch ein Untersuchungsbericht des Luzerner Stadtrates erschienen, in dem der Geschäftsleitung des Unternehmens vorgeworfen wird, sie hätte sich «nicht einwandfrei verhalten». Nach Postauto, SBB und dem Berner Bahnunternehmen BLS stehen jetzt also auch die Luzerner Verkehrsbetriebe als Subventionsrüder am Pranger.

Doch während reihenweise Spitzenkader dieser Verkehrsbetriebe zurücktreten mussten und sich wohl auch vor Gericht werden verantworten müssen, blieb der BAV-Direktor unbehelligt und fast unangreifbar. Dabei werfen diese Vorfälle, die alle erst nach dem Auffliegen des Postauto-Skandals 2018 ans Licht kamen, auch ein schiefes Licht auf die Ära von Direktor Peter Füglistaler, der vor zehn Jahren die Leitung des BAV übernommen hatte. Der frühere Verkehrsminister Moritz Leuenberger (SP), ein Parteikollege, hatte ihn geholt und an die Spitze des BAV gesetzt.

## Gehörige Portion Blauäugigkeit

Seit Mai 2019 ist aktenkundig, dass das BAV unter Füglistaler nicht gerade als Musterbehörde dasteht, was die Aufsicht über die 120 konzessionierten Transportunternehmen betrifft. Damals wurde ein Audit der Treuhandgesellschaft BDO offiziell bekannt, welches von der seinerzeit zuständigen Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) in Auftrag gegeben worden war.

Die Prüfer gingen der Frage nach, weshalb die Aufsichtsbehörde den Subventionsschwindel bei Postauto jahrelang nicht bemerkt hatte. Die Untersuchung machte deutlich, dass die unter Füglistaler herrschende Kontrollkultur im BAV einer Einladung zur Manipulation gleichkam. Es fehlte an Fachwissen, die Unabhängigkeit der Kontrolle war nicht gewährleistet, vor allem aber: Das BDO-Audit bestätigte in sei-



*Einladung zur Manipulation:*  
Direktor Füglistaler.

nem kritischen Bericht auch eine gehörige Portion Blauäugigkeit des BAV beim Prüfen der Jahresrechnungen. Das Prüfkonzept des BAV ging zum Beispiel von der Annahme aus, dass die durch die Transportunternehmen zur Verfügung gestellten Daten und Informationen im Grundsatz korrekt sind. Oder anders gesagt: Die Aufsicht war ein Witz.

Dafür geht der Direktor des Bundesamtes für Verkehr umso eifriger ans Werk, wenn es darum geht, Verkehrsbetriebe öffentlich anzuschwärzen. Nachdem bekanntgeworden war, dass auch die BLS zu viele Subventionen kassiert hatte, erklärte Füglistaler in den *BAV-News*: «Nach Postauto ist dies der zweite Fall, bei dem eine Geschäftsleitung eines ÖV-Unternehmens wissentlich falsche Angaben gemacht hat, um mehr Subventionen zu erhalten.» Selten hat sich ein Chefbeamter so weit hinausgelehnt.

## Fan-Gemeinde im Parlament

War es tatsächlich so? Es gibt einen parlamentarischen Vorstoss, in dem auch die Aufsicht des BAV hinterfragt wird. Hinterlegt hat ihn der Präsident der Finanzkommission des Nationalrates, der Waadtländer FDP-Politiker Olivier Feller im Frühjahr 2020. Eine der Antworten auf Fellers Interpellation lässt aufhorchen. Das Verkehrsdepartement (Uvek), inzwischen unter der Leitung von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP), liefert nämlich eine andere Darstellung des Sachverhalts: «Es gibt keine Hinweise, dass

sich SBB und BLS in den kommunizierten Fällen systematisch und gezielt bewusst finanzielle Vorteile verschafft haben.»

So oder so: Füglistalers Meisterleistung an der Spitze des BAV ist, dass heute alle über die Subventionsskandale berichten, aber kaum jemand über seine Rolle und die Unzulänglichkeiten des BAV bei der Aufsicht über die Schweizer Transportunternehmen. Es ist, als sei er aus Teflon: An ihm bleibt nichts kleben. Im Parlament hat er immer noch eine grosse Fan-Gemeinde.

Der grüne Präsident der nationalrätlichen Verkehrskommission, Michael Töngi, findet, das BAV sei Teil der Lösung und nicht des Problems. Andere wie SVP-Nationalrat Walter Wobmann sagen, es gebe halt nichts, was man dem BAV-Direktor konkret vorwerfen könne. Noch besser: Als SBB-Chef Andreas Meyer den Rücktritt gab, brachte eine Zeitung Füglistaler als Nachfolger ins Spiel – ausgerechnet Füglistaler, der mit dem SBB-Chef jahrelang heftige Auseinandersetzungen geführt hatte, die erst jetzt unter Bundesrätin Sommaruga beigelegt wurden. Es geschehen noch Wunder in Bern.

ZÜRICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG  
BEIJING | HONG KONG | DENMARK

Swiss tradition.  
European roots.  
Eastern expertise.  
To meet both  
your personal and  
corporate needs.

**BIL**  
1856

BANQUE  
INTERNATIONALE  
À LUXEMBOURG  
| SUISSE

[www.bil.com/swisstradition](http://www.bil.com/swisstradition)

# BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Beim Durchblättern der NZZ springt eine Schlagzeile ins Auge: «Wo sind die Frauen?» Es geht um eine Initiative aus Frankreich. Mehrere Vermögensverwalter fordern Grossunternehmen auf, den Frauenanteil im Top-Management zu erhöhen.

Die NZZ schreibt: «Zahlreiche Untersuchungen belegen, dass Firmen, die auf Frauenpower setzen, innovativer und effizienter sind.» Wenn das stimmt, dürfte die Intervention überflüssig sein. Am Markt setzen sich die innovativeren, effizienteren Unternehmen sowieso durch.

Warum sind Frauen in Geschäftsleitungen untervertreten? Die NZZ belässt es beim Befund: «Je höher man die Hierarchietreppe nach oben steigt, desto weniger Frauen trifft man an – das ist nicht nur in Frankreich so, sondern ein globales Phänomen.»

Doch was allgemein gilt, sollte auch allgemein erklärbar sein. Vielleicht ist es so: Gerade weil Frauen effizienter sind, schaffen sie es in der Wirtschaft seltener an die Spitze.

Anders formuliert: Frauen unterwerfen ihre Entscheidungen einer viel rigoroseren Kosten-Nutzen-Analyse. Jahrelang Überstunden leisten für die winzige Chance, den Sprung nach ganz oben zu schaffen? So irrational verhalten sich vor allem Männer.

Ausgerechnet in Georgia entscheidet sich das Vermächtnis von Donald Trump. Der Bundesstaat im Südosten der USA ist die Heimat des TV-Senders CNN, den Trump seit Jahren als Feindbild pflegt.

Obwohl Georgia lange Zeit solid republikanisch wählte, machte Trump dort weniger Stimmen als Joe Biden. Im Januar sind in Georgia noch zwei Senatorensitze zu ver-

geben. Sollten die Demokraten beide Wahlen gewinnen, hätten sie im Senat die Kontrolle.

Das ist auch deshalb wichtig, weil der Präsident gewisse Personalien von den Senatoren bestätigen lassen muss. Dazu gehörten auch die drei Richter, die Trump an den neunköpfigen Supreme Court berief. Seither herrscht dort eine starke konservative Mehrheit.

Gelingt es den Demokraten, den Senat zu erobern, könnte Biden die Trump-Richter mit eigenen Leuten marginalisieren. Das liefe über ausserordentliche Nominationen, denn die Verfassung macht keine Angaben über die Grösse des Supreme Courts.

## *Trump erinnert an Charlie Croker, die Hauptfigur aus dem Georgia-Roman von Tom Wolfe.*

Die Idee ist bei vielen Demokraten beliebt. Allerdings würde eine solche Aufstockung des Gerichtshofs gegen Gewohnheitsrecht verstossen. Die Folge wäre wohl ein so gewaltiger Krach, dass die Trump-Ära rückblickend als einträchtig und harmonisch gelten müsste.

Ebenfalls populär unter Demokraten ist der Vorschlag, das Electoral College abzuschaffen. Die Republikaner hätten es so schwerer, Präsidentschaftswahlen zu gewinnen. Sie sind vor allem stark in bevölkerungsärmeren Staaten, die vom jetzigen System profitieren.

Eine andere Option lautet, das Electoral College zu vergrössern, etwa um Mitglieder aus Washington, D.C. oder Puerto Rico. Beide Gebiete sind demokratisch geprägt und haben bislang kaum Einfluss auf die Bundespolitik.

Doch selbst wenn die Demokraten auf all die Manöver verzichten würden, könnten sie

mit einer Mehrheit im Senat die Trump-Ära leicht abwickeln. Darum interessiert sich plötzlich die halbe Welt für Georgia.

Stand heute, dürften die Republikaner dort zumindest einen Senatssitz gewinnen. Die Szenarien um Supreme Court und Electoral College – in amerikanischen Medien allgegenwärtig – wären damit hinfällig. Viel eher könnte eintreten, was manche schon länger unken: dass Joe Biden der schwächste Präsident seit Jimmy Carter werden wird.

Er, Carter, lebt heute hochbetagt in Georgia. Sein Nach-nach-nach-nach-nachfolger Donald Trump wiederum erinnert an Charlie Croker, die Hauptfigur aus dem Georgia-Roman von Tom Wolfe («Ein ganzer Kerl»).

Einst Immobilienmagnat, beginnt Croker nach Niederlagen ein neues Leben. Er zieht als Wanderprediger durchs Land, und bald gibt es Gerüchte, er lanciere eine TV-Show.

Möglich, dass Trump einen ähnlichen Weg gehen wird. Dabei würde er aber einen grossen Bogen um CNN in Georgia machen.

Am Sonntag wird über die Konzerninitiative abgestimmt. Zeichnen die Umfragen ein realistisches Bild, könnte das Volk die Vorlage gutheissen, während die Stände sie ablehnten.

Die Schweiz stünde dann wieder einmal vor Diskussionen, wie Amerika sie gegenwärtig erlebt: Wie stark darf sich das Stimmgewicht zwischen den Regionen unterscheiden? Wann beginnt die «Diktatur der Minderheit» (*Tages-Anzeiger*)?

Doch anders als in Amerika ist in der Schweiz die Sache klar: Die Abschaffung des Ständemehrs scheitert am Ständemehr.

Château Lascombes Benjamin Leroux Catena Zapata Château La Violette Chiara Boschis Feudo Maccari Champagne Billecart-Salmon  
 Domaine Paul Jaboulet Aîné Château La Lagune Tenuta del Terriccio Roberto Voerzio Armagnac Sempé Paolo Scavino Château Gazin  
 Château Lafleur Bruno Giacosa Bodegas Altanza Caiarossa Château Margaux Pahlmeyer Château Pavie Marchesi Mazzei  
 Podere Giodo Bibi Graetz Clos Fourtet Château Cheval Blanc Harlan Estate Château Angélys Quinta do Noval Chiappini  
 Château Beauséjour Duffau Lagarosse Azienda Agricola Zýmē Tenuta di Trinoro & Passopisciaro Château Grand Puy Ducasse  
 Champagne Barons de Rothschild Château Ducru Beaucaillou Calvo Casajus Château Musar Terras Gauda Gialdi & Brivio  
 Biondi-Santi Château Coutet Pratum Coller Château Kirwan Château Pichon Longueville Baron Château Mouton Rothschild  
 Piero Busso Cantina Monti Château Talbot Klein Constantia Clos Apalta Tenuta Luce Frédéric Magnien Château d'Yquem  
 Château La Mission Haut Brion Domaine de la Vieille Julienne Château Les Carmes Haut-Brion Champagne Pointillart Leroy  
 Bodegas Perez Barquero Château Église Clinet Montevetrano Champagne Henri Giraud Domaine Alphonse Mellot Uccelliera  
 Château Chasse Spleen Champagne Michael Genet Sassicaia Delea Vieux Château Certan Château Domaine de Chevalier  
 Toro Albalà Château Figeac Olivier Leflaive Château Meyney Luciano Sandrone Château Clinet Diesel Farm Château Pétrus  
 Château Tour Saint Christophe Château Malescot Saint-Exupéry Château Ausone Tenuta San Guido Fattoria Petrolo Ornellaia  
 Castellare di Castellina - Rocca di Frassinello Château Nénin Opus One Château Le Pin Domaine A-F Gros Ca del Baio  
 Château Beychevelle Fratelli Alessandria Château Palmer Domaine de la Barroche Château La Dominique Almaviva  
 Cheval des Andes Château Montrose Château D'Issan Casanova di Neri Château Quintus Château Rieussec  
 Château Rauzan-Ségla Zanini & Vinattieri Moris Farm Champagne De Venoge Hacienda Monasterio Calera  
 Masseto Maison Chavy-Chouet Domaine Trimbach Giuseppe Rinaldi Château Valandraud Tignanello  
 Nikolaihof Fattorie Le Pupille Château Clerc Milon Podere Orma Château Fombrauge Château Canon  
 Château D'Armailhac Trapletti Château Du Tertre Château L'Évangile Castello di Morcote Redigaffi  
 Domaine Zind Humbrecht Señá St Michael Eppan Samaroli Château Laroque Domaine Hubert Lignier  
 Château Lafite Rothschild Bartolo Mascarello Vietti Château Grand Puy Lacoste Domaine de L'Île Delea  
 Tenuta il Poggione Château Trotte Vieille Masciarelli Oasi degli Angeli Caparzo Château La Gaffelière  
 Château Latour Tenuta di Biserno Château Fieuzal Sassicaia Clos Fourtet Domaine Alphonse Mellot  
 Château Pichon Longueville Comtesse Lalande Château Pape Clément Château Smith Haut Lafitte  
 Marchesi Mazzei Château Cheval Blanc Chiappini Château Les Ormes De Pez Château Péby Faugeres  
 Château Beauséjour Bécot Château La Tour Carnet Tenuta Luce Château Labégorce Château Lafleur  
 Château La Conseillante Château Mauvesin Barton Château Bellevue-Mondotte Château Pavie Macquin  
 Jayson Domaine Trévallon Château Phélan Ségur Château LéoVILLE Poyferré Château Haut Batailley  
 Château Brane Cantenac Château Tronquoy Lalande Château Branaire Ducru Château LéoVILLE Barton  
 Château Malartic Lagravière Château de Beaucastel Domaine du Pegau Château Suduiraut Caiarossa  
 Pahlmeyer Château Lagrange Château de la Tour Château LéoVILLE Las Cases Château Haut Bailly  
 Château Calon Ségur Champagne Billecart-Salmon Château Lynch Bages Domaine Paul Jaboulet Aîné  
 Domino de Pingus Chiara Boschis Château Ferrière Paolo Scavino Château Berliquet Château Potensac  
 Château Duhart Milon Feudo Maccari Podere Giodo Château Cos D'Estournel Château Sociando Mallet  
 Champagne Billecart-Salmon Château Lafleur Señá Champagne Barons de Rothschild Bodegas Altanza  
 Benjamin Leroux Château Les Carmes Haut-Brion Château Angélys Bruno Giacosa Château d'Yquem  
 Cantina Monti Château La Lagune Château Gazin Tenuta del Terriccio Château Pavie Harlan Estate  
 Château Lascombes Armagnac Sempé Almaviva Château Pontet Canet Château Canon La Gaffelière  
 Quinta do Noval Roberto Voerzio Château Kirwan Château Montrose Olivier Leflaive Gialdi & Brivio  
 Château Margaux Pratum Coller Château Giscours Azienda Agricola Zýmē Calvo Casajus Piero Busso  
 Frédéric Magnien Luciano Sandrone Catena Zapata Château Coutet Klein Constantia Château Ausone  
 Champagne Louis Roederer Château Pavie Decesse Domaine A-F Gros Fattoria Petrolo Château Clinet



ARVI, dein Wein... auch zu Weihnachten.

**COUNTDOWN BIS WEIHNACHTEN**

Verpassen Sie nicht die unglaublichen Angebote. Ab dem 1. Dezember auf **ARVI.CH**



# «Beeindruckend harmlos»

Bundesrat Alain Berset (SP) ist erpressbar. Dies zeigt seine eigene Einschätzung genauso wie jene der Bundesanwaltschaft. Das Abwehrdispositiv wackelt.

Christoph Mörgeli

Der Flächenbrand nach der online verbreiteten *Weltwoche*-Eilmeldung breitet sich aus. Unserem Artikel zugrunde lag ein Strafbefehl der Bundesanwaltschaft vom 14. September 2020. Diesem ist zu entnehmen, dass Bundesrat Alain Berset erstmals am 21. November 2019 und dann weitere Male durch Mails um 100 000 Franken als «ausstehende Schuld» erpresst worden ist. Was genau der Erpressungsinhalt war, ist bislang unklar, da die Bundesanwaltschaft die entsprechenden Passagen im Strafbefehl eingeschwärzt hat.

Sicher ist, dass dem Magistraten angedroht wurde, bei Nichtbezahlung würden belastende Fotos und gegenseitige Mails publik gemacht. Diese lagen dem ersten Erpresserbrief in sieben Dokumenten bei. Laut Strafbefehl hat Bundesrat Alain Berset selber beantragt, «dass der hier zu beurteilende Sachverhalt nicht an die Öffentlichkeit gelangen soll». Die Bundesanwaltschaft folgte diesem Ansinnen, seien doch «gewichtige Geheimhaltungsinteressen sowohl in persönlich-familiärer als auch in beruflicher Hinsicht ausgewiesen». Bundesrat Berset habe «ein besonderes Bedürfnis auf Schutz der Persönlichkeit und der Privatsphäre».

## Ungleich-Justiz

Das heisst mit anderen Worten: Sollte der Inhalt der Erpressung an die Öffentlichkeit gelangen, wäre der Gesundheitsminister in seiner Berufstätigkeit beeinträchtigt. Und sein Beruf ist nun einmal Bundesrat. Für den Freiburger Strafrechtsprofessor Marcel Niggli ist klar: «Die Formulierungen im Strafbefehl lassen den Schluss zu, dass Bundesrat Berset erpressbar ist.» Berset's Entourage hingegen lässt verlauten, es liege keinerlei Erpressbarkeit vor. «Das geht für mich nicht auf», bekräftigt Strafrechtler Niggli auf Anfrage der *Weltwoche*.

Erst drei Wochen nach Eingang der Erpressung hat Berset Strafanzeige eingereicht.



*Amtlich bestätigte Erpressbarkeit:* Politiker Berset.

Dazwischen lag ein recht intensiver Schriftwechsel zwischen dem Bundesrat, seinem privaten Anwalt Patrik Eisenhut und der Erpresserin. Eisenhut setzte alle Hebel in Bewegung, um eine Einigung zu erzielen und eine öffentliche Gerichtsverhandlung abzuwenden – gemäss seinem Credo: «Vorbeugen ist besser als heilen, ich berate lieber vorgängig, als nachträglich zu prozessieren.» Doch die Frau liess sich nicht beruhigen und wiederholte ihre Erpressung sogar mehrmals. Erst am Tag vor der mit Berset's Abgesandten vereinbarten Geldübergabe in einer Gaststätte lenkte die Erpresserin ein und nahm Teile ihrer Vorwürfe zurück. Welche Teile ihrer Vorwürfe hielt sie indessen aufrecht? Ihr amtlicher Verteidiger, Rechtsanwalt Andrea Janggen, lässt die *Weltwoche* diesbezüglich wissen, er bitte «um Kenntnisnahme, dass ich in dieser Angelegenheit keine Auskünfte erteile».

Die Rücknahme der Erpressung ersparte der Frau zwar eine Verurteilung wegen vollendeter Erpressung, nicht aber die Verhaftung am Tag darauf um 7.40 Uhr und eine achtstündige Polizeihaft. Ein renommierter Strafrechtler und Gutachter des Bundes wundert sich: «Ich habe noch nie erlebt, dass die Bundesanwaltschaft so schnell in die Gänge kommt.» Es sei naheliegend, dass hier verschiedene Massstäbe angewandt würden. «Man kann davon ausgehen, dass die Frau massiv unter Druck gesetzt, ja plattgewalzt wurde.» Sie willigte in der Folge ein, dass ihre sechs Kommunikationsgeräte und eine SIM-Karte bis auf die Werkseinstellung gelöscht wurden. Dass Geld geflossen sei, stellt Berset's Verteidiger energisch in Abrede. Die Kooperationsbereitschaft der Frau wirkte sich strafmildernd aus; sie erhielt eine äusserst bescheidene, bedingte ausgesprochene Geldstrafe.

Die Strafbefehle, in denen Staatsanwälte Untersuchungsinstanz, Verfahrensführer und Richter zugleich sind, wurden eingeführt, um die Ge-

richte von Massen- und Bagatelldelikten etwa im Bereich des Strassenverkehrs und der Drogenvergehen zu entlasten. Der von uns konsultierte Strafrechtler wundert sich, dass die Erpressung eines Bundesrats um 100 000 Franken wie ein Massen- und Bagatelldelikt abgewickelt wurde. Auffallend ist jedenfalls das intensive Bemühen, ein Gerichtsverfahren und damit Publizität zu vermeiden.

## Schadensbegrenzung des Berset-Lagers

Wie funktionierte die Abwehrstrategie von Berset's kommunikativen und juristischen Beratern nach Erscheinen des *Weltwoche*-Artikels? Berset's Kommunikationschef Peter Lauener reagierte noch am gleichen Tag und erklärte, dass «unwahre und ehrverletzende Behauptungen» Gegenstand des Erpressungsversuchs gewesen seien. Diese hätten das Privatleben von Berset vor acht Jahren betroffen. Damit räumte



Lauener einerseits ein, dass konkrete private Ereignisse Auslöser des Erpressungsversuchs gewesen seien. Mit dem Hinweis auf die acht dazwischenliegenden Jahre und der Aussage Laueners, «Bundesrat Berset ist nicht erpressbar», unternahm er den etwas holprigen Versuch, das private Vorkommnis auf die Zeit vor Bersets Bundesrätstätigkeit zu verschieben. Nur war Alain Berset vor acht Jahren schon bald ein Jahr lang Mitglied der obersten Landesbehörde.

Es gebe «keine verfänglichen Fotos und auch sonst keine den Bundesrat belastenden Informationen», meinte Lauener weiter. Jedoch stellen sich dann erst recht Fragen: Warum hat Bundesrat Berset selber auf Geheimhaltung bestanden? Warum hat die Bundesanwaltschaft sein privates und berufliches Leben durch die

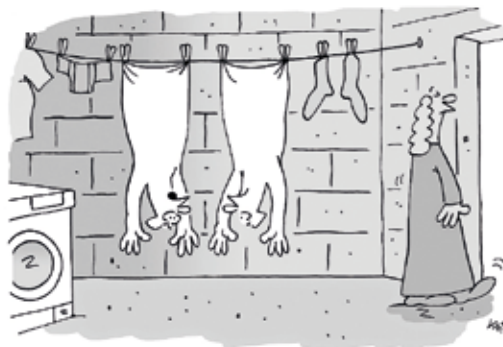
*«Ich habe noch nie erlebt, dass die Bundesanwaltschaft so schnell in die Gänge kommt.»*

Informationen als «gewichtig» betroffen beurteilt? Und warum hat man die Erpresserin abgeführt, in Polizeihaft genommen und alle Informationen ihrer sämtlichen IT-Geräte gelöscht?

Blumiger drückt sich Bersets Anwalt Patrik Eisenhut aus – getreu seinem Motto: «Sprache ist mein Berufsinstrument, das ich einsetze wie der Chirurg das Skalpell.» Sein messerscharfes Skalpell bestand darin, dass er sagte, das dem Erpresserbrief beigefügte Foto sei «beeindruckend harmlos» und zeige lediglich Bersets Kopf, der auch auf Instagram gestellt werden könne. Handelte es sich also gewissermassen um ein Passbild? Dann hätte sich der grosse Löschaufwand durch die Bundeskriminalpolizei kaum gelohnt.

Anwalt Eisenhut betonte gegenüber 20 Minuten, dass es sich um ein «einziges Foto» gehandelt habe. Nur: Im Strafbefehl der Bundesanwaltschaft ist ausdrücklich die Rede von «Fotos». Hat die Staatsanwaltschaft mit der Nennung einer Mehrzahl von Fotos Urkundenfälschung betrieben? Dies scheint äusserst unwahrscheinlich. Viel eher hat die skalpellscharfe Sprache von Eisenhut danebengehtroffen. Denn in der NZZ liess er sich später so zitieren: «Die Fotos sind beeindruckend harmlos.» Also plötzlich wieder Mehrzahl. Ob es sich bei sämtlichen Fotos um Instagram-taugliche Kopfbilder gehandelt hat, erläuterte er nicht.

Die Bundesanwaltschaft ihrerseits betonte ihre «übliche Praxis» im Erpressungsfall Berset: «Die Daten wurden nicht komplett gelöscht und sind in den Verfahrensakten der Bundesanwaltschaft weiterhin vorhanden.» Aus dem Strafbefehl geht dieser Tatbestand nicht hervor. Dort steht lediglich, man habe «die Daten» gelöscht und auf Werkseinstellung zurückgesetzt.



„Du wolltest ja unbedingt im Keller ruhen...“

«Nach Vollzug der Datenlöschung» habe man die sechs eingezogenen Geräte und eine SIM-Karte der Erpresserin zurückgegeben. Unter der Rubrik «Beschlagnahme gemäss Artikel 263 ff. der Strafprozessordnung» ist zu lesen, die Unterlagen der beiden Kontoeröffnungen der Erpresserin seien «zu beschlagnahmen und als Beweismittel bei den Akten zu belassen». Hingegen steht kein Wort davon, dass auch die Fotos und Mails beschlagnahmt und als Beweismittel bei den Akten belassen wurden. Hat die Bundeskriminalpolizei diese Daten während der Löschung der Geräte zwecks Beweismittelsicherung heruntergeladen? Davon findet sich im Strafantrag nichts. Möglicherweise hat die Bundesanwaltschaft die Daten jetzt wieder bei der Bundeskriminalpolizei beschafft.

### Ungenügende Untersuchungen

Das private Verhalten von Bundesrat Alain Berset mit Justizfolgen erhält durch den Strafbefehl zweifellos eine politische Dimension. «Ich halte die Affäre aus Sicht des Staatsschutzes für problematisch, denn sie macht den

Bundesrat angreifbar, ja erpressbar», urteilt ein hochrangiger früherer Staatsschutzbeamter. Es handle sich zweifellos um einen Fall für die politische Aufsicht. Die Aufsichtsbehörde der Bundesanwaltschaft, die eine Untersuchung angekündigt hat, sei die falsche Kontrollinstanz, denn diese beurteile nur die juristisch-technische Abwicklung.

Doch die zuständigen Parlamentsorgane machen bislang einen hilflosen bis ausweichenden Eindruck. Die Subkommissionspräsidentin der Geschäftsprüfungskommission, Manuela Weichelt-Picard (Grüne), nahm in der SRF-«Tagesschau» lediglich die Rechtmässigkeit der Datenlöschung durch die Bundesanwaltschaft ins Visier, gab aber gegenüber Berset bereits Entwarnung: «Es ist nicht unsere Sache, das Privatleben eines Bundesrats anzuschauen.» Ständerat Andrea Caroni (FDP) behauptet derweil, Bundesrat Berset habe «sofort» Strafanzeige erstattet, was belege, dass er nicht erpressbar sei. Dieses «sofort» ist nachweislich falsch, denn Berset hatte drei Wochen zugewartet.

Das Gesetz des Handelns haben gegenwärtig weder Bundesrat Berset noch seine kommunikativen und juristischen Berater in der Hand. Auch nicht die eiligst zusammengekarnte mediale Wagenburg unter Führung von Schweizer Radio und Fernsehen. Ebenso wenig die Bundesanwaltschaft oder deren Aufsicht. Wahrscheinlich noch nicht einmal die Politiker unter der Bundeshauskuppel, die den Bundesrat beaufsichtigen. Das Gesetz des Handelns liegt gegenwärtig bei weiteren undichten Stellen von Eingeweihten, die ihre harten Fakten, aber auch Gerüchte nach und nach an die Öffentlichkeit tröpfeln lassen könnten.



*«Lebensfreude ist keine Altersfrage.»*

Hans-Jakob Stahel  
Leiter Unternehmenskunden  
zum selbstbestimmten Leben



## PERSONENKONTROLLE

# Dorer, Chiesa, Funicello, Glättli, Wermuth, Fetz, Sommaruga, Keller, Abate, Amstutz, Tornay



*Keine Folter:* Richterin Keller.

**Christian Dorer**, Alarmsirene, lässt keine Gelegenheit aus, die Schweizer Bevölkerung in Panikstimmung zu halten. Jetzt hat der *Blick*-Chefredaktor mit seinem Team die «Langzeit-Covid-Patienten» entdeckt. Sie litten noch nach Monaten unter gesundheitlichen Schäden – würden aber von den Ärzten und sogar ihren Familien nicht ernst genommen. Paradebeispiel ist die 55-jährige Andrea F., die uns im Grossformat entgegenlächelt. Kleiner Nachteil: «Ihr Antikörpertest war später negativ.» Im Klartext: Die «Covid-Langzeit-Patientin» des *Blicks* hatte gar kein Covid. Womit die Boulevard-Gurgel Christian Dorer beweist: Auch das Eingebildete lässt sich ins Bild setzen. (*mö*)

**Marco Chiesa**, Transparenzfreund, sorgt für klare Verhältnisse. Ausgehend von einem Vorstoss des Tessiner SVP-Präsidenten, sollen künftig alle Parlamentarier sämtliche Staatsangehörigkeiten, die sie besitzen, offenlegen müssen. Diese Angabe könne für die Wähler von Interesse sein wie Informationen zum Beruf oder zu Mandaten, befindet die Mehrheit der zuständigen Kommission. Gar keine Freude an der Offenlegungspflicht haben linke Parlamentarier von **Tamara Funicello** über **Balthasar Glättli** bis **Cédric Wermuth**, die sonst als Transparenzturbos gelten. Sie befürchten, dass Ratsmitglieder, die nicht nur Schweizer sind, stigmatisiert werden könnten. (*fon*)

**Anita Fetz**, Pasionaria, meldet sich zurück – mit einem Buch über ihre Karriere als sozialdemokratische Politikerin. Sie streift dabei auch den Tiefpunkt ihrer Laufbahn, als sie 2004 wegen ihrer Nähe zu Finanzjongleur Dieter Behring unter Beschuss geriet. Gut möglich, dass Fetz heute anstelle von **Simonetta Sommaruga** im Bundesrat sässe, wäre



*Kleiner Nachteil:* Chefredaktor Dorer.

ihr die Behring-Geschichte nicht dazwischengekommen. Würde sie zuvor wiederholt als potenzielle Nachfolgerin von Bundesrat Moritz Leuenberger gehandelt, war eine Bundesratskandidatur danach keine Option mehr, obwohl man ihr eigentlich nichts Substanzielles vorwerfen konnte. Anstelle einer Bundesratskandidatur folgten dann halt drei weitere Legislaturperioden als Ständerätin. (*hmo*)

**Helen Keller**, Ordnungsliebende, will ihrem Nachfolger in Strassburg einen aufgeräumten Schreibtisch hinterlassen. Fast im Wochentakt werden Schweizer Fälle vor dem Menschenrechtsgerichtshof entschieden. Diese Woche urteilte Keller mit ihren Kollegen, dass die beengten Haftbedingungen eines Irakers im Genfer Gefängnis Champ-Dollon keine Folter darstellten. Eigentlich ist Kellers Amtszeit als Schweizer Richterin in Strassburg abgelaufen, doch sieht sich die Parlamentarische Versammlung des Europarats seit Monaten pandemiebedingt ausserstande, den Nachfolger zu wählen. Im Januar 2021, so steht es auf dem Strassburger Zeitplan, soll die Richterwahl nun endlich durchgeführt werden, entweder elektronisch oder auf dem Postweg. (*fon*)

**Fabio Abate**, Mister Unsichtbar, hat wenige Monate nach seinem Rücktritt aus der Kleinen Kammer einen neuen Job in Bern ergattert. Der freisinnige Tessiner, der als Ständerat dadurch auffiel, dass er nicht auffiel, wird neuer Präsident der Eidgenössischen Spielbankkommission. Neu in die Kommission gewählt wurden auch der Ex-SVP-Fraktionschef **Adrian Amstutz** sowie der Walliser Ex-Staatsrat **Maurice Tornay** (CVP). Die Spielbankkommission wird somit mehr und mehr zur Alterseinstimmung für Politiker im Unruhestand. (*hmo*)

## Wintersport: Ärgernis Italien

Die Schweiz und die europäischen Alpenländer sind durch das Coronavirus besonders tangiert. Die italienische Regierung will laut *La Repubblica* – angeblich in Absprache mit den alpinen Nachbarstaaten – über eine mögliche Schliessung der Skipisten über die Weihnachtszeit diskutieren. Ziel sei es, auf europäischer Ebene die Skiferien zu verbieten und so der Verbreitung der Corona-Pandemie vorzubeugen. Das ist ein grundfalsches Signal.

Der Wintertourismus hat in den Bergregionen eine hohe wirtschaftliche Bedeutung. Die Alpenländer und Winterdestinationen sind vorbereitet. Die Regeln der Bergbahnunternehmen stehen: Es gibt strikte Vorschriften, Kontrollen, den Appell an die Selbstverantwortung, kurz: eine zielführende Strategie zur Bewältigung der Epidemie und ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Folgen.

Die Alpenregionen der Schweiz, Österreichs, Süddeutschlands und Norditaliens müssen gemeinsame Lösungen suchen, um am gleichen «Bergbahenseil» zu ziehen. Gerade deshalb sollten die Länder mitten in Europa in Zukunft eine einheitliche «Krisensprache» sprechen und ihre Rolle als Gastgeber gemeinsam verfolgen.

Wenn sich weltweit schon kein Modell zur Bewältigung der Krise herausgebildet hat, sollten zumindest die Länder zu Füssen der stabilen Bergwelt die Bodenhaftung nicht verlieren. Gerade in der momentan angespannten Situation wäre es nötig, dass die Player der Tourismusdestinationen ihre Gäste weiterhin verwöhnen können, gute Gastgeber bleiben und ihre grenzüberschreitende Offenherzigkeit bewahren. Bei uns in der Schweiz wie in den Nachbarländern.

### Freiheit in den Bergen

Halten sich die Wintersportler an die vorgegebenen Sicherheitsmassnahmen wie Maskenpflicht, nötige Distanz, Einhalten der Vorschriften und Weisungen, bleibt eine grenzüberschreitende Gastfreundschaft zwischen Bergbewohnern und Touristen möglich. Die Freiheit in den Bergen darf nicht sterben. Nicht Verbote oder gar Konkurrenzdenken sind angesagt, sondern ein Miteinander auf der Suche nach gemeinsamen Strategien und Lösungen für die Alpenrepubliken.

*Roman Weissen*

# Die besten BUCH-GESCHENKE zu Weihnachten

**Jetzt  
bestellen!**

beobachter.ch/weihnachten  
buchshop@beobachter.ch  
058 269 25 03



Robert G. Koch  
**Immunsystem – so stärke ich meinen Bodyguard**  
Die eigene Abwehr optimieren  
224 Seiten, ISBN 978-3-03875-292-9  
CHF 39.–



Robert G. Koch  
**Der Schlüssel zum Gehirn – nutze dein Potenzial**  
Aktiv die Hirnleistung erhalten  
192 Seiten, ISBN 978-3-03875-116-8  
CHF 39.–



Denise Battaglia  
**Was mein Leben sinnvoll macht**  
Über persönliche Werte, Selbstbestimmung,  
das Altern und das Sterben  
216 Seiten, ISBN 978-3-03875-247-9  
CHF 39.–



Urs Haldimann  
**Glücklich pensioniert – so gelingt's!**  
Zusammenleben, Wohnen, Geld und Recht  
in der neuen Lebensphase  
208 Seiten, ISBN 978-3-03875-204-2  
CHF 45.–



Pascal Nufer  
**Faszination China**  
Mythen, Macht und Menschen  
220 Seiten, ISBN 978-3-03875-246-2  
CHF 43.–



Diese und weitere Geschenkideen unter:  
[beobachter.ch/weihnachten](http://beobachter.ch/weihnachten)

**Beobachter**  
EDITION

MÖRGELI

## Von Kindern und Erwachsenen

«Die Rückkehr der Erwachsenen ins Weisse Haus». So steht's als Titel über einem erleichtert aufseufzenden Kommentar im *Tages-Anzeiger*. Die Ära des kindischen Regierungsteams von Donald Trump sei Geschichte. Endlich vorbei die One-Man-Show des amerikanischen Präsidenten. Mit Joe Bidens Mannschaft gebe es jetzt wieder «Erwachsene, die den Wert des Multilateralismus anerkennen». Das seien «gute Nachrichten», denn «Europa und die Schweiz werden künftig in Washington wieder Ansprechpartner haben».

Der Verfasser dieser Zeilen, der die Interessen von Europa und der Schweiz gleichsetzt, heisst Paul-Anton Krüger. Mit Europa meint er die EU. Krüger sitzt in der Redaktion der *Süddeutschen Zeitung* und hat von der Schweiz so viel Ahnung wie ein Holstein-Rind vom Rückenschwimmen. An diesem schneidigen Journalisten im fernen München ist vorbeigegangen, dass die Schweiz in Präsident Trump den besseren Ansprechpartner hatte als «Europa». Ueli Maurer wurde als Bundespräsident im Oval Office empfangen. Trump hat zweimal das WEF in Davos besucht und sich mit Bundesräten ausgetauscht. Als US-Botschafter amtierte sein persönlicher Freund.

Doch Paul-Anton Krüger aus Germanien bezeichnet in den Tamedia-Blättern politische Gegner flächendeckend als kindisch, die Vertreter der eigenen Meinung aber als reif und erwachsen. Das ist eine ebenso schlechte wie dumme Angewohnheit. Frank A. Meyer spricht im Gegenzug von den «Kindereien der deutschen Sozialdemokraten». Und manche Wirtschaftsführer sind für ihn nicht mehr als «Harvard-Bürschchen». Was sollen diese Lebensaltersvergleiche? So viel erwachsener ist der 78-jährige Biden gegenüber dem 74-jährigen Trump nun auch wieder nicht. Und sind die Lehren der Senioren Bernie Sanders oder Jean Ziegler etwa altersweise?

Was berechtigt uns, das Kindliche abzuwerten? Kinder sind eine Brücke zum Himmel. Und zuweilen das Einzige, was gewisse Ehepaare gemeinsam haben. Und auch das Einzige, was in einem modernen Haushalt noch von Hand gewaschen wird. Übrigens hat Trumps Aussenminister soeben erstmals den israelischen Premier und den saudischen Herrscher zusammengeführt. Kinder können vieles bewirken.

Christoph Mörgeli

## Auf heiklem Terrain

Die nationalistische Regionalregierung von Schottland schränkt die freie Rede ein – mit einem Gesetz gegen «Hasskriminalität».

Rolf Hürzeler

**A**lte, Schwule, Religiöse aller Glaubensrichtungen oder Beeinträchtigte sollen in Schottland künftig unter gleichem Recht vor Diskriminierung geschützt werden. Dazu hat die nationalistische Regierung der Ersten Ministerin Nicola Sturgeon ein Gesetz gegen «Hasskriminalität» ausarbeiten lassen: Es sieht vor, dass das Schüren von Hass gegen die «geschützten Gruppierungen» künftig strafbar sein soll. Sanktionen sind vorgesehen, wenn jemand verbal «absichtlich Hass schürt», der «wahrscheinlich Folgen haben wird». Zudem soll es verboten sein, «aufrührerisches Material zu besitzen mit der Absicht, dieses weiterzugeben oder zu verbreiten».

«Hass schüren» bedeutet in der Juristensprache der Regierung, «andere einzuschüchtern oder zu bedrohen, oder sich einschüchternd oder bedrohlich gegenüber Dritten zu äussern». Diese Regelung soll nach dem Willen des schottischen Justizministers Humza Yousaf auch für das private Umfeld gelten, wie er an einer Parlamentsdebatte Ende Oktober betonte, auch wenn dies in der Vorlage bis jetzt nicht explizit festgehalten ist. Ein unbedachtes Wort in einer Abendgesellschaft könnte damit künftig rechtliche Folgen haben.

### Weitgefächerte Opposition

Der Regierung wohlgesinnte Kritiker sehen in dem Vorstoss einen gutgemeinten, aber schlecht durchdachten Ansatz zum Schutz gesellschaftlicher Minderheiten. Andere allerdings verorten ihn als Teil einer wachsenden Tendenz, die politische Meinungsäusserung unter dem Vorwand politischer Korrektheit einzuschränken. Seit Jahren ist diese Entwicklung an einzelnen Fakultäten britischer Universitäten, in linken Wahlkreisen Englands oder in den ehemaligen Labour-Hochburgen Schottlands zu beobachten, wo die Nationalisten in den letzten Jahren die Deutungshoheit erobert haben.

Wie so oft begann alles ganz harmlos. Die nationalistische Regierung von Sturgeon beauftragte den renommierten Juristen Lord Bracadale, die bereits bestehenden, vielfältigen

Diskriminierungsgesetze Schottlands zu vereinheitlichen: Dementsprechend legte Bracadale im Frühjahr ein vereinheitlichtes Gesetz vor, das seither für Kontroversen sorgt.

Nun hat sich eine weitgefächerte Opposition gegen das Gesetz formiert, die die tonangebende Nationalistische Partei (SNP) unterschätzte. Sie reicht laut der BBC von den katholischen Bischöfen über die Polizistengewerkschaft bis zur Anwaltskammer. Ist eine Allianz derart breit, spielen allerdings unterschiedliche Motive mit. Die Katholiken stört die vorgesehene Abschaffung des Blasphemie-Paragrafen, den der Gesetzesentwurf von Bracadale ebenfalls vorsieht. Zudem befürchten die Kirchenoberen, Kritik an der Homo-Ehe könnte künftig verboten werden. Die Polizisten verstehen nicht, wie sie diesem Gesetz Nachachtung verschaffen sollten; es würde auch «die Redefreiheit paralisieren». Die Anwälte schliesslich befürchten generell «unerwünschte rechtliche Konsequenzen». Andere wiederum treibt die Furcht vor Zensur um, wie etwa die Thriller-Autorin Val McDermid. Sie ist der Überzeugung, das Gesetz schaffe die «freie Rede» ab, auf die sie angewiesen ist. Denn sie liebt in ihren Romanen explizite Folderszenen, die allenfalls als Gewaltaufrufe missverstanden werden könnten. Auch «Harry Potter»-Autorin J.K. Rowling würde sich mit ihren Tweets gegen die Transgender-Bewegung auf heiklem Terrain bewegen. Ihre umstrittenen Meinungsäusserungen könnten sich als Präzedenzfälle geradezu anbieten.

Mehr als 2000 Beanstandungen sind in der Vernehmlassung beim schottischen Justizminister Yousaf bis jetzt eingegangen. Dieser hat zwar versprochen, die Einwände ernst zu nehmen, lässt sich aber nicht beirren: «Ich bin sicher, dass uns die fortlaufende Debatte zu einem Konsens bringen wird, wie wir der Hasskriminalität entgegenreten können, um in einem fairen und gerechten Schottland zu leben.» Unterstützung erhielt er von Antidiskriminierungsorganisationen sowie vom schottischen Regionalrat jüdischer Gemeinschaften. Das Gesetz soll im Dezember abschliessend behandelt werden.

# Was kümmert mich mein Geschwätz...

Sommaruga ist neu für Gentech-Impfstoffe. Und Darbellay der Prophet eines harten Shutdown.



**B**eda Stadler hatte lange Dauer-Lampe mit Simonetta Sommaruga. Es ging immer um die gleichen drei Themenkreise. Sollen Mann und Frau sich impfen lassen oder nicht? Ist die Gentechnik ein Segen oder ein Fluch? Bringt die ganze *Chügeli*-Medizin etwas, oder ist sie nur esoterischer Humbug? Auch Daniel Koch ärgerte sich über die einstige Konsumentenschützerin, die vor dem Impfen warnte.

Bereits im Dezember 2020 werden die USA und Deutschland mit dem Impfen beginnen. Weil die Impfstoffe von Moderna und Biontech schneller auf den Markt kommen als gedacht. Und erst noch mit Superresultaten. Und weil man sich im Ausland im Gegensatz zur Schweiz auf das Impfen vorbereitet. So werden selbst im schlampigen, rot-grünen Berlin zurzeit sechs Impfzentren aus dem Boden gestampft. Die nächste Blamage steht in unserer Haustüre.

Das Wallis war kurzzeitig die Corona-Hölle Europas. Trump wurde wegen 250 000 Toten abgewählt. Hätte das Wallis so viele Einwohner wie Amerika, hätten Christophe Darbellay und Esther Waeber-Kalbermatten bisher 440 000 Tote zu beklagen. Die SP-Regierungsrätin wollte halbwegs rechtzeitig die Handbremse ziehen. Christophe Darbellay lachte sie nur aus. Er träumte mit seiner Task-Force von Walliser Weihnachten mit offenen Discos bis eine Stunde nach Mitternacht.

Erst volle Spitäler brachten Christophe Darbellay zur Vernunft. Ab dem 21. Oktober 2020 gilt im Wallis ein faktischer Shutdown. Die Zahl der Neuinfizierten pro Tag sank seither von über 800 auf fast 100.

Ganz Europa lacht über die Schweiz, die wegen Ueli Maurer die zweite Welle weder gesundheitspolitisch noch sozial in den Griff bekommt. Gibt es keine Alternativen?

Moderna 1: Der Impfstoff von Moderna hat einen matchentscheidenden Vorteil: Arztpraxen und Apotheken können ihn während dreier Wochen im Kühlschrank lagern.

Moderna 2: Der Impfstoff kostet, da man zwei Dosen pro Person braucht, irgendwo um die 50 Franken. Die Schweiz braucht rund zwölf Millionen Dosen, wenn wir dank Impfung Herdenimmunität erreichen wollen.

*Viola Amherd müsste eine Lichtgeschwindigkeitsstrategie entwickeln.*

Macht lächerliche 300 Millionen aus. Es geht sogar noch billiger.

Moderna 3: Moderna hat die Patente für die Produktion des Impfstoffes freigegeben. Das Unternehmen ist überzeugt, dass in kurzer Zeit niemand Produktionsstrassen und Abfüllstationen aufbauen kann. Könnte sich als Irrtum erweisen.

Moderna 4: Eine Produktionsanlage, die hundert Millionen Dosen pro Jahr produziert, kostet nach Auskunft des Lonza-Verwaltungsratspräsidenten Albert Baehny nur dreissig Millionen Franken. So viel wie die Heckflügel eines F-35-Kampfflugzeuges.

Moderna 5: Viola Amherd müsste eine schweizerische Lichtgeschwindigkeitsstrategie entwickeln, um im nur zehn Kilometer von

ihrem Wohnort entfernten Visp eine weitere, eigene VBS-Produktionsstrasse aufbauen zu lassen, die am 15. Februar 2021 die Produktion aufnimmt.

Moderna 6: Die Schweizer Armee hat ein weltweit renommiertes AC-Labor in Spiez. Hier gibt es jede Menge fachlich hervorragend qualifizierte Mitarbeiter. Die bessere Hälfte von ihnen müsste man vorerst in Visp für den Aufbau und Betrieb der Produktionsanlage Viola 5 einsetzen. Die Fahrt mit dem Zug von Spiez nach Visp dauert nur lächerliche 35 Minuten. Die Armeepothke – sofern es sie real noch gibt – könnte die Impfstoffe abfüllen. Regierungsrätin Rickli müsste, da sie in Beschaffungsfragen reiche Erfahrung hat, beratend zur Seite stehen.

Moderna 7: Am 1. April 2021 hätten wir genug Impfstoffe für die ganze Schweiz produziert. Und somit kurz darauf die Herdenimmunität realisiert. Die Anlage Viola 5 könnte ab dann für die Ärmsten der Armen dieser Welt Gratis-Impfstoffe herstellen.

Aus der *Chügeli*-Konsumentenschützerin Simonetta Sommaruga wurde eine begeisterte Gtech-Impfakete. Aus dem Disco-King Christophe Darbellay innert 72 Stunden ein erfolgreicher Shutdown-Prinz. Politikerinnen und Politiker sind glücklicherweise Opportunisten. Jetzt kann und muss Viola Amherd Holz nachlegen. Denn mit neuen Kampfflugzeugen kann man keine Viren bekämpfen. Und auch den Ärmsten der Armen nicht helfen

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Aufstieg und Fall der Miss Schweiz

Der Schönheitswettbewerb verschwindet, weil das Geld fehlt. Schade! Die Show war gut für das Land und hätte viel Potenzial.

Peter Rothenbühler

**M**itten im kalten November, am Freitag, dem 13., kamen die tristen News: Es wird keine neue Miss Schweiz mehr geben. Die Miss Schweiz Organisation AG ist pleite. Warum? Ich höre die Kommentare: Miss-Wahlen seien nicht mehr zeitgemäss, Schönheitskonkurrenzen etwas für Viehmärkte. Welche junge, emanzipierte Frau wolle schon von einem lüsternen Männerpublikum auf ihre äussere Schönheit reduziert werden?

Gemach, gemacht, kann ich da nur sagen. Praktisch jedes Land hat seit siebzig und mehr Jahren seinen nationalen Miss-Contest, von Finnland bis Saudi-Arabien, von Turkmenistan bis Amerika. Nur die Schweiz wird künftig bei den Miss-Universum-Wahlen fehlen. Und der Vatikanstaat. Obschon Papst Franziskus nichts gegen Missen hat, er liess sich sogar von einer Miss Schweiz und von Miss Germany auf dem Petersplatz die Hand küssen.

## Ewig weibliches Konkurrenzverhalten

Die Miss-Schweiz-Wahl hat jahrzehntelang wunderbar funktioniert, sie war ein riesiger Erfolg, sehr populär, vor allem beim weiblichen Publikum. Denn wer stellt im Märchen die Frage: «Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?» Es sind die Frauen, die sich mit andern Frauen vergleichen, sie kritisch beurteilen, Punkte vergeben: «Hast du die O-Beine gesehen, diese Frisur steht ihr aber gar nicht, die kann ja gar nicht gehen. Die ist ja magersüchtig.» So tönt es, wenn Herr und Frau Schweizer in der Stadt spazieren. Der Mann sagt nur: «U de?»

Für das weibliche Publikum sind die Finalistinnen einer Miss-Wahl ideale Projektionsflächen fürs unbeschwerte Ausleben des ewig weiblichen Konkurrenzverhaltens. Wenn eine zu sehr den Männern gefallen könnte, wird sie von den Jury-Frauen knallhart niedergepunktet: Das war das Schicksal der fünfsprachigen Wirtschafts- und Marketingstudentin Xenia Tchoumitcheva, offensichtlich bei der Wahl 2006 die Schönste, aber auf den zweiten Platz relegiert, weil sie mit ihrem Schmollmund zu sexy rüberkam. Sie

hat inzwischen als Moderatorin, Elite-Model, «Schönste Frau des Jahres 2012» (*Maxim*-Magazin) und Bloggerin Karriere gemacht.

## Uni-Diplom in der Vuitton-Tasche

Eine Mister-Schweiz-Wahl kam nie vom Fleck, weil Frauen Frauen sehen wollen und nicht aufgetakelte Männlein. Und Männer sehen auch lieber Frauen, allerdings ohne Detailkritik. Warum bilden Frauenzeitschriften von vorn bis hinten nur Frauen ab? Erraten! Es geht in den Magazinen um Frauen, ausgewählt von Frauen für Frauen. Als langjähriger Chef von Frauenzeitschriften und als Medienpartner der Miss-Schweiz-Wahl während zehn Jahren konnte ich ein paar aufschlussreiche Beobachtungen machen, die bei mir alle Vorurteile über Miss-Wahlen weggewischt haben.

Die Wichtigste: Es sind nicht Manta-Fahrer-Bräute, die sich zur Wahl melden, sondern selbstbewusste, ambitionierte Frauen mit Köpfchen, meistens mit einem Universitätsdiplom in der Louis-Vuitton-Tasche, künftige Ärztinnen, Bankerinnen, Journalistinnen oder Kriminalistinnen, junge Frauen, die es wissen

## *Es verhält sich mit den Miss-Wahlen wie mit der Tour de France: nicht lebenswichtig, aber gut fürs Gefühl.*

wollen. Aus Freude am weiblichen Wettstreit mitmachen. Und weil sie für ihre Karriere jeden Pfeil im Köcher haben wollen. Und frech ahnen, dass sie besser sind als alle anderen.

Wenn das weltweit so wunderbar funktioniert und gerade bei den Frauen so gut ankommt, warum ist die Miss Schweiz dann als einzige auf der ganzen Welt jetzt tot? Ganz einfach: Es gab sie nur genau bis zu dem Tag, als das Schweizer Fernsehen beschlossen hat, sie nicht mehr zu zeigen. Das war 2011. Die Kaderleute von Leutschenbach schoben sinkende Einschaltquoten vor, ein Argument, mit dem sie alle Formate abschaffen könnten.

Die Fernsehbosse haben die Miss-Schweiz-Wahl wohl aus ideologischen Gründen ge-



Wir suchten eine Botschafterin:

killt – statt sie zu renovieren und den neuen Model-, Gesangs- und Talentwettbewerben anzupassen, die seither wie Pilze aus dem TV-Boden schiessen und beweisen, dass das Publikum sehr wohl Geschmack findet am heiteren Talente- und Schönheitsmessen. Sogar die explizit erotisch ausgerichtete «Bachelor»-Serie auf 3 plus, wo ein Dutzend Frauen unterwürfig um einen aufgeblasenen Macker buhlen müssen, läuft in der Schweiz wie geschmiert (ohne Protest der Feministinnen) und mit grosser Unterstützung durch Boulevard- und Gratispresse.

## So emblematisch wie der Eiffelturm

Die Miss-Schweiz-Wahl war die Mutter der Casting-Shows! Die sauberste und anständigste von allen. Aber eben: Eine nationale Miss-Wahl funktioniert nur, wenn sie auch vom nationalen TV-Sender national ausgerichtet wird. Das ist weltweit die Regel und gilt auch für Miss Alaska und Miss Namibia. Der grösste Fernsehsender Frankreichs, TF1, feiert am 19. Dezember 100 Jahre Miss France, mit einer riesigen Jubiläumsshow und viel Prominenz.

Es verhält sich mit den Miss-Wahlen wie mit der Tour de France: nicht lebenswichtig, aber gut fürs Gefühl, für den Nationalstolz, wenn man dieses Wort noch gebrauchen darf. Die Tour de France wurde 1903 von einer Sportzeitung erfunden, die ausgerechnet *L'Auto*



Xenia Tchoumitcheva, Christa Rigozzi, Sabine Heierli (v. l.).

hiess, später in *L'Equipe* umgetauft wurde, mit dem Ziel, den Verkauf der Zeitung in der sportlichen Sommerflaute anzukurbeln. Sie wird seither jedes Jahr vom nationalen Fernsehen TF1 übertragen, ist heute für Frankreich so emblematisch wie der Eiffelturm, der genau wie die Miss-Wahl nie «nötig» war.

Die Miss-Schweiz-Wahl war auch eine nationale Institution, solange sie als Samstagabendkiste das ganze Land erreichte, notabene als einziges TV-Ereignis, das abwechselungsweise in Zürich, in Lugano und in Genf ausgetragen wurde, als einzige Sendung also, die dem alten SRG Slogan «idée suisse» wirklich gerecht wurde.

### Ausstrahlung, nicht Körbchengrösse

Nach dem Absprung der SRG 2011 hüpfen kleine TV-Sender in die Lücke, die Marke wurde mehrmals weiterverkauft, aber eine Miss-Wahl kann nicht mit kleinen Löffeln angerichtet werden. Die langsame Agonie war unvermeidlich. Eine erfolgreiche Miss-Wahl muss drei Voraussetzungen erfüllen: Sie muss top-professionell organisiert sein, von den drei nationalen TV-Sendern am Samstagabend live übertragen und von einem starken Printmedien-Verlag begleitet werden. Nur so kommen genug Sponsoren an Bord, nur so füllt sich der Saal an der glamourösen Soirée der Wahl.

Genau so haben wir die Miss-Wahl Ende der achtziger Jahre, nachdem sie ein bisschen an Glanz verloren hatte, wieder zur Hochform auflaufen lassen: Der topseriöse, diskrete Unternehmer Christoph Locher kaufte die Lizenz, ich bot mich als frischgeklärter Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* als Medienpartner an, zusammen haben wir die neue Basis gelegt. Bedingung: Wir machen es nur, wenn das Fernsehen die Show am Samstag direkt überträgt.

Und: Die Jury muss professionalisiert werden, keine Vertreter der Sponsoren, Presse- oder Verkaufschefs mehr wie früher. Nur noch Profis, die Übung im Casting haben, Fotografen, Regisseure, Modelagentur-Chefs, die beurteilen können, ob eine Frau auf einem Titelbild, am Mikrofon oder am Bildschirm gut überkommt. Denn auf Köpfchen, Ausstrahlung, Fotogenität und TV-Eignung kommt es an, nicht auf Körbchengrösse oder Hüftumfang. Wir suchten eine Botschafterin, nicht eine stumme griechische Göttinnenstatue.

Leutschenbach sagte sofort: *njet*. Die Genfer packten ebenso schnell zu, die erste Wahl mit neuer Organisation wurde aus dem Genfer Grand-Casino übertragen, ein Riesenerfolg, mit hoher Einschaltquote auch in der deutschen Schweiz. SRF merkte, dass ihm die Felle davonschwammen, und wollte sich unbedingt die Miss-Wahl unter den Nagel reissen.

Wir sagten ja, gut, aber sie müssen abwechselnd in Zürich, Lugano und Genf stattfinden. Leeres Schlucken in Zürich, wo man sich für das allein seligmachende TV hielt, schon damals, und Zusammenarbeit mit Tessinern oder Westschweizern stets als Gräuel empfand.

Die neue Trägerin des Krönchens wurde jeweils sofort zur populären Sympathieträgerin, die *Schweizer Illustrierte* erzielte mit der Miss auf dem Titelbild jedes Jahr Rekordverkäufe, dito alle andern Pressetitel. Die Miss wurde im Bundeshaus empfangen, am Autosalon marschierte sie mit dem Bundespräsidenten ein, sie wurde durch alle Talkshows und über alle

### Die «Schweizer Illustrierte» erzielte mit der Miss auf dem Titelbild jedes Jahr Rekordverkäufe.

Laufstege getrieben. Schweizer/-innen kannten vielleicht zwei Namen von Bundesräten auswendig, die Miss Schweiz kannte alle.

Die erfolgreichsten Ex-Missen aus den achtziger, neunziger und nuller Jahren sind noch heute bekannt und voll im Geschäft, als TV-Moderatorin (Lolita Morena), Schauspielerin (Melanie Winiger), Komikerin (Stéphanie Berger), Moderatorin mit sehr lukrativen Werbeverträgen (Christa Rigozzi), Ex-NZZ-Journalistin (Fiona Hefti), Sängerin (Linda Fäh), Hotel-Promoterin (Silvia Affolter), «Missen-Mutter» und Event-Organisatorin (Karina Berger) oder als Model und Teil eines Ex-Glamour-Lesbepaares (Dominique Rinderknecht). Die Damen haben ihre Teilnahme an der Miss-Wahl keine Minute bereut. Wir haben damals auch streng darauf geachtet, dass die Kandidatinnen nicht, wie in Südamerika üblich, vor der Wahl beim Schönheitschirurgen vorbeigingen. Korrekter Swissness-Glamour war angesagt.

### Ein bisschen Monarchie-Ersatz

Man kann sich fragen, warum die Miss-Schweiz-Wahl gerade für unser Land diese enorme Bedeutung hatte, weit über derjenigen in vielen andern Ländern. Vielleicht, weil brave Demokraten, die gerne jedem, der die Menge überragt, auf den Kopf hauen, vor der Glotze halt doch gerne von Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen träumen. Und seien es nur Missen. Die Krönung der Miss Schweiz war ein bisschen Monarchie-Ersatz. Allerdings ein demokratischer: Unsere Prinzessin kam nicht durch Geburt zur Krone, sondern durch eine Wahl, bei der gewisse Qualitäten gemessen wurden.

Kurz und gut: Die Miss-Schweiz-Wahl kann jederzeit reaktiviert werden. Sie ist so zeitgemäss wie die 1.-August-Feiern oder die Tour de France. Man müsste nur wollen. Mit den richtigen Leuten am Drücker. So wie sie es in Usbekistan oder in Uruguay und anderswo vorbildlich machen.

# Wie an einem Panzer perlt alles an ihm ab

Russlands Aussenminister Sergei Lawrow ist Putins Marathonmann im Kreml. Wie kein anderer verkörpert er das rätselhafte Wesen der russischen Politik.

Edward Lucas

Sergei Lawrow zitiert gern seinen grossen Vorgänger. Nein, nicht Andrei Gromyko, den toughen, klugen und erfahrenen Aussenminister der Sowjetunion von 1957 bis 1985, der wegen seiner gnadenlosen Veto-Politik im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen als «Mr Nyet» bekannt war. Auch Lawrow sagt gern nein, doch sein Vorbild stammt aus einer älteren Epoche: Fürst Alexander Gortschakow, der von 1856 bis 1882 russischer Chefdiplomat war und mit seinem Ausspruch «La Russie ne boude pas, elle se recueille» bekannt wurde. Es gibt aber einen Unterschied: Gortschakow hat tatsächlich Politik gemacht. Im modernen Russland wird Politik im Kreml gemacht, im unzugänglichen inneren Machtzirkel von Wladimir Putin. Lawrow, Aussenminister seit 2004, ist Chauffeur, nicht Steuermann. Sein Job: ausführen, erklären und – rechtfertigen.

Das ist keine leichte Aufgabe, weil die russische Aussenpolitik oft so unpopulär ist. Die Invasion und Zerstückelung von Nachbarstaaten (Ukraine und Georgien) gehört ebenso dazu wie die Unterstützung von Diktatoren (in Syrien und Belarus), das Schüren von Bürgerkriegen (Libyen) sowie globale Hacker- und Desinformationsangriffe (gegen Deutschland, Frankreich, die USA). Überdies muss Lawrow die staatliche Repression gegen die eigenen Bürger rechtfertigen – gefälschte Wahlen, Attentate, massives Vorgehen gegen Medien und oft brutale Einschüchterung der Opposition.

## Scharfe Gegenangriffe

Kritik perlt an Lawrow ab wie Regen an den Windschutzscheiben der gepanzerten Limousinen, die für die russische Führung teuer angefertigt werden. Ich habe mir seine öffentlichen Stellungnahmen seit 2005 angesehen und nur einen Fall gefunden, in dem er sich für etwas entschuldigt hat – eine Beleidigung des serbischen Staatspräsidenten durch die Sprecherin des Aussenministeriums. Auf Kritik reagiert er mit scharfen Gegenangriffen, indem er auf die nicht eingehaltenen Versprechen, die Arroganz und die Menschenrechtsverletzungen anderer Staaten hinweist.

Lawrows Auftritte bei der jährlichen Münchner Sicherheitskonferenz bieten eine Mischung aus all diesen Behauptungen und Vorwürfen. Ich nehme regelmässig an der Konferenz teil. Einige Male ist es mir gelungen, die Aufmerksamkeit des Tagungsleiters auf mich zu lenken und Lawrow eine Frage zu stellen. Manchmal glaubte ich ein Funkeln in seinen Augen zu bemerken, mit dem er einen ebenbürtigen Gegner anerkannte, bevor er seine gewohnte, gut-einstudierte Tirade anstimmte.

## Feilschen und Poltern

Der Privatmann Lawrow ist ganz anders als die öffentliche Figur. Er ist gebildet, interessiert sich für Literatur (er schreibt Gedichte) und Kunst und kann im richtigen Rahmen ein liebenswürdiger Gesprächspartner sein. Kollegen bei der Uno erinnern sich an seine witzigen Karikaturen aus seiner Zeit als russischer Botschafter und seine Leidenschaft fürs Skifahren. Aussenstehende erleben solche Momente selten.

Sein natürlicher Modus ist das Feilschen und Poltern: der rastlose Vorkämpfer einer, wie er sagt, «selbstbewussten» (nicht aggressiven) russischen Aussenpolitik. Im Zentrum steht die Zurückweisung der Idee, die von den Amerikanern geführte Weltordnung sei natürlich oder vorteilhaft. Für Lawrow ist der Wes-

ten gleichzeitig naiv, heuchlerisch, übergriffig, selbstgerecht und inkompetent.

Eines seiner Lieblingszitate von Gortschakow lautet: «Einmischungen des Auslands in innere Angelegenheiten sind inakzeptabel. Es ist inakzeptabel, innerhalb internationaler Beziehungen Gewalt anzuwenden, vor allem seitens der Länder, die sich als Anführer der Zivilisation betrachten.»

## Dolchstosslegenden

Das ist eine starke Basis für die Kritik am Interventionismus und an der Arroganz des Westens. Sie eignet sich weniger gut, wenn die Gewaltanwendung vom Kreml ausgeht. Das Völkerrecht muss strikt eingehalten werden – wenn es Russland nicht gerade beliebt, dagegen zu verstossen. Eine andere Schwäche ist die Tendenz, die russische Geschichte umzuschreiben. Putins Aussenpolitik, die von Lawrow so gekonnt artikuliert wird, gründet auf einem Mythos – dem russischen Äquivalent der Dolchstosslegende, die nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland aufkam. Seine Anhänger machen für die Probleme im postsowjetischen Russland nicht die Tatsache verantwortlich, dass der Kommunismus mit Einparteiensstaat und Planwirtschaft das Land ruiniert hat. Alles war eine Verschwörung des Westens. Erst haben die bösen Westler die Sowjetunion zugrunde gerichtet, dann haben sie Russland gezielt geschwächt.

Das ist Unsinn. Manche Amerikaner waren in der Tat arrogant, wie sie es gegenüber anderen auch sind. Manche ökonomischen und anderen Empfehlungen des Westens waren schlecht, wie sie es oft sind. Aber es gab keine Verschwörung. Im Gegenteil, westliche Geldgeber pumpten Milliarden in das Land (die meist verschwendet oder gestohlen wurden), um die Regierung Jelzin zu stützen. Dennoch rechtfertigen diese Klagen einen konfrontativen Ansatz, der kurzfristig im russischen Interesse ist, aber wenig zu einer modernen, lösungsorientierten Politik beiträgt.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork





# Armer Feminismus

Was waren das für tolle Zeiten, als man noch gegen die Männerherrschaft kämpfen konnte.



Organisierte Frauenfestivitäten sind nicht meine Sache. Um den Frauenstreik letztes Jahr habe ich einen Bogen gemacht, weil ich nichts damit anfangen kann, wenn sich erwachsene Frauen im lila Einheitsdress als Rebellinnen gebärden und «Viva la Vulva»-Plakate durch die Strassen tragen. Auch hätte ich nicht gewusst, wofür oder wogegen ich hätte streiken sollen; offenbar verfüge ich über weniger Fantasie als viele meiner Geschlechtsgenossinnen. Nun aber nähert sich ein Anlass, der meiner Ansicht nach eine Riesenfeste verdient und hoffentlich auch bekommt. In gut zwei Monaten, am 7. Februar 2021, sind es fünfzig Jahre her, dass das Frauenstimmrecht auf Bundesebene eingeführt wurde. Die Vorbereitungen für das Jubiläum laufen seit langem, die Einladungen treffen ein. Ich hoffe, dass daraus kein zeitgeistiges Gender-Diversitäts-Spektakel wird, sondern eine würdige Feier zu Ehren der Vorkämpferinnen, die den Weg zum Frauenstimmrecht geöffnet haben. Vor ihnen ziehe ich den Hut.

Die Pionierinnen von damals haben harte Arbeit geleistet. Es ging nicht nur um die politischen Rechte, von denen die Schweizerinnen ausgeschlossen waren, vielmehr sahen sich die Frauen einem ganzen System von Benachteiligungen gegenüber. Dieses aufzubrechen, war mühsam und erforderte Feingefühl, denn die Frauen mussten dabei immer auch die Männer bei Laune halten, schliesslich waren sie auf deren Gunst angewiesen. So wurde denn im Vorfeld der Abstimmung über das Frauenstimmrecht an die Ritterlichkeit der Männer appelliert und ihnen nie endende

Dankbarkeit in Aussicht gestellt, sollten sie sich gegenüber den Damen grosszügig erweisen. Zwei Drittel der Schweizer waren 1971 schliesslich bereit, die Frauen zur Politik zuzulassen.

Aus heutiger Warte kann man sagen, dass die drei Jahrzehnte, die darauf folgten, die 1970er bis 1990er Jahre, für die Schweizer Frauenbewegung wohl die beste Zeit war. Es gab damals zahlreiche Ungerechtigkeiten gegenüber den Frauen, rechtliche wie gesellschaftliche, offene wie versteckte, gegen die man mit Leidenschaft, Begeisterung und Furor anrennen konnte. Ein Männerprivileg nach

*Es scheint, dass viele Frauen zwar gerne emanzipiert reden, im Alltag aber noch lieber traditionell leben.*

dem anderen brach unter dem feministischen Ansturm zusammen, das alte Eherecht wurde liquidiert, der Mann als Familienoberhaupt abgesetzt, die Frau bei Scheidung bessergestellt, die Lohngleichheit verankert, die Abtreibung legalisiert, die männliche Selbstgewissheit tief erschüttert.

Und was bleibt dem Feminismus heute? Frauen haben die gleichen Rechte wie die Männer, sogar ein bisschen mehr, wenn man auf die Witwenrente, das Rentenalter und die fehlende Militärdienstpflicht schaut. Und doch, so legt es zumindest der Frauenaufmarsch letztes Jahr nahe, fühlen sich Abertausende Frauen in der Schweiz schlecht behandelt und benachteiligt. Man habe zu wenig Zeit, erhalte zu wenig Re-

spekt und zu wenig Geld für all die Arbeit, die man leiste, lautet die Kritik.

Ich kann diesem Lamento wenig abgewinnen. Es gibt kaum ein Land, in dem sich Mann und Frau Beruf und Familie besser aufteilen können als in der Schweiz, hohen Löhnen und flexiblen Arbeitsbedingungen sei Dank. Es steht nirgends geschrieben, dass Mütter für die Kinder und Väter fürs Geld zuständig sind. Wenn Frauen sich also mit einem Mini-Job begnügen und nebensächlich um die Familie kümmern wollen, ist das ihr freier Entscheid, und sie sollten sich nicht gleichzeitig darüber beklagen, dass sie finanziell von ihrem Mann abhängig werden. Überhaupt scheint es, dass viele Frauen hierzulande zwar gerne emanzipiert reden, im Alltag aber noch lieber traditionell leben. Oder wie ist sonst zu erklären, dass drei Viertel von ihnen bei der Heirat auch heute noch den Familiennamen des Mannes annehmen? Vollkommen freiwillig? Vor diesem Hintergrund tönt die Kritik am «Patriarchat» ziemlich schief.

Anders als vor fünfzig Jahren, als die Frauen wussten, wofür sie kämpften, fehlen dem gegenwärtigen Feminismus die echten Probleme. So verstricken sich Aktivistinnen in lächerliche Kleinkriege, die ohne jede Relevanz sind, und haben kein Problem damit, für Frauen staatliche Vorzugsbehandlungen zu fordern wie etwa paritätisch zusammengesetzte Wahllisten. Die Frauenrechtlerinnen von einst wollten gleiche Rechte. Jene von heute, so scheint es, kommen mit den gleichen Rechten nicht zurecht und fordern Privilegien.

# Der grosse Neustart

Ausgangssperren, Überwachung, Berufsverbote: Corona-Massnahmen hebeln Grundrechte aus. Kein Wunder, dass immer mehr Menschen böse Absicht vermuten.

Wolfgang Koydl

In westlichen Demokratien nehmen die Bürger ihre Rechte und Freiheiten gar nicht mehr als etwas Besonderes wahr, so selbstverständlich sind sie geworden: Wir gehen dorthin, wo es uns gefällt. Wir treffen uns, mit wem wir wollen. Wir üben den Beruf aus, der uns Spass macht. Wir dürfen unsere Meinung kundtun, wo und wann wir es für richtig halten.

Doch mit diesen Selbstverständlichkeiten ist es jetzt vorbei. Immer mehr Regierungen schränken die Rechte und Freiheiten ihrer Bürger ein – als ob ein einziges Grundrecht alle anderen verdrängen würde: das Recht auf körperliche Unversehrtheit durch eine Corona-Infektion.

Nach Untersuchungen der Bürgerrechtsorganisation Freedom House haben sich seit Beginn der Pandemie «demokratische Bedingungen» in achtzig Ländern der Welt verschlechtert. Dazu zählt die NGO auch westliche Demokratien wie Rumänien, Grossbritannien, Belgien, Bulgarien, Slowenien und Griechenland. Der Justizausschuss des Europaparlaments klagte, dass EU-Regierungen Polizei und Armee zusätzliche Vollmachten übertragen, die Macht der Parlamente und der Justiz beschnitten und das Gleichgewicht zwischen den staatlichen Gewalten verschoben.

## Hofgang eines Häftlings

In der Europäischen Union haben bereits 16 der 27 Mitglieder einen Ausnahmezustand verhängt. Vielerorts gelten nächtliche Ausgangssperren, wie man sie von Putschregimen kennt. In Slowenien dürfen die Bewohner ihre Dörfer nicht verlassen; die Polizei schickt sie an Strassensperren zurück, setzt Gesichtserkennung ein und kann ohne Gerichtsbeschluss in Wohnungen eindringen.

In Portugal müssen die Bürger in ihrem Wohnbezirk bleiben. Frankreich und Italien gestatten das Verlassen der eigenen vier Wände nur aus triftigen Gründen, die mit einem Passierschein belegt werden müssen. Die persönliche Freiheit der Franzosen reduziert sich auf den Hofgang eines Häftlings: ma-



Wer sich verweigert, muss ausgeschlossen werden.

ximal eine Stunde am Tag und nicht weiter als einen Kilometer von daheim entfernt.

In Spanien werden Ansammlungen von mehr als sechs Personen aufgelöst, in den Niederlanden dürfen Bürger nur drei Gäste am Tag empfangen; in Deutschland ist der Kontakt zu zwei Personen aus einem anderen Haushalt erlaubt, und Kanzler Sebastian Kurz ermahnte seine Österreicher: «Treffen Sie niemanden!»

In England sind Verstösse gegen die Maskenpflicht kriminelle Akte, und die Polizei darf Hinweisen aus der Bevölkerung – sprich: Denunziationen – nachgehen, notfalls auch in Privatwohnungen. In Ungarn kann Ministerpräsident Viktor Orbán auf unbestimmte Zeit mit Dekreten regieren. Wer absichtlich Falschinformationen über die Pandemie verbreitet, kann mit bis zu fünf Jahren Haft bestraft werden. In Rumänien dürfen die Behörden Fake News von Websites entfernen, ohne dass juristischer Widerstand möglich wäre.

Hinzu kommt die digitale Überwachung durch Corona-Apps. In Polen ist sie Pflicht, in Bulgarien, Tschechien, Spanien und der Slo-

wakei müssen Anbieter Daten dem Staat zugänglich machen. Bulgarien, Frankreich und Italien überwachen die Einhaltung der Abstandsregeln mit Drohnen. Und die Universität des Saarlandes will probeweise 3000 Schülern einen Chip einpflanzen, der den Standort des Betroffenen auf fünfzehn Zentimeter genau bestimmen kann.

Unterfüttert werden die Massnahmen durch Gesetze, die an die Substanz des demokratischen Gemeinwesens gehen. So verlängerte Spaniens Premier Pedro Sanchez den Alarmzustand im Land eigenmächtig auf unbestimmte Zeit. Parlamentsausschüsse, die seine Entscheidung kontrollieren müssten, wurden nach Hause geschickt. Eine juristische Handhabe gegen die Freiheitsbeschränkungen gibt es nicht.

## Merkels «Ermächtigung»

In Berlin peitschte die Bundesregierung letzte Woche im Eiltempo ein «Gesetz zum Schutz der Bevölkerung» durch alle Instanzen: Bundestag, Bundesrat, Unterschrift des Bundespräsidenten, Veröffentlichung im Bundes-

gesetzblatt – alles geschah an einem einzigen Nachmittag. Ziemlich flott, wenn man bedenkt, dass mit dem Gesetz Einschränkungen der Grundrechte der Versammlungsfreiheit, der Freiheit der Person, der Freizügigkeit und der Unverletzlichkeit der Wohnung festgeschrieben werden.

Nur die Alternative für Deutschland argumentierte gegen das Gesetz, dessen Titel peinlich an die «Verordnung zum Schutz von Volk und Staat» vom 28. Februar 1933 erinnert, mit dem Reichspräsident Otto von Hindenburg die Vorlage für das «Ermächtigungsgesetz» lieferte, auf dessen Grundlage die Nationalsozialisten einen Monat später ihre Diktatur errichteten. Und wie der Zufall spielt: In Angela Merkels Gesetz finden sich die Vokabeln «Ermächtigung» und «ermächtigen» mehr als zwei Dutzend Mal.

Neue Möglichkeiten für Restriktionen erlaubt das Gesetz den Behörden zwar nicht. Aber es schafft «Rechtssicherheit» – für den Staat. Bisher wurden Beschränkungen per Verordnung verhängt, weshalb sie immer wieder von Gerichten gekippt wurden. Nun wurde eine gesetzliche Grundlage für Eingriffe in Freiheiten geschaffen – und Justitia das Schwert aus der Hand geschlagen.

Weltweit regen sich inzwischen Kritik und Widerstand. Die amerikanische Denkfabrik Brookings sieht den Staat zum «unglaublichen Hulk» mutiert; der deutsche Verfassungsrechtler Rupert Scholz beklagt, dass Deutschland von einer «nicht legitimierten Instanz» regiert wird – er bezieht sich dabei auf das Treffen der Bundeskanzlerin mit den Ministerpräsidenten der Länder. Dem Historiker Paul Nolte bereitet Bauchschmerzen, dass «ein Bedrohungsnarrativ erzeugt» werde, mit dem sich Eingriffe in die Bürgerrechte recht-

fertigen liessen. Dies bewirke einen «irritierenden Konformismus» in der Bevölkerung. Eine Erklärung dafür liefert die amerikanische Verfassungsrechtlerin Sonsoles Arias Guedón: «Panik ist das beste Anästhetikum.»

Aber es sind nicht nur Juristen und Intellektuelle, die ihre Stimme erheben. In vielen Ländern wird der Protest auch auf die Strasse getragen. Die Demonstrationen sind Zeugnisse des tiefen Misstrauens, das viele Menschen gegen ihre Regierungen im Besonderen und gegen die «Eliten» im Allgemeinen hegen. Sie unterstellen diesen ein verborgenes Motiv: die totale Kontrolle und Knechtung der gesamten Weltbevölkerung. Das Virus und seine Bekämpfung dienten dabei nur als Vorwand.

Das Reizwort ist «The Great Reset» – der grosse Neustart. Das Finanzkapital, die Politik sowie Unternehmer wie Microsoft-Gründer

*Premier Trudeau hatte davon gesprochen, dass wir «langfristig das System reparieren» müssten.*

Bill Gates oder der Investor George Soros streben die unumschränkte Weltherrschaft an. Demokratische Kontrollen sollen abgeschafft, die Menschen zu braven Konsumameisen herabgewürdigt oder vollständig vom Staat abhängig gemacht werden. Auf Twitter werden jede Stunde 200 Tweets zu diesem Thema abgesetzt.

Ist so ein Gedanke erst einmal in der Welt, fällt es leicht, angebliche Beweise für seine Wahrheit zu finden. So gehört eine eher langweilige Ansprache des kanadischen Premiers Justin Trudeau zu den meistgeklickten Videos auf Youtube. Er hatte davon gesprochen, dass wir «langfristig das System reparieren» müss-



ten. Die Pandemie habe die «Gelegenheit für einen Reset» geschaffen.

**«Seltenes, aber enges Zeitfenster»**

Aber im Mittelpunkt der Kritik steht Klaus Schwab, der Gründer des Weltwirtschaftsforums (WEF). Im Sommer brachte er ein Buch mit dem Titel «The Great Reset» heraus, dessen Kerngedanken er so formulierte: «Die Pandemie schafft ein seltenes, aber enges Zeitfenster, um über unsere Welt nachzudenken, sie sich neu vorzustellen und neu zu starten.»

Eine Schlüsselrolle bei den Plänen der Eliten kommt dabei nach Ansicht der Skeptiker dem Corona-Impfstoff zu: Mit ihm solle das Verhalten der Menschen gesteuert werden. Man muss kein Verschwörungstheoretiker sein, der befürchtet, dass jedem Erdbewohner ein Mikrochip eingepflanzt wird. Es genügt, Tom Tugendhat zuzuhören, einem Spitzenpolitiker der britischen Konservativen. Er sprach laut aus, was viele überlegen: Wer sich einer Covid-19-Impfung verweigere, müsse vom sozialen Leben ausgeschlossen werden – keine Reisen, keine Kultur, keine Restaurantbesuche. Und dies tönt beängstigend realistisch.

**24 NEUE MILLIONÄRE GESUCHT!**

**MILLIONEN LOS 2020**  
Jeden Tag eine Million zu gewinnen!

**Zum letzten Mal!**

**SWISSLOS**

# Daniel Jositschs Windungen

Der SP-Ständerat wollte die Konzern-Initiative mit einem Gegenvorschlag bekämpfen. Seit er damit aufgelaufen ist, trommelt er für das Volksbegehren.

Hubert Mooser

**E**gal, welchen Kanal man in den letzten Tagen und Wochen einschaltete, einer sass bei den Debatten über die umstrittene Konzernverantwortungsinitiative (Kovi) prominent in der ersten Reihe: der Zürcher Ständerat Daniel Jositsch. Der Rechtsprofessor engagiert sich mit viel Schwung für das Volksbegehren, das Schweizer Unternehmen für die Sünden ihrer Tochtergesellschaften im Ausland in Bezug auf Umwelt- und Menschenrechte haftbar machen will.

Für Blick-TV stieg Jositsch mit CVP-Fraktionschefin Andrea Gmür in den Ring und siegte in der Publikumsgunst haushoch. Als Belohnung gab es ein Gratisinserat für die Befürworter im *Blick*. Im Interview mit Tele Top duellierte sich Jositsch mit dem jungen freisinnigen Nationalrat Andri Silberschmidt, im «Talk täglich» von Tele Zürich stritt er mit seinem Zürcher Ständeratskollegen Ruedi Noser von der FDP. Wer seine Auftritte mitverfolgt, bekommt den Eindruck, Jositsch sei fast schon beseelt von dem Auftrag, dem Volksbegehren zum Durchbruch zu verhelfen.

## Was die Kollegen nervt

Einer seiner Standardsätze lautet: «Es braucht die Initiative, damit einzelne Konzerne nicht länger wegschauen und wir so präventiv dafür sorgen, dass die Umwelt nicht zerstört wird.»

Jositsch als «Retter der Welt» – in dieser Rolle sehe er sich wohl gerne, lästern Ratskollegen inzwischen über ihn. Er habe wahrscheinlich gemerkt, dass er in der Öffentlichkeit punkten könne, wenn er sich für die Kovi tüchtig ins Zeug lege. Dabei gebe er sich sonst so gerne als gemässigter Sozialdemokrat. Das sei er aber nicht, wie sich jetzt zeige.

Was einzelne Kollegen besonders nervt, ist die Tatsache, dass der SP-Politiker während der Debatte im Parlament nie für die Konzernverantwortungsinitiative eintrat. Jositsch weibelte im Ständerat stattdessen für einen indirekten Gegenvorschlag. Aus seinen Voten im Ständerat lässt sich schliessen, dass ihm die Konzerninitiative zu weit ging, obschon er deren Ziele löblich herausstrich.

Das von ihm und CVP-Ständerat Stefan Engler vertretene Gegenentwurfs-Konzept sah zwar ebenfalls eine Haftung vor. «Bei genauer Betrachtung» erweise sich diese aber als «in sehr starkem Masse eingeschränkt», verteidigte Jositsch den Vorschlag, als im Ständerat moniert wurde, der Gegenvorschlag komme der Initiative weit entgegen.



*Kurvenreich nach links:*  
Rechtsprofessor Jositsch.

Und weiter: «Es geht nur um einen bestimmten Bereich grosser multinational tätiger Unternehmen.» Die Haftung werde auf das Unternehmen selbst eingeschränkt respektive auf direkt kontrollierte Unternehmen.

Jositsch hatte also die Schwächen der Initiativen sehr wohl erkannt und wollte diese mit einem klar abgeschwächten Gegenvorschlag bekämpfen. «Ich möchte eigentlich nicht einen Abstimmungskampf, in dem zwischen Zivilgesellschaft und Wirtschaft zugespitzt wird», sagte er damals.

Dann kam ein weiterer Gegenvorschlag aufs Tapet, von Bundesrätin Karin Keller-Sutter überraschend lanciert, von FDP-Politiker Ruedi Noser in die Kleine Kammer getragen und vom Oberwalliser CVP-Ständerat Beat Rieder aus-

gearbeitet und verfeinert. Rieders Vorschlag orientierte sich hauptsächlich an den Richtlinien der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) zur Einhaltung der Menschenrechte und Umweltstandards.

Er enthält Berichterstattungspflichten. Grosse Unternehmen müssen jährlich über Themengebiete wie Menschenrechte berichten. Er enthält Sorgfaltspflichten bezüglich Kinderarbeit und Konfliktmineralien wie Blutdiamanten – aber keine Haftungsregeln. Rieder ist überzeugt, dass die Schweiz mit dieser Regelung weltweit führend ist.

Für Jositsch war Rieders Konzept jedoch nicht zielführend. Die Initianten hätten nicht 100 000 Unterschriften gesammelt, um mehr Bürokratie zu verursachen, sagte er dazu. Mit diesem Konzept liessen sich die Initianten nicht zu einem Rückzug ihrer Initiative bewegen.

Das Parlament schwenkte trotzdem auf die Linie Rieders ein. Sollte das Stimmvolk die Kovi ablehnen, tritt sein Gegenvorschlag in Kraft. Und was tat Jositsch? Er stellt sich voll hinter die Initiative.

## Vater der Kehrtwende

Der SP-Politiker selbst sagt zu seinem Positionswechsel: Er sei im Rahmen der Debatte dafür gewesen, einen Gegenvorschlag auszuarbeiten, der es erlaubt hätte, die Initiative zurückzuziehen. Da kein solcher vom Parlament angenommen worden ist, «unterstütze ich natürlich die Initiative». Und das erst noch mit viel Herzblut, was man von einem Vertreter des Wirtschaftsstandorts Zürich eigentlich nicht erwarten würde.

Auf der Homepage der Konzernverantwortungsinitiative wird Jositsch seither prominent in Bild und Wort geführt, als wäre er der Vater des Volksbegehrens. Auch der Kaufmännische Verband, dessen Präsident er ist, unterstützt die Initiative. Als Jositsch noch für seinen Gegenvorschlag weibelte, liess er durchblicken, dass seine Verbandsmitglieder mit dieser deutlich zurückhaltenderen Lösung gut leben könnten.

# Erste Welle, zweite Welle, siebte Welle

Früher hat man in den Medien gespart und dazu laut geklagt. Jetzt spart man und schweigt.



Die erste Welle kam im Jahr 2002. Es folgte dann bald schon die zweite Welle, dann die dritte und die vierte. Irgendwann hörte man mit dem Zählen auf.

Blicken wir kurz auf die erste Welle von 2002 zurück. Damals kündeten die grossen Medienhäuser der Schweiz erstmals im Chor grössere Sparprogramme an. Tamedia, Ringier und die NZZ-Gruppe wollten je 20 Millionen Franken sparen. Die Empörung unter den Journalisten und den Politikern war 2002 grenzenlos. Der unausweichliche Untergang des Qualitätsjournalismus stand fest.

Es waren idyllische Zeiten, wie man aus heutiger Sicht sagen darf. 20 Millionen Kostenreduktion, was für ein lockerer Spaziergang das damals noch war.

In den darauffolgenden sechs oder sieben Sparwellen, keiner zählte das noch, fuhren die Medienhäuser dann ihre Kosten um Hunderte von Millionen herunter. Sie sparten vor allem in den aufgeblähten Administrationen, die in den goldenen neunziger Jahren wie Heliumballone angeschwollen waren.

Die Redaktionen hingegen kamen bisher ganz gut davon. Nur zwei Tageszeitungen, der Westschweizer *Le Matin* und das Tessiner *Giornale del Popolo*, verschwanden in diesem Jahrhundert vom Markt. Der Trend ging stattdessen zu zentralen Mantelredaktionen, die bis zu zwanzig Blätter mit dem überregionalen Stoff beliefern.

Es ist schwierig zu berechnen, aber ich schätze, dass seit 2002 bei den traditionellen Blättern des Landes rund 450 journalistische Stellen abgebaut wurden. Gleichzeitig allerdings

stellte man etwa ebenso viele Köpfe neu für Internet-, Video- und Datenjournalismus ein. Die Job-Bilanz zwischen *hire and fire* ist auf den grossen Redaktionen in den letzten zwanzig Jahren ungefähr ausgeglichen.

Dieser Komfort wird nun kippen. Die neuste Sparwelle, ausgelöst durch den pandemischen Einbruch bei den Werbeeinnahmen, ist massiver als alle bisherigen Kostenprogramme. Allein bei den vier grossen Medienhäusern müssen die Kosten um 150 Millionen runter. Am deutlichsten wird das beim Marktleader TX Group.

## *Allein bei den vier grossen Medienhäusern müssen die Kosten um 150 Millionen runter.*

Bei seinen Blättern, von *Tages-Anzeiger* über *Berner Zeitung* bis *Basler Zeitung*, werden nun 70 Millionen eingespart. Es ist der bisher grösste Schnitt in der Schweizer Zeitungsgeschichte. Er wird, gemessen an bisherigen Standards, fünfzig bis siebzig Redaktionsstellen kosten.

30 Millionen will auch CH Media in Aarau, Luzern und St. Gallen wegdrücken. Die Hälfte davon ist es bei der NZZ-Gruppe. Beide hatten die gleichen Beträge bereits in den letzten zwei Jahren eingespart, und beide werden ihre Redaktionen weiter verkleinern müssen.

Bei Ringier ist die Lage komplizierter. Das Unternehmen hat keine typische Verlagsstruktur mehr. Es ist eine Holding, die mit unterschiedlichen Aktienanteilen an über hundert Firmen beteiligt ist und dabei mit Finanzpartnern wie der Schweizer Mobiliar und der

Axel-Springer-Gruppe kooperiert. Eine firmenübergreifende Sparübung kann es bei dieser Diversifikation nicht mehr geben, aber man kann davon ausgehen, dass auch Ringier ein paar Dutzend Millionen finden muss.

Erstaunlich an der aktuellen Sparwelle ist, wie geräuschlos sie verläuft. Die sonst üblichen Proteste der Journalisten und Politiker über den unausweichlichen Untergang des Qualitätsjournalismus gibt es nicht mehr. Es gibt keine Streiks und keine Demonstrationen von Zürich über Bern bis Winterthur wie noch vor zwei, drei Jahren, und selbst die empörten offenen Briefe der Redaktionen an den Verleger und die wütenden Communiqués der Gewerkschaften bleiben aus.

Der Unterschied ist einfach zu erklären. Zum ersten Mal glaubt man auf den Redaktionen und ausserhalb, dass das Verlagsmanagement nicht bloss sparen will, sondern tatsächlich sparen muss. Das war lange anders. Als etwa die TX Group 2017 ihre vorletzte Sparrunde ausrief, hatte das Unternehmen eben einen operativen Gewinn von 245 Millionen Franken gemacht. Es war darum einfach, die Sparübung als «Kahlschlag» und «Massaker» öffentlich zu disqualifizieren.

In diesem Jahr wird die TX Group, mit den nötigen Wertberichtigungen, einen Verlust von hundert Millionen ausweisen. Bei solchen Zahlen kann auch der linkste Journalist nur noch schlecht von kapitalistischer Profitmaximierung reden.

Wir erleben darum in den Medien die siebte oder achte Sparwelle – aber die erste, zu der die Journalisten schweigen.

# War Jesus ein Linker?

Wo immer eine vermeintlich moralische und linke Sache zu promoten ist, stehen Kirchenvertreter Schlange wie Groupies an einem Céline-Dion-Konzert.

Matthias Matussek

Die Frage im Titel ist schwer zu beantworten, weil Jesu Reich nicht von dieser Welt ist, wie er selber sagte. In seinem Reich, so viel können wir vermuten, ergeben politische Richtungen wie links oder rechts keinen Sinn, weil wir dort mit ganz anderen Dimensionen zu tun haben, mit Himmel und Hölle, mit Gnade und Fegefeuer und Ewigkeit, mit dem Jüngsten Gericht.

Wer sich anmasst, den Jesus, wie wir ihn aus den Evangelien kennen, ins kleine Karo unseres politischen Jammertals zu übertragen, verstösst ganz sicher gegen das zweite Gebot, in dem es heisst: «Du sollst den Namen deines Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen.»

Leider ist es dieses Gebot, gegen das derzeit besonders von den Kirchen, sowohl von der protestantischen wie der katholischen, verstossen wird. Wo immer eine vermeintlich moralische und linke Sache zu promoten ist, stehen die Kirchenvertreter Schlange wie Groupies bei einem Céline-Dion-Konzert, um sich als Streiter im Namen Gottes zu präsentieren und offene Türen einzurennen.

## Zauber des Unangreifbaren

Die sogenannte Konzerninitiative mag als Beispiel dienen. Dass man Kinder nicht mit vergiftetem Wasser töten sollte, das kann man, so würde Rüdiger Safranski es formulieren, «schon mit Bordmitteln erkennen», dazu braucht man keinen Jesus, wie auch immer man ihn ausstaffiert. Auch Kant genügt mit seinem «Den Sternenhimmel über mir und das Sittengesetz in mir». Eine Selbstverständlichkeit, nicht nur für Linke, nicht nur für Kirchgänger.

Dass Jesus ein Linker sei – oder muss man heutzutage sagen: eine Linke? –, hat vor allem mein leider verstorbener Intimfeind in allen Talkshows, in denen wir aufeinandertrafen, Heiner Geissler, der spät erweckte Attac-Kämpfer, unermüdlich behauptet. Er hatte das Buch «Was würde Jesus heute sagen» verfasst, welches ich immer als reichliche Kompetenzüberschreitung ansah, als sei Jesus die Bauchrednerpuppe Heiner Geisslers und der wiederum ein Teil der Heiligen Dreifaltigkeit.



Kein kommunistisches Manifest: «Bergpredigt» von Carl Bloch, 1890.

Ist die Bergpredigt das «Kommunistische Manifest»? Hm, Matthäus berichtet nicht von einem Volksaufstand, sondern von einem Publikum, das dem *inspirational talk* eines zunehmend bekannten Wanderpredigers lauscht. Ihn umgibt

*Wer sich anmasst, Jesus ins Karo unseres Jammertals zu übertragen, verstösst gegen das zweite Gebot.*

der Zauber des Unbegreifbaren, der kaum praktikable Forderungen stellt. Etwa die nicht nur nach Nächsten-, sondern sogar Feindesliebe.

Nicht nur nicht töten, sondern das Höllenfeuer schon für den, der zürnt. Verdammung nicht für den Ehebrecher, sondern schon für den, der eine andere Frau nur lüstern anschaut. Die Bergpredigt ist ein sittliches Überbietungsprogramm, eine Gipfelerstürmung, und ihr «moralischer Heroismus» (Albert Schweitzer) hat seither jede Menge Fanatiker beseelt.

Am tiefsten durchglüht hat sie wohl den heiligen Franziskus, der mit dem Armutsgebot ins Menschenunmögliche Ernst machte, so Ernst, dass die Ordensregeln, die er entworfen hatte, auf Anweisung des Papstes abgemildert wurden. Mit seiner Liebesekstase ein Irrer im Namen Gottes.

Die Waldenser, die Katharer, die Wiedertäufer und die Befreiungstheologen der wilden sechziger Jahre in Lateinamerika, die mit Bibel und Maschinengewehren die Diktatoren und die feudalen Rinderbarone und die United Fruit Company und Coca-Cola und Esso zum Teufel jagen wollten, sie alle beriefen sich auf den moralischen Heroismus der Bergpredigt.

## Ohne wehleidige Botschaft

Heute, am Hochfest Christkönig, hat in unserem kleinen Nest an der Ostsee Bruder George aus Kenia gepredigt, schlank und gross wie ein Massai-Krieger, er predigte über das Matthäus-Evangelium, in dem der Menschensohn

wiederkehrt und Gericht hält und diejenigen, die ihm gaben, als er hungerte und dürstete, in sein Reich aufnimmt und die anderen, die es nicht taten, verdammt.

Priester George kam ohne jede wehleidige politische Botschaft aus, denn er nimmt sein Priesteramt ernst, und er versteht es nicht als Agentur der Bundesregierung oder des europäischen Migrationspaktes oder der Uno, die zu einer Organisation linker Verbrecherstaaten wurde, in deren Menschenrechtskommission die Volksrepublik China das grosse Wort schwingt, ausgerechnet also die Nation, die rund eine Million Uiguren in Lagern hält.

China, das seine Katholiken in den Untergrund getrieben hat, aber den KP-hörigen Katholiken der Staatskirche das Praktizieren ihres Glaubens im engen geregelten Rahmen zugelassen hat. Und prompt paktiert Franziskus mit den Krummbuckeln der zugelassenen Kirche.

### Einfach falsch gelesen

Aber wie kam die Linke überhaupt auf die Unverschämtheit, Jesus für sich zu reklamieren im Angesicht des auch durch sie riesig aufgetürmten und immer noch wachsenden Trümmerhaufens, den Walter Benjamins «Engel der Geschichte» sieht auf unserem Weg ins Paradies? Eine Linke, die so ziemlich jeden humanitären Begriff wie Brüderlichkeit oder Gerechtigkeit genutzt hat, um Berge von Leichen zu produzieren und besonders die Armen und Hoffnungslosen in die Irre zu führen.

Da wird, wenn es um die Flüchtlinge geht, immer wieder das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zitiert von den kirchlichen Falschmünzern, diesen verschlagenen PR-Strategen mit ihrem selbstgerechten Pharisäertum, mit dem sie uns drängen, die «Mühseligen und Beladenen» aus aller Welt bei uns aufzunehmen.

Diese Typen haben ganz einfach falsch gelesen: Der Samariter kümmert sich persönlich um diesen Elenden, der geschlagen und blutend am Wegrand liegt. Er ruft nicht den Gesundheitsdienst an. Dann bringt er ihn persönlich zur Herberge und sorgt mit seinem eigenen Geld dafür, dass er dort gepflegt wird, bis er von seiner Reise zurückkehrt – und ruft nicht auf dem Marktplatz kaltschnäuzig nach kommunaler und staatlicher Hilfe nach dem Motto: Jetzt seid ihr dran!

Wie zynisch ist Heinrich Bedford-Strohm, dieser bleiche protestantische Bischof, in seinem Talar, der Schiffe zur sogenannten Seenotrettung im Mittelmeer ausstaffiert. Wohl wissend, dass er mit diesem Show-mässigen Anreiz viele Unglückliche erst aufs Meer lockt.

Und sein Freund auf der Seite der Katholiken, Reinhard Kardinal Marx, nutzt die Kanzel, um Kritiker seiner gleichgelagerten Ideologie öffentlich an den Pranger zu stellen und nach Art der schlimmsten Renaissance-Päpste mit

Gottes Vollmacht Politik zu betreiben und AfD-Wählern das Christsein zu bestreiten.

Nein, Jesus war kein Linker. In seinen Lehrbeispielen wäre auch für einen Antikapitalisten verdammt zu oft von Geld die Rede. Ja, sie scheinen alle aus der Wirtschaft entlehnt, ob es um die Entlohnung im Weinberg geht, um die Freude über die Entdeckung der verloren geglaubten Drachme oder um jene Erzählung des verreisenden Herrn, der seinen Dienern Kapital in abgestufter Grösse hinterlässt.

Nach seiner Rückkehr kann ihm derjenige seiner Diener, dem er fünf Talente hinterlassen hat, stolz vermelden, dass er sein Kapital ver-

*Jesus hat Verständnis für menschliche Schwächen. Er spricht nirgends von Enteignung.*

doppelt hat. Ebenso derjenige, dem er zwei Talente anvertraute. Den armen letzten Diener jedoch, der das ihm anvertraute eine Talent aus Angst vor Räubern vergraben hat, will er in die Finsternis werfen lassen, dorthin, wo Heulen und Zähneknirschen herrschen.

### Sympathie für den reichen Jüngling

Kann es einen besseren Beleg dafür geben, dass Jesus für gesundes Wirtschaften, ja bei höheren Einsätzen sogar für gewinnbringende Spekulation zu haben war?

Und wie viel Sympathie er aufbringt für den reichen Jüngling, der ihn fragt, wie er das ewige Leben gewinnen kann! Jesus antwortet: «Was fragst du mich nach dem, was gut ist? Gut ist nur der Eine. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.» [...] Da sprach der Jüngling zu ihm: «Das habe ich alles gehalten; was fehlt mir noch?» Jesus sprach zu ihm: «Willst du vollkommen sein, so geh hin, verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach!» Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt davon; denn er hatte viele Güter.»

Jesus hat Verständnis für menschliche Schwächen. Er spricht nirgends von Enteignung.

Nein, Jesus war alles, nur kein Linker.



## INSIDE WASHINGTON

### In Heuchelei ertrinken

Wenn Heuchelei der Tribut ist, den das Laster der Tugend zollt, hat der ehemalige Aussenminister John Kerry diese Kosten auf exakt 11,75 Millionen Dollar beziffert. Das ist die Summe, die der Karrierepolitiker für ein 18,5 Hektaren Land umfassendes, am Meer gelegenes Sommerhaus auf Martha's Vineyard, dem Spielplatz von Amerikas Plutokraten, ausgegeben hat.

Diese Woche ernannte der designierte Präsident Joe Biden den 76-Jährigen zum Klima-Zaren. Damit kümmert sich zum ersten Mal ein Minister im Kabinettsrang um das Klima. Und zum ersten Mal «sitzt der Klimawandel auch im Nationalen Sicherheitsrat mit am Tisch».

Kerry sitzt an vielen Tischen, unter anderem auch in seinem abgeschiedenen Herrenhaus Seven Gates Farm auf Martha's Vineyard: sieben Schlafzimmer, zwei Landungsstege und zwei Meilen Strand. Wenn die düsteren Vorhersagen der Kreuzzügler des Klimawandels zutreffen, wird all dies bald nur mehr ein nasses Grab für Erinnerungen an schöne Sommermonate sein. Denn dann steigt doch wohl auch auf Martha's Vineyard der Meeresspiegel.

Nur zwei Monate vor dem Kauf des Strand-Refugiums sagte Kerry dem Massachusetts Institute of Technology: «Niemand wird einen goldenen Dreizack schwingen, um den Anstieg des Meeresspiegels aufzuhalten, wenn die See nach unseren Küsten greift. Erinnern Sie sich, als neulich das Wasser in Boston über die Ufermauer schwappte? Das war die reguläre Flut.»

Doch für einen Hochgeborenen bedeutet hohe Flut etwas anderes. Geht es um die materiellen Opfer, die erbracht werden müssen, um den prophezeiten wässrigen Weltuntergang abzuwehren, stehen die Massen in der Pflicht. Der Geldadel aber steht über der Hochwassermark und nippt an seinen Dark-'n'-Stormy-Cocktails. Dunkel und stürmisch sind für ihn nur die Drinks.

Amy Holmes

# Wer Leistungssportler sein will, muss auch etwas aushalten können

Im nationalen Sportleistungszentrum Magglingen soll eine Kultur des Schreckens herrschen. Bernhard Segesser, Doyen der Schweizer Sportärzte, sieht das anders.

Thomas Renggli

Die Geschichte im *Magazin des Tages-Anzeigers* vom 31. Oktober 2020 transportierte aus dem Lager der Schweizer Kunstturnerinnen während ihrer Trainingszusammenzüge in Magglingen ein Szenario, das man vor allem aus totalitären Regimes kennt: erniedrigte, gedemütigte, physisch wie psychisch gequälte Sportlerinnen. Als Kronzeuginnen traten die früheren Kunstturnerinnen Ariella Kaeslin, 33, Lynn Genhart, 18, und Fabienne Studer, 19, sowie die ehemaligen Gymnastinnen Stephanie Kälin, 25, Lisa Rusconi, 23, Marine Périchon, 27, Sarah Marchini, 29, und Cinzia Mora, 20, auf.

Eine Woche später stiess die Vereinigung der Schweizer Sportärzte (Sport & Exercise Medicine Switzerland) mit ihrem Präsidenten German Clénin an der Spitze ins gleiche Horn, nahm für sich die ethischen Grundrechte in Anspruch und ging frontal auf das Bundesamt für Sport (Baspo) sowie auf Swiss Olympic los. Die Mediziner stellten letztlich den ganzen Leistungssport in Frage: «Wir machen in unserer täglichen Arbeit die Feststellung, dass das Trainingsumfeld in diversen Sportarten mit der Ethikcharta des Schweizer Sports inkompatibel ist.»

Mitte November schliesslich meldeten sich die Turnerinnen und Turner des Nationalkaders zu Wort und nahmen die Betreuer in Schutz: «Unser Verhältnis zu den Trainern würden wir nicht als ein kollegiales betrachten, aber das erwarten wir auch nicht.» Das Trainingsklima sei «sehr gut»: «Schmerzen und Enttäuschungen gehören zum Kunstturnen. Wir haben gelernt, damit umzugehen. In Magglingen haben wir Turnerinnen die Möglichkeit, aus unseren Träumen Realität zu machen.»

## Operateur des «Knies der Nation»

Jetzt greift Bernhard Segesser in die Diskussion ein. Der 79-jährige Berner ist der vielleicht renommierteste Schweizer Sportarzt – mehrmals Chefarzt an Olympiamissionen, Gründer der Rennbahnklinik in Muttenz und vor der Ski-WM 1985 als Operateur von Pirmin Zurbriggen «Knie der Nation» quasi der Retter der Eidgenossenschaft. Er sagt: «Die Aussagen der Sportlerinnen pendeln zwischen echter psychi-

scher Verletzung und Frustration über nicht erreichte Ziele, wie sie vielleicht viele andere Hochleistungsathleten auch machen könnten.»

Segesser stört sich vor allem am einseitigen und düsteren Bild, das in allen Beiträgen zu diesem Thema in den vergangenen Wochen gezeichnet wird – und stellt die Fragen: «Weshalb haben sich die betroffenen Sportlerinnen nicht früher gemeldet? Weshalb sind sie nicht an die Kontrollgremien gelangt, die es im Schweizer Sport gibt?» Es sei schade, dass durch diese Vorwürfe auch seriöse Trainer in ein schlechtes Licht gestellt würden. Segesser will nichts bagatellisieren, gleichzeitig aber sagt er: «Mit den Swiss Medical Centern und den Verbandsärzten bestehen genügend Instanzen, die etwas mitbekommen haben müssten.» Und er fügt an: «Es hat schon immer Sportlerinnen und Sportler gegeben, die sich über ihre Trainer beklagt haben.» Oder mit anderen Worten: «Der Erfolg hat viele Väter – bei Misserfolg muss mit Vaterschaftsklagen gerechnet werden.»

Segesser sagt weiter: «Jede und jeder, von dem eine Leistung verlangt wird, steht unter Druck – ob selbstaufgelegt oder von aussen.» Wer sich für den Leistungssport entscheide, sei bereit, Herausforderungen anzunehmen und sich Druck auszusetzen. Damit sei man eigen-

verantwortlich für seine Ziele, für seinen Körper – für Sieg und Niederlage.

Der Arzt kritisiert nicht zuletzt seine Berufskollegen für ihre Doppelmoral: Die Empörung der Sportärzte und ihres Präsidenten Clénin, der selber vier Jahre in Magglingen tätig war, sei in dieser Form unangebracht: «Sie ist ein Schuss ins eigene Knie.» Segesser führt aus, dass ein Sportarzt mitverantwortlich ist für die physische und psychische Gesundheit einer Sportlerin oder eines Sportlers, dass er die Abläufe genau kennt und immer eingreifen kann, wenn er Missbräuche feststellt. Und dann wird der sonst besonnene Mediziner scharfzüngig: «Es soll mir keiner weismachen wollen, dass ein engagierter Sportarzt nichts mitbekommt von Spannungen zwischen Trainern und Athleten sowie von Dissonanzen unter den Trainern und Unstimmigkeiten im Verband. Wer hier nichts merkt und im Notfall nicht interveniert, ist am falschen Platz.» Falls es also Schuldige gebe, seien die nicht zuletzt bei den Ärzten zu finden. Segesser plädiert für die Einführung einer verbandsunabhängigen Meldestelle mit Fachleuten aus allen Bereichen und Sportarten.

## «Man sucht nach Schuldigen»

Dass nun Sportministerin Viola Amherd die Aufarbeitung der Trainingsmethoden und die Einrichtung einer Meldestelle für Athletinnen und Athleten fordert, ist für Segesser vor allem eine politische Pirouette: «Man sucht nach einzelnen Schuldigen, nach Versäumnissen, nach strukturellen Fehlern, ernannt Untersuchungskommissionen, deren Mitglieder meist mit den wirklichen Problemen gar nicht vertraut sind.»

In seiner Einschätzung kommt er zum Fazit, dass die Eigenverantwortung im Spitzensport gefördert werden muss – damit Verfehlungen «zeitnah angesprochen werden, um system-schädigende Situationen wie die gegenwärtige Krise und aufgestaute Kollateralschäden zu vermeiden». Oder mit anderen Worten: Wer ein Problem nicht direkt und schnell anspricht, verspielt Überzeugungskraft, Glaubwürdigkeit und Zeit – egal, ob er Sportler, Trainer oder Arzt ist.





# Argentiniens Weg zurück in die Armut

Im Schatten Peróns findet die Perle Südamerikas nicht zu altem Glanz zurück.



Wer nach dem Ursprung der argentinischen Misere sucht, wird in Buenos Aires schnell fündig. Der Mann steht überlebensgross auf dem Steinsockel im Park neben dem Verteidigungsministerium. Der Volkstribun hebt die Arme, macht aber einen etwas mitgenommenen Eindruck: Juan Domingo Perón.

Sein Schatten liegt über Argentinien – mehr als ein halbes Jahrhundert nachdem er seine unheilvolle Regentschaft begann. Im Oktober wurde der 75. Jahrestag der Geburtsstunde des Peronismus gefeiert. Wieder gingen die einstigen «Descamisados», die Hemdlosen, auf die Strasse, doch diesmal in Automobilen. Im Vergleich zu damals ist Argentinien mittelständisch geworden.

Dreimal war Perón selber Präsident. Seine Epigonen waren es mehrmals. Dazwischen funkten Militärcoups und Militärdiktaturen und auch erfolglose demokratische Versuche, den angerichteten Schaden zu beheben. Zurzeit ist wieder ein peronistisches Bündnis am Werk, die letztes Jahr bei den Wahlen siegreiche Frente de Todos.

Apropos Mittelstandsgesellschaft: Während andere Länder sich über die Jahrzehnte aus der Armut befreien, geht Argentinien den umgekehrten Weg. 40 Prozent der Bevölkerung leben nach offiziellen Angaben unter der Armutsgrenze – und das in einem schönen, grossartigen Land.

Präsident des offenbar unaufhaltsamen Niedergangs ist Alberto Fernández vom gemässigten Flügel des Partido Justicialista, Vizepräsidentin Cristina Fernández de Kirchner, früher selbst Präsidentin, vom linksradikalen. Sie

verwalten wie erwartet erfolglos die Krisen, die Argentinien durchschütteln und die Mittelklasse in die Armut treiben.

Zurzeit ist es die explosive Mischung aus der Covid-19-Pandemie, einer scharfen Wirtschaftsrezession und sozialen Spannungen. Regierungsgruppen und Oppositionsanhänger demonstrieren abwechslungsweise, Gewerkschaften streiken, die Kirche beschwichtigt, und die Regierung verhandelt mit dem Internationalen Währungsfonds über neues Geld.

Das Szenario ist bekannt. Die Kredite, die dem Land über die Runden helfen sollen, werden gesprochen, nach zähen Verhandlungen. Sie werden mit Zwangsaufgaben versehen, um dem Fass einen Boden einzuziehen. Gegen diese Auflagen wird protestiert, offen und insgeheim. Die Folgen dieses «Diktats von aussen» werden politisch ausgeschlachtet und verhindern Reformen. Cristina de Kirchner grenzt sich vorsorglich vom Partner ab, auf jeden Fall trage der Präsident dafür die Verantwortung.

Covid-19 hat hart zugeschlagen. Gemessen an den Todesfällen pro Kopf der Bevölkerung, liegt Argentinien in der Spitzengruppe. Ein scharfer Lockdown mit Ausgangsbeschränkungen versuchte, die Lage epidemiologisch zu stabilisieren. Wirtschaftlich und sozial mit unerfreulichen Auswirkungen – mehr Drogen, Gewalt und materielle Not in den Quartieren der Grossstädte. Inzwischen nimmt die Zahl der Neuinfektionen nicht mehr mit gleichem Tempo zu, und im Grossraum Buenos Aires wurden Lockerungen eingeführt. Der Sommer naht auf der Südhalbkugel.

Ein Ausweg aus der politischen Sackgasse ist nicht in Sicht. Mauricio Macri, der rechtsliberale Präsident von 2015 bis 2019, versuchte Wirtschaftsreformen und scheiterte. Er hätte mehr als eine Amtszeit gebraucht. Die notwendigen Strukturveränderungen kamen nicht, und vor allem gelang es nicht, Leviathan, den aufgeblasenen Beamtenstaat, auch nur ein bisschen zu stutzen.

Und die Opposition ist dabei, sich selber zu demontieren. Dieser Tage verkündete Elisa Carrió, prominentes Mitglied der Juntos por el Cambio, sie werde nie mehr mit Macri sprechen. Dieser soll ausgebootet und als Kandidat für die nächsten Präsidentenwahlen verhindert werden.

Trotz dem Desaster, das der Peronismus verkörpert, gibt es keine Zeichen, dass es mit ihm bald vorbei sein könnte. Politische Macht ist ein Geschäft, das seine Führer und die zugehörigen Gewerkschaften mit einer nüchternen Selbstverständlichkeit betreiben. So etwas gibt man nicht einfach auf, wenn man nicht dazu gezwungen wird.

«Don't cry for me Argentina». In Ushuaia, der Hauptstadt von Feuerland im Süden, steht in der Nähe des Hafens eine Bronze-Büste von Evita. Darunter der Text auf Englisch: «I don't ask or want anything for myself. My glory is and always will be to be Perón's shield and the flag of my people.» In Buenos Aires prangt sie am Hochhaus des Gesundheitsministeriums, und vor ihrem Grab auf dem Recoleta-Friedhof bilden sich Schlangen. Der Mythos lastet inzwischen schwer auf dem Land.

# Ueli Maurer, ein schweizerisches Phänomen

Der SVP-Bundesrat ist in der Corona-Krise zur Vertrauensfigur der Schweizer aufgestiegen. Nun wird er siebzig Jahre alt. Tritt er bald zurück? Sicher ist: Jeder Nachfolger wird es schwerhaben.

Rudolf Strahm

In jüngeren Jahren wurde er als Politiker karikiert, persifliert, parodiert und als «Ueli der Knecht» verspottet. Keiner ist je so verkannt und falsch eingeschätzt worden wie Bundesrat Ueli Maurer. Am 1. Dezember 2020 wird er siebzigjährig. So wie ich ihn kenne, will er dann bestimmt nicht gefeiert werden.

Die drei Jahrzehnte, die Ueli Maurer in der schweizerischen Politik wirkte, sind quasi das Spiegelbild der gesellschaftlichen Entwicklung der Schweiz: so etwa die Kräfteverschiebung im bürgerlichen Lager, weg von der FDP und der CVP hin zur SVP. Oder das Abbiegen des politischen Mainstreams weg vom idealistischen Internationalismus hin zur nationalen Orientierung. Oder auch die Entfremdung zwischen den intellektuellen und globalisierten Klassen und der berufspraktischen, ländlichen Arbeitsbevölkerung. Ueli Maurer war ein Protagonist bei diesem Wandel.

## Unterwegs in Dorfbeiz-Hinterzimmern

Ueli Maurer und ich wurden 1991 in den Nationalrat gewählt. Wir fanden uns zunächst in der Umweltkommission wieder. Der junge Zürcher Bauernpolitiker suchte anfänglich eher unbeholfen nach Themen auf Bundesebene. Er begnügte sich mit Anfragen zu nachwachsenden Rohstoffen, zu Gatt-Regeln für die Landwirtschaft oder zum Ozon an Tankstellen. Nationale Beachtung erhielt Maurer erst 1996, als er die Nachfolge des Thurgauers Hans Uhlmann als SVP-Präsident antrat. Zwölf Jahre wirkte Maurer in diesem Amt. Vielleicht wird die Geschichtsschreibung ihm diese Schaffensperiode als markanteste in seinem Leben attestieren. Denn in dieser Zeit trieb er in der SVP voran, was man als «Organisationsentwicklung» bezeichnen kann.

Er gründete schweizweit, die Romandie inbegriffen, sage und schreibe 600 neue SVP-Sektionen. Abend für Abend war er unterwegs in Dorfbeiz-Hinterzimmern und Mehrzweckhallen zwecks Ermutigung zur Gründung neuer lokaler SVP-Sektionen. Meist war dies gegen die örtliche CVP und die Liberalen gerichtet. Und das alles leistete er neben seiner beruflichen Tätigkeit als Geschäftsführer des

Zürcher Bauernverbands, neben dem Nationalratsmandat und neben der (wohl weniger häufigen) Familienpräsenz.

In seiner Zeit als Parteipräsident konnte die SVP ihren nationalen Wähleranteil zwischen 1995 und 2007 von 14,9 auf 28,9 Prozent fast verdoppeln, während die FDP um 4 und die CVP und die SP um je über 2 Prozentpunkte schrumpften. Als früherer SP-Zentralsekretär hatte ich Ueli Maurers geschickten und zähen Parteaufbau immer mit Beklemmung beneidet. In der Periode, in der er die SVP präsidierte und umbaute, leistete sich die SP Schweiz den Luxus von vier Parteipräsidentenwechseln, begleitet von ideologischen Richtungskämpfen.

Während seiner Präsidiatsjahre verhöhnte man Maurer als Christoph Blochers «Wasserträger-Ueli». Während Blocher als charismatische Figur im Rampenlicht stand, konnte

## *In seiner Zeit als Parteipräsident konnte die SVP ihren nationalen Wähleranteil fast verdoppeln.*

Maurer still den Radar der intellektuellen Konfliktaustragung unterfliegen, oft belächelt, aber häufig auch verschont. Authentische Bescheidenheit und gespielte Biederkeit waren seine Schutzschilde. Nach den Bundesratswirren um Samuel Schmid und Christoph Blocher wurde Ueli Maurer am 10. Dezember 2008 im dritten Wahlgang in den Bundesrat gewählt; dies mit bloss einer einzigen Stimme Vorsprung vor dem Sprengkandidaten Hansjörg Walter.

## Recht trickreich

Maurers Einstieg als Vorsteher des Verteidigungsdepartements (VBS) Anfang 2009 war nicht leicht. Sein Prestigekredit im Parlament hatte keine Polster. Das VBS war zuvor von Skandal zu Skandal geschlittert. Schon nur Loyalität und Disziplin im selbstherrlichen Offizierskorps herzustellen, brauchte Energie. Das Konzept «Weiterentwicklung der Armee» mit einer Halbierung der Mannschaftsbestände und der Modernisierung der Führungsstruktur machte

ihn zur Zielscheibe von oppositionellen pensionierten Obersten der Gruppe Giardino und ebenso von Traditionalisten in der eigenen Partei. Gleichzeitig stemmte er recht trickreich das VBS-Jahresbudget auf fünf Milliarden Franken hoch und reorganisierte den in Verruf geratenen (und bis heute umstrittenen) Nachrichtendienst.

Einen sichtbaren Prestigeverlust erlebte Maurer im Mai 2014 beim plebiszitären Absturz der Vorlage für die Beschaffung von 22 schwedischen Gripen-Kampfflugzeugen. Sie scheiterte mit 53,4 Prozent Nein-Stimmen. Allerdings zeigt uns die erneute Volksabstimmung von 2020 mit nur gerade 50,1 Prozent Ja-Mehrheit für die Flugzeugbeschaffung, dass in der Bevölkerung die Skepsis gegenüber der Flugwaffe recht dauerhaft und strukturell verankert ist.

## Psycho-Druck der Europapolitik

Ich denke, der Wechsel Maurers ins Finanzdepartement (EFD) 2016 war für ihn Befreiung und Neubeginn. Entgegen den Erwartungen seiner Partei beliess er im EFD die bisherigen Chefsbeamten in ihren Funktionen. Mit Ausnahme der engsten Entourage verzichtete er darauf, die Kaderpositionen mit Parteisolddaten zu besetzen. Bei den jüngsten Kaderbesetzungen hat er gar eine «feministische Welle» losgetreten: Bald gibt es im EFD eine Direktorin der Finanzverwaltung, eine Direktorin des Bundespersonalamts, eine Staatssekretärin für internationale Finanzfragen, eine Direktorin der Bundespensionskasse, eine Präsidentin des Finma-Verwaltungsrats – alle diese Frauen ausgewählt und vorgeschlagen von Maurer.

Ueli Maurer hatte als Finanzminister das Glück, bis Ende 2019 auf eine strukturell solide Finanzlage des Bundes abstellen zu können. Altlasten der Bankenkrise, der Steuerstreit mit den USA, mit der OECD, waren grossenteils schon von Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf beseitigt worden. Doch viel Energie kostete ihn die – ebenfalls vom Ausland aufgezwungene – Unternehmenssteuerreform III. Sie wurde im Februar 2017 mit 59 Prozent Nein-Stimmen regelrecht abgeschmettert. Mutmasslich war diese Niederlage schon durch die früheren



*Pragmatismus und Gespür:* Staatsmann Maurer.

krummen Touren von Ex-Finanzminister Hans-Rudolf Merz bei der Unternehmenssteuerreform II vorbestimmt. Mit dem Überladen der Vorlage durch die FDP- und SVP-Fiskal-Hardliner war sie dann für den Absturz programmiert.

Es gehört zum flexiblen Pragmatismus und politischen Gespür Maurers, dass er sich gleich nach dieser Niederlage zusammen mit Ständeräten an eine neue, sozial ausgewogenere Kombination von Unternehmenssteuer-Korrektur und AHV-Finanzierung machte. Die Staf-Vorlage wurde zwei Jahre später mit einer Zweidrittelmehrheit angenommen. Mit einem Kraftakt musste sich Maurer vor der Volksabstimmung gegen die anti-etatistischen Dogmatiker in der eigenen Partei durchsetzen, wobei ihm seine starke Verankerung in der SVP-Basis zugutekam.

Ueli Maurer ist kein Visionär mit starrem Kompass. Der Nichtakademiker verfügt über politische Intuition und eine Begabung für die originelle, schlaue Anpassung an politische Konstellationen. Mit seiner cleveren und vorausschauenden Gegenstrategie gegen die

Piesackerei aus Brüssel mit ihrem angedrohten Entzug der Börsenäquivalenz hat er nicht nur Schaden von der Schweizer Börse abgewendet, sondern auch den Psycho-Druck in der schweizerischen Europapolitik vorläufig aufgefangen. Das war eine vorbildliche Vorspuraktion. Wenn heute die andern Departementschefs und die Bundesamtsdirektoren nicht ebenfalls solche vorbereitete Auffangpläne gegen zukünftige EU-Nadelstiche in der Schublade haben, vernachlässigen sie bestimmt ihre Amtspflichten!

#### **Authentische Distanz**

Mit ähnlicher Geschicktheit und Cleverness operierte Maurers Departement im März 2020 mit der rasch aufgegleisten und mit den Banken abgestimmten Überbrückungsfinanzierung für pandemiebedingt notleidende Firmen. Das Finanzierungsmodell war elegant und rasch wirksam. Die *Financial Times* würdigte diese «Swiss solution» als vorbildlich. Bei den Bundesratsbeschlüssen zur Corona-Strategie stand Maurer, das ist kein Geheimnis, oft mit

Änderungsanträgen in Opposition. Doch nach den Kollegiumsentscheiden vermittelte er die Beschlüsse loyal und oft plausibler und sogar lustvoller als alle andern. Damit ist Maurer für Bürgerinnen und Bürger weit über den Kreis seiner konservativen Wählerschaft hinaus zur Vertrauens- und Identitätsfigur geworden, während er gegenüber Journalisten stets eine irritierende Reserviertheit pflegte. Mit seiner Abwehrformel «Kä Luscht» gegen aufdringliche Frager schaffte er sich eine authentische Distanz und Unabhängigkeit. Diese Formel ist symptomatisch fast zum Gegenstück zu Adolf Ogis geflügeltem Wort «Freude herrscht» geworden.

Viele erinnern sich, wie der frischgewählte Bundesrat Maurer zu Beginn seiner Amtszeit versprochen hatte, er werde die Bundeskasse nicht mit unnötigem Herumreisen belasten. Die Schweiz sei ohnehin von Feinden umzingelt. Doch seither ist Maurer Dutzende Male ins Ausland gereist, allein in seinem ersten Bundespräsidialjahr 2013 waren es 28 Auslandsbesuche. Und seither war er zu Gast bei Putin, bei Trump, bei Xi Jinping in Sachen Seidenstrasse, am Königshof in Saudi-Arabien in Sachen Waffengeschäfte und bei der G-20. Der Staatsmann in ihm ist perfekt geworden. Ueli Maurer und Simonetta Sommaruga haben mit ihren wichtigen Aussenkontakten den freisinnigen Schwerenötern im Aussendepartement (EDA) längst den Rang abgelaufen.

#### **Einige ungelöste Probleme**

Sollte Bundesrat Maurer jetzt oder bald zurücktreten, müsste sein Nachfolger, gleich welcher Partei, allerdings auch einige ungelöste Strukturprobleme des EFD erben, Probleme, an denen Maurer sich bisher nicht die Finger verbrennen wollte oder konnte. Etwa die Langzeitaufgabe, die aufgelaufenen, pandemiebedingten Schulden von Bund und Kantonen wirtschaftsverträglich unter Beizug einer neu geordneten Gewinnausschüttungspraxis von Erträgen der Schweizerischen Nationalbank abzutragen. (Die SNB verwaltet heute rund eine Billion Franken!) Oder auch den breit akzeptierten Handlungsbedarf, die veraltete, aus dem Gründungsjahr 1907 stammende SNB-Führungsstruktur zu reformieren und zu verbreitern. Oder die Reform des interkantonalen Finanzausgleichsmechanismus, welcher angesichts der Jahr für Jahr wachsenden innerschweizerischen Disparitäten nicht ein weiteres Jahrzehnt überstehen wird.

Ich denke, jeder Nachfolger wird es schwer haben, für solche finanzpolitischen Zukunftsaufgaben so viel Durchsetzungsvermögen aufbringen zu können wie der amtierende Bundesrat Ueli Maurer, dem seine ausdauernde Sportlichkeit und die langjährige Erfahrung nach wie vor zugute kommen.

**Rudolf Strahm** war von 1991 bis 2004 SP-Nationalrat und von 2004 bis 2008 Schweizer Preisüberwacher.

# Dänemarks Intellektueller der Unruhe

Jonas Eika ist der dänische Literatur-Star der Stunde. Seiner Regierung wirft er «staatlichen Rassismus» vor. Der Aufmischer hat auch in Deutschland Hochkonjunktur.

Anton Beck

Das Haar, kurz, beinahe kahlgeschoren, trägt er grüngefärbt oder im natürlichen Blond. Manchmal dazu die Ohringe mit gläsernen Kugeln. Im schwarzen Mantel wirkt Jonas Eika dennoch ganz staatsmännisch. Der 29-jährige Däne erlebt gerade eine turbulente Zeit. Sein Erzählband «Efter solen» (2018) – die deutsche Übersetzung «Nach der Sonne» erschien kürzlich – wird in Deutschland als Buch des Herbstes gefeiert, die Geschichten darin treffen den Nerv der Zeit, womöglich, weil sie alle von täglichen Ungerechtigkeiten, die einem Einzelnen widerfahren können, aber auch vom Machtgefälle zwischen Menschen erzählen.

In «Bad Mexican Dog» etwa haut ein Strandverkäufer zwei dänische Touristen übers Ohr, führt sie in ein Hotelzimmer und gibt vor, für eine Schauspielschule ein Bewerbungsvideo zu drehen. Aus Jux lassen sie sich überreden und gehen mit. Erst als die Aufnahmen davon, wie die Ich-Erzählerin und ihr Freund den Beach-Boy als Hund behandeln (worum er bat), im Kasten sind, versteht sie, dass das Ganze auch gegen sie verwendet werden könnte – und wie leichtfertig sie handelte, sich bei so etwas filmen zu lassen. Und tatsächlich: Die Drohung, wenn die Touristen nicht zahlen würden, werde das Video veröffentlicht, kommt bereits am nächsten Tag. Das Machtverhältnis wendet sich abrupt, plötzlich sind die westlichen Gäste vom Dritte-Welt-Beach-Boy abhängig und nicht mehr umgekehrt.

## Aktivist und Intellektueller

Doch auch wenn solche Geschichten brillant konstruiert sind, sprachlich zwischen poetischen und vulgären Sätzen hin- und herspringen, fasziniert Eika in erster Linie nicht als Schriftsteller, sondern als Person, als Aktivist und Intellektueller, der dem Land in seiner politischen Unruhe eine Stimme gibt. Für grosses Aufsehen sorgte Eika letztes Jahr beim Literaturpreis des Nordischen Rates, der wichtigsten Literaturauszeichnung in Skandinavien, als Eika in seiner Rede die dänische Ministerpräsidentin Mette Frederiksen an-



Nerv der Zeit: Autor Eika.

klagte. Mit grimmiger Miene sass Frederiksen im Publikum und liess die Tiraden über sich ergehen, hörte sich an, welche falschen Entscheidungen sie im sozialen Wohnungsbau gefällt habe, wie sie die Gesellschaft nach Herkunft und Klasse spalte.

Dänemark sei dem Staatsrassismus verfallen, so Eika. «Ich spreche auch zu den anderen nordischen Ministern», meinte er und fügte an, auch in Schweden und Norwegen würden die Migranten in Gefängnisse gesteckt und niedergemacht. Glaubt man Eika, sind die nordischen Länder der Gegenwart – die doch sonst immer als so sozial und fortschrittlich dargestellt werden – zutiefst rückständige und raubtierkapitalistische Staaten. Und dass so einer wie Eika in Dänemark wie auch international einen solchen Hype erfährt, verrät, dass diese anklagende Einschätzung ankommt.

Tatsächlich ist sie auch nicht völlig aus der Luft gegriffen. Ministerpräsidentin Frederiksen, seit 2019 im Amt, verfolgt gerade in

der Asylpolitik einen eher restriktiven Kurs. Sie sei an die Macht gekommen, «indem sie die rassistische Sprache und Politik der vorherigen Regierung übernommen» habe, so Eika. Gemeint ist damit die liberal-konservative Regierung von Lars Løkke Rasmussen, die 2018 das «Getto-Paket» aufgleiste mit dem Ziel, Problemquartiere, «Gettos» genannt, durch Privatisierung und höhere Dänischkenntnis-Anforderungen zu entschärfen.

## Versöhnliches Gespräch

Frederiksens Regierung übernahm diesen Kurs von Rasmussen (auch wenn sprachpolitisch das Wort «Getto» vermieden wurde) und ist damit längst keine typisch sozialdemokratische Politikerin mehr. Dabei klang Frederiksen zu Beginn ihrer politischen Karriere noch völlig anders. Mit 24 wurde sie ins Parlament gewählt und verfolgte, aus einer Arbeiterfamilie kommend, in nahtlos allen Aspekten eine progressiv-linke Agenda. Gewissermassen verkörpert Eika also die junge Frederiksen, und auch sonst verliefen ihre Biografien gar nicht so verschieden. Beide stammen aus dem Norden Jütlands, Eika aus Århus, Frederiksen aus Ålborg. Beide zog es früh nach Kopenhagen, wo sie jung eine steile Karriere hinlegten. Die Forfatterskolen, die führende Schule im Bereich Kreatives Schreiben, die Eika besuchte, ist nur gut zehn Minuten zu Fuss von Christiansborg, dem dänischen Regierungssitz, entfernt.

Ein versöhnliches Gespräch wäre also alleine schon räumlich durchaus dringegen, stattdessen aber ignorierte Frederiksen Eikas Anschuldigungen. Sie hielt an ihrem Kurs fest, und Eika wurde es zu eng im eigenen Land. Er ging auf Lesereise nach Deutschland, in dessen Feuilletons seine Erzählungen wie auch seine Person Hochkonjunktur haben. Indirekt versteckt sich dahinter die mitteleuropäische Sehnsucht nach dem einwanderfreundlichen nordischen Sozialstaat, mit dessen Wandel ständig gehadert wird. So lebt durch Literatur weiter, was in der Realität längst zerbricht.

# Regelrecht revolutionär

Die frühere Bundesrätin *Micheline Calmy-Rey* ergründet in ihrem neuen Buch die Bedeutung der Neutralität für die Schweiz. Die *Weltwoche* präsentiert hier einen Vorabdruck.

Die Eidgenossen verständigen sich 1647 auf den Status der Neutralität des Landes, ein Jahr vor der Unterzeichnung des Westfälischen Friedens. Ihre Botschaft lautet: Wir werden niemanden mehr angreifen; wir werden uns höchstens verteidigen, wenn wir angegriffen werden. Dies kommt einem endgültigen Verzicht auf militärische Aggression als Instrument der Sicherheitspolitik gleich. Die Eidgenossen verpflichten sich mit diesem Entscheid dazu, die Durchsetzung ihrer nationalen Interessen nie mehr mit Gewalt zu suchen, und sie tun dies, lange bevor das Völkerrecht den Krieg ächtet. Rückblickend ist dieser Entscheid in einer Epoche, in der der Krieg als legitimes Mittel zur Durchsetzung der eigenen Interessen galt, regelrecht revolutionär zu nennen.



Tatsächlich entsprang die Neutralität in der Geschichte der Schweiz weniger politischem Kalkül als innerer Notwendigkeit. Die Eidgenossenschaft ertrug selbständige Kantone mit eigener Aussenpolitik nur insofern, als diese sich im Konfliktfall in Zurückhaltung übten. Diese Notwendigkeit ist auch heute noch gegeben. Am 14. Dezember 1914 hält der Schweizer Dichter Carl Spitteler, der damals zu den angesehensten deutschsprachigen Schriftstellern zählte, eine Rede vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft. Er wendet sich an seine Landsleute und ruft sie zur Einigkeit auf.

Tatsächlich richteten sich damals die Blicke der Deutschschweizer auf Deutschland und die der Romands auf Frankreich, und die Zeitungen übernahmen diesseits und jenseits der Saane die Propaganda der Kriegsparteien. Doch gerade weil sie vom Krieg verschont geblieben sind, sagt Spitteler, dürfen die Schweizer nicht nach fremden Massstäben urteilen, sondern sollen ihren eigenen ethischen und moralischen Wertvorstellungen treu bleiben. Dazu gehören die Neutralität und der Widerstand gegen Kriegshetze.



Neutral sein sei feige, sagen die einen, und man wolle nicht Partei ergreifen, um von einer nütz-

lichen Gleichgültigkeit zu profitieren. «Wir müssen uns eben die Tatsache vor Augen halten, dass im Grunde kein Angehöriger einer kriegsführenden Nation eine neutrale Gesinnung als berechtigt empfindet», stellte schon Carl Spitteler fest. «Wir wirken auf ihn wie der Gleichgültige in einem Trauerhause. Nun sind wir zwar nicht gleichgültig. Ich rufe Ihrer aller Gefühle zu Zeugen an, dass wir nicht gleichgültig



*Mit beherzter Politik Konflikte lösen:*  
Autorin Calmy-Rey.

sind. Allein da wir uns nicht rühren, scheinen wir gleichgültig.»

Andere sehen in der Neutralität ein Zeichen von Schwäche, denn die Schweiz sei existenziell darauf angewiesen, dass die umliegenden Grossmächte ihren Neutralitätsstatus fördern und anerkennen. Wieder andere betrachten die Neutralität vor allem als Instrument der nationalen Sicherheit: Denn gäbe es unser Land heute noch, wenn es sich in den beiden Weltkriegen nicht für neutral erklärt hätte?

Trotzdem identifiziert sich eine überwiegende Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer mit der Neutralität ihres Landes; sie ist identitätsstiftend.



Tatsächlich zeigt die Jahresstudie der Militärakademie und des Center for Security Studies der ETH Zürich auf, dass 96 Prozent der Be-

fragten dem Neutralitätsprinzip zustimmen. Für 85 Prozent von ihnen ist die Neutralität «untrennbar mit dem Schweizer Staatsgedanken» verbunden, und eine klare Mehrheit ist der Auffassung, dass die Schweiz dank der Neutralität ihre Guten Dienste anbieten kann und sogar für die Rolle der Vermittlerin und Moderatorin in internationalen Konflikten prädestiniert ist.

Die Studie zeigt, dass die Neutralität in einer vielfältigen Schweiz, die mehrere Kulturen, Sprachen und Religionen vereint, stets dazu dient, den inneren Zusammenhalt zu garantieren, und dass der Schweiz in der Staatengemeinschaft eine besondere Rolle zugedacht wird: durch ihr humanitäres Engagement, ihre Guten Dienste und eine Politik des Dialogs und der Friedensförderung.



«Neuter» heisst auf Lateinisch «keiner von beiden». Die Neutralität ist demnach ein negatives Konzept und impliziert eine Haltung des Verzichts. Sie gilt nach der zu Zeiten der Kreuzzüge entwickelten Doktrin vom gerechten Krieg als Zeichen des Egoismus. Wie sollte man es rechtfertigen, nicht an der gemeinsamen Anstrengung eines gerechten Kriegs gegen die «Ungläubigen» teilzunehmen? Doch mit zunehmendem Abstand von dieser mittelalterlichen Doktrin wird ein positiveres Verständnis der Neutralität möglich. Sie hüllt sich in Unparteilichkeit, in die Robe eines neutralen Richters, der Recht spricht.

Diese Auslegung beruht nicht auf einer angeblichen Gleichgültigkeit, sondern auf einem bewussten Entscheid. Sie bereitet einer aktiven Neutralität den Weg, die mit beherzter Politik Konflikten vorbeugen und sie lösen will. Doch auch diese Interpretation setzt voraus, dass man sich an fremden Auseinandersetzungen oder Kriegen nicht beteiligt.

Micheline Calmy-Rey: Die Neutralität.  
Zwischen Mythos und Vorbild.  
NZZ Libro. 108 S., Fr. 29.–  
Ab 30. November im Handel

---

# «Die Gender-Ideologie verwirrt eine ganze Generation»

In kürzester Zeit ist Transgender vom Randphänomen zum Trend geworden. Abigail Shrier warnt vor verheerenden Folgen. Ihr Enthüllungsbuch wird in den USA unterdrückt.

Urs Gehriger

**A**bigail Shrier hat mit dem Transgender-Boom ein heisses Eisen aufgegriffen und sich damit gehörig die Finger verbrannt. Noch vor wenigen Jahren trat Geschlechtsdysphorie nur bei einer verschwindend kleinen Minderheit auf. Dabei handelt es sich um ein schweres, anhaltendes Unbehagen gegenüber dem eigenen biologischen Geschlecht und um den Wunsch, als anderes Geschlecht zu leben als das bei der Geburt zugewiesene. Längst nicht jeder Teenager, der diese Gefühle hat, ist tatsächlich transgender. In den allermeisten Fällen wachsen Kinder natürlich aus dieser Phase heraus.

Die Situation hat sich in den letzten Jahren drastisch geändert. Besonders Mädchen sind einem Transgender-Trend unterworfen. Autorin Abigail Shrier spricht von «Transgender-Wahnsinn». Ein ganzes Netzwerk von Pädagogen, Psychiatern, Lehrern und Ärzten drängt Jugendliche dazu, Transgender als ganz normale Lebensoption zu erwägen, mit irreversiblen Schäden: Hormonkuren, Mastektomie, psychischen Störungen, Unfruchtbarkeit noch vor der Volljährigkeit. Und dies ohne ausreichende medizinische Grundlagen. Wer kritische Fragen stellt, wird totgeschwiegen oder an den Pranger gestellt, wie Shrier wiederholt erfahren hat.

Für ihr neues Buch «Irreversible Damage: The Transgender Craze Seducing Our Daughters» hat Shrier, Absolventin der Yale Law School, fast 200 Interviews geführt und mit rund fünfzig Familien von Jugendlichen gesprochen. Wir erreichen sie in ihrem Privathaus in Kalifornien.



«Eine der grössten Triebfedern sind Therapeuten»: Autorin Shrier.

**Weltwoche:** Noch vor einigen Jahren wurde Geschlechtsdysphorie nur bei einem von 10 000 Menschen festgestellt. Innert Kürze ist das Phänomen massiv angewachsen. In den USA bezeichnen sich heute 300 000 Kinder als transgender. Was ist passiert?

**Shrier:** Wir erleben gerade die vermutlich schlimmste Krise mit Blick auf die psychische Gesundheit von jungen Mädchen. Wir stellen die höchsten Angst- und Depressionsraten fest, die je gemessen wurden. Ein Zeichen dieser Krise besteht darin, dass Mädchen ihren Kör-

per extrem hassen und zum Schluss kommen, das Problem bestehe darin, dass sie eigentlich ein Junge und kein Mädchen seien.

**Weltwoche:** Sie beschreiben in Ihrem Buch, wie Kinder bereits ab Kindergartenalter für das Thema Transgender sensibilisiert werden. Die Babyboomer haben einst Hauptstädte auswendig gelernt, heute lernen Grundschulkinder geschlechtsspezifische Optionen wie «nichtbinär», «geschlechtsfluid», «transgender», «demiboy» und so weiter. Gender-Ideo-

logen sagen, damit sollten Kinder lernen, der Geschlechtervielfalt gegenüber aufgeschlossen zu sein. Klingt vernünftig, finden Sie nicht?

**Shrier:** Nein, das finde ich nicht. Zunächst einmal haben diese Kategorien keine wissenschaftliche Grundlage. Wir unterrichten Schüler in Evolution, dann wird ihnen beigebracht, das Geschlecht sei etwas, das nur sie selbst kennen und sie selbst bestimmen können.

**Weltwoche:** Offenbar fordern Lehrer Schüler zum Beispiel auf, sich vorzustellen, wie es

wäre, in einem transgenderförmigen Körper zu leben. Warum gibt es diesen Druck seitens der Lehrkräfte?

**Shrier:** Diese Entwicklung kam über zwei Wege zustande, über die staatlichen Gesetzgeber und über Gender-Aktivistinnen. Gender-Aktivistinnen bestreiten vielerorts nicht nur die Lehrerausbildung. Sie liefern auch das Unterrichtsmaterial und die Lehrpläne. Diese Neuausrichtung des Lehrplans wurde als Massnahme gegen *bullying* (Mobbing) eingeführt. Transgender-Kinder sollten nicht als Aussenseiter diskriminiert werden. Doch diese Aktivistinnen haben radikale Ansichten, die die meisten Menschen ablehnen würden.

**Weltwoche:** Zum Beispiel?

**Shrier:** Die meisten Menschen glauben nicht, dass Kinder ihr Geschlecht selbst bestimmen sollten. Aber die Aktivistinnen haben die Lehrer davon überzeugt, dass es nicht nur für transsexuelle Kinder, sondern für alle Kinder am besten ist, wenn man ihnen dies beibringt. Entsprechende Unterrichtsmaterialien wurden mir von Lehrern zur Verfügung gestellt, die der Meinung sind, dass dies den Kindern nicht guttäte und bei ihnen Verwirrung auslösen würde. Doch sie wagten es nicht, sich dagegen zu wehren, aus Angst, ihren Job zu verlieren.

**Weltwoche:** Sie sagen, die Transgender-Erziehung führe zu «irreversiblen Schäden». Wie das?

**Shrier:** Wenn man junge Menschen lehrt, dass ihr Geschlecht nichts mit Biologie zu tun hat und dass sie es selbst bestimmen können; wenn man Mädchen sagt, dass sie vielleicht ein Junge sind, der in einem Mädchenkörper gefangen ist, stiftet dies massive Verwirrung. Es passiert, dass diese jungen Mädchen in eine psychische Krise geraten. Sie kommen in die Pubertät und leiden unter vielen Ängsten und Depressionen, die durch ihre ständige Nutzung der sozialen Medien und ihre Isolation zu Hause am Computer verstärkt werden. Sie sind sehr unglücklich, und sie stossen im Netz auf Trans-Influencer. Plötzlich haben sie das Gefühl, den Grund für ihr Unglücklichsein gefunden zu haben. Sie sagen sich: «Der Grund, warum ich so einsam bin, ist, dass ich eigentlich ein Junge sein sollte.» Nun kann Ihnen jede erwachsene Frau sagen, dass Abneigung gegen den eigenen Körper in der Adoleszenz eine ganz normale Erfahrung ist, aber diese Kinder wissen das nicht. Anstatt mit ihren Freundinnen zu sprechen, gehen sie online, wo sie sehr schlechte Ratschläge erhalten.

**Weltwoche:** Welches sind die grössten Triebkräfte für den Trans-Trend?

**Shrier:** Eine der grössten Triebfedern sind Therapeuten, die Kindern diese Idee manchmal sogar dann aufdrängen, wenn sie den Eltern versprochen haben, dass sie es nicht tun würden. Die Begeisterung für das Transsexuelle ist so stark, dass wir keine grundlegenden Fragen mehr

stellen wie: Gibt es eine angemessene medizinische Aufsicht? Haben diese Mädchen, die bei der Selbstdiagnose eine Geschlechtsdysphorie feststellen, wirklich eine Geschlechtsdysphorie? Oft stimmen Ärzte den Teenagern in ihrer Selbstdiagnose zu. Normalerweise würden wir das als inakzeptabel ansehen. Man will nicht, dass die Patienten entscheiden, wann sie Medikamente bekommen sollen, weil die Möglichkeit eines Irrtums oder Missbrauchs besteht.

**Weltwoche:** Ist ein Teenager auf dem Weg zum Transsexuellen, werden ihm Hormone verabreicht. Kennt man die Folgen dieser Therapie?

**Shrier:** Es handelt sich um ein hochriskantes Medikament, von dem wir die langfristigen Auswirkungen nicht kennen. Wir müssen anerkennen, dass eine solche Therapie höchst experimentell ist. Die Konsequenzen können sehr ernst sein. Die Therapie sollte nicht auf der Grundlage einer Selbstdiagnose durchgeführt werden. Zuvor muss es medizinische Beurteilung und Aufsicht geben.

**Weltwoche:** Wie Sie schreiben, würden viele Transgender später auf Cross-Sex-Hormone gesetzt. Dies führe schliesslich zu Unfruchtbarkeit. Kurz gesagt: Kinder begeben sich auf eine Einbahnstrasse in die Selbstzerstörung, bevor sie das Erwachsenenalter erreichen. Wie konnte es so weit kommen? Warum sagt niemand «stopp»?

**Shrier:** Nun, schauen Sie, was passiert, wenn man das tut. Ich habe nicht einmal «stopp» gesagt. Ich habe nur gesagt, dass es sich um sehr riskante Medikamente handelt. Und dass wir untersuchen müssen, ob diese Mädchen tatsächlich eine Geschlechtsdysphorie haben. Ich habe nicht gesagt, dass alle Geschlechtsumwandlungen verboten werden sollten. Für Erwachsene unterstütze ich sie voll und ganz. Und dennoch schreien die Aktivistinnen zetermordio. Alle traditionellen Zeitungen in Amerika weigerten sich, mein Buch zu rezensieren, obwohl Spitzenjournalisten mich fragten, ob sie es besprechen dürften; aber sie wurden alle zurückgepfiffen.

**Weltwoche:** Neulich verbot Target, der zweitgrösste Discounteinzelhändler der USA, den Verkauf Ihres Buches. Weshalb?

**Shrier:** Ein oder zwei Twitter-Nutzer haben das Buch als «transphobisch» gebrandmarkt. Zwei Leute, die das Buch nie gelesen haben, reichen aus, um mich zu verteufeln.

**Weltwoche:** Promis von Angelina Jolie über Charlize Theron bis Cher werben offen für die Identität ihrer Kinder als Transgender. Wie wichtig ist der Einfluss dieser Berühmtheiten auf Teenager?

**Shrier:** Promis haben vor allem Einfluss auf die Erwachsenen im Umfeld dieser Jugendlichen. Die jungen Leute bekommen es in der Regel durch die Beeinflusser in den sozialen Medien mit, denn diese junge Generation Gen Z (oder iGen) schaut nicht wirklich zu den



Prominenten auf. Sie schauen zu ihren Social-Media-Beeinflussern auf, das sind ihre Prominenten. Wenn Eltern in den Medien immer mit dem Thema Transgender konfrontiert werden, denken sie: «Ach du meine Güte, das muss mein Kind sein.»

**Weltwoche:** Der Trend hier in der Schweiz zum Transgender-Phänomen ist noch nicht so stark ausgeprägt wie in den USA. Was sind die Warnzeichen, auf die man achten sollte?

**Shrier:** Wenn Ihr Teenager aus heiterem Himmel zu Ihnen kommt und sagt, er sei transsexuell, sollten Sie wissen, dass sehr wahrscheinlich sozialer Einfluss im Spiel ist. Sie sollten sich zuerst einmal ein Bild davon machen, was im Internet und in den sozialen Medien dazu steht. Die Menge des transsexuellen Einflusses und der transsexuellen Ermutigung, die junge Leute online erhalten, ist wirklich ziemlich überwältigend, besonders auf diversen Social-Media-Seiten. Zum anderen bin ich der Meinung, dass man sich der Gender-Ideologie in den Schulen frühzeitig entgegenstellen sollte. Sie ist völlig unwissenschaftlich und verwirrt eine ganze Generation von Kindern.

Das ausführliche Interview mit Abigail Shrier auf Englisch finden Sie unter [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International).

Anzeige

Wissen  
für Suchende

Klarheit  
fürs  
Leben



wissend.info

# Kein Stempel, nur Steuer

Seit hundert Jahren treibt der Bund eine Abgabe ein, die jeder wirtschaftlichen Vernunft widerspricht. Weil der Unsinn jährlich 2,12 Milliarden Franken und Macht generiert, bleibt er.

Urs Paul Engeler

Zur Zeit der Franzosenherrschaft im Lande (Helvetik, 1798–1803) kopierten die hiesigen Vasallen das Muster der westlichen Nachbarn und begannen, auf Handänderungen aller Art Abgaben zu erheben. Die Kompetenz, privatrechtliche Verträge per Stempel zu besiegeln und fiskalisch mit einer «Verkehrssteuer» zu belasten, überliessen sie den Kantonen. Aus Geldmangel sicherte der Bund sich dann im Ersten Weltkrieg diese Einnahmenquelle, zusammen mit einer neuen «Kriegssteuer», aus der sich die direkte Bundessteuer entwickelte. In der grossen Not von 1917 sagten die Bürger knapp ja zu dieser Zusatzbelastung.

## 5 Prozent, Jahr für Jahr

Seither wurden sämtliche Versuche geblockt, dieses Relikt aus düsteren Zeiten zu entfernen. Letzte Woche hat der Bundesrat eine parlamentarische Initiative der Wirtschaftskommission des Nationalrats zurückgewiesen, die zwei Modelle zur schrittweisen Abschaffung des Ärgernisses ausformuliert hatte und damit Aufschwung und die Schaffung von Arbeitsplätzen auslösen wollte. Immerhin sollen die Unternehmen von der Emissionsabgabe bei Kapitalbeschaffungen entlastet werden (rund 250 Millionen Franken jährlich), meint nun auch die Landesregierung. Alle einfachen Menschen hingegen, die eine (zum Teil obligatorische) Versicherung abschliessen oder Wertschriften kaufen und verkaufen, sollen weiterhin Gebühren für eine rein fiktive Leistung abliefern müssen. Denn einen Stempel findet man weder auf einer Police noch auf der Transaktionsabrechnung der Bank. Unter dem falschen Etikett wird via Versicherungen und Geldinstitute schlicht eine allgemeine und willkürliche Bundessteuer eingetrieben.

Der Stempel, den es nicht gibt, verteuert alle Rechnungen für Motorfahrzeug-, Hausrats-, Feuer-, Haftpflicht-, Gebäude-, Reise- oder andere Versicherungen um satte 5 Prozent, und dies Jahr für Jahr. Nur die Bauern haben sich teilweise schadlos halten können; Viehversicherungen unterliegen dieser Steuer nicht.

Bei Lebensversicherungen werden 2,5 Prozent draufgeschlagen. Über 700 Millionen Franken liefern so die Bürger, die für ihren Schutz vor Unglücks- und Schadenfällen sorgen, dem Bund regelmässig ab. Sie erhalten dafür nichts, nicht einmal ein dekoratives Amtssignet.

Das Geschäft mit Schweizer Wertpapieren wird übrigens «nur» mit 0,15 Steuerprozenten belastet. Der inländische Aktienhandel bringt dem Bund so 167 Millionen Franken ein, der Handel mit ausländischen Papieren, dem 0,3 Prozent auferlegt werden, sogar eine Milliarde. Zur Kundschaft, der diese Summen aufgebürdet werden, gehören nicht nur Privatpersonen, sondern auch institutionelle Vorsorgeeinrichtungen wie die Pensionskassen. Auch die AHV, die gerade wieder mit Steuergeldern gestützt werden musste, oder die IV, die Bundesmilliarden braucht, werden durch die Hintertür fiskalisch geschröpft, wenn sie ihre Gelder gewinnbringend anlegen. Im Schnitt der letzten Jahre zahlten sie Stempelsteuern von jeweils 11,5 Millionen Franken.

Direkte Konkurrenten des Finanzplatzes wie London oder Singapur kennen keine vergleich-

baren Abgaben. Gemäss Bankiervereinigung halten die Schweizer Geldinstitute aus fiskalischen Gründen bereits rund 10 Prozent der verwalteten Depots im Ausland. Neukunden würden abgeschreckt. Ohne Stempel- und mit modifizierter Verrechnungssteuer, so schätzt die Branche, könnten jährlich 5 Prozent mehr Depotgelder in die Schweiz geholt werden.

Dass diese Zahl mehr ist als eine Lobby-Meinung, hat im letzten Jahr der Bundesrat selbst zugegeben. Eine von der Eidgenössischen Steuerverwaltung in Auftrag gegebene und von der Landesregierung veröffentlichte Studie des Wirtschaftsforschungsinstituts BAK Economics kommt zum Schluss, dass diese Steuerreformen in zehn Jahren zu einem Wachstum des Bruttoinlandprodukts von jährlich 1,4 Prozent führen würden. Dies entsprechen rund 22 000 neugeschaffenen Vollzeitstellen. Der Bundesrat weiss demnach, dass er die allgemeine Wohlfahrt abwürgt.

## Geld schafft Macht

Der seit langem erarbeitete Vorstoss der Wirtschaftskommission, die Stempelsteuern endlich zu eliminieren, platzt nun mitten in die Corona-Krise und macht den Widersinn der Fiskalpolitik erst recht sichtbar. Da verspricht der Bund allen Menschen und Unternehmen, die er mit seinen Massnahmen geschädigt hat, Hilfe in Milliardenhöhe; und dort entzieht er ihnen gleichzeitig Milliarden, die sie selbst nutzbringend einsetzen könnten. Da müssen immer mehr Gelder in die Sozialwerke eingeschossen werden; und dort werden die privaten und öffentlichen Vorsorger steuerlich belastet.

Was wirtschaftlich absurd ist (und nebenbei bei Versicherungen, Banken und in Bern hohe Bürokratiekosten verursacht), hat politische Methode. Denn Geld schafft Macht. Der Staat zieht ein, was Bürger und Firmen erwirtschaften – und wieder sinnvoll investieren könnten –, um die Fiskalbeute nach eigenem Belieben zu verteilen. Wofür die Geschröpften und abhängig Gemachten dann noch dankbar sein sollen.



„Keine Ahnung! Ich hab' abgetrocknet und plötzlich war er da!“



# Trommelfeuer gegen Glencore

Mit Horror-Geschichten werben NGOs für die Konzern-Initiative. Das Beispiel von Cerro de Pasco in Peru offenbart die grösste Schwäche der Vorlage: Die Vorwürfe sind kaum überprüfbar.

Alex Baur

Die Recherche der *Weltwoche* zur Kampagne der Konzern-Initiative (KVI) mündete in ein vernichtendes Fazit: Mit dem gefälschten Foto eines Mädchens wird spendenwirksam und wider besseres Wissen behauptet, der Zuger Bergbaukonzern Glencore vergifte Kinder in den peruanischen Anden («Lügen für den guten Zweck», *Weltwoche* Nr. 45/20). Rahel Ruch, die Leiterin der KVI-Kampagne, lehnte es ab, in einer unzensurierten Replik auf diese Vorwürfe einzugehen. Stattdessen reichte sie bei der *Weltwoche* eine Entgegnung ein, welche die internationalen NGOs Center for Climate Crime Analysis (CCCA) und Source International verfasst hatten.

Das NGO-Papier beschränkt sich auf die Behauptung, die Gesundheit der Kinder um die Volcan-Mine in Cerro de Pasco habe sich in den letzten drei Jahren massiv verschlechtert. Dies ist wesentlich, weil Glencore die Aktienmehrheit der Firma Volcan 2017 übernommen hat. Gemäss *Weltwoche*-Einschätzung ist die Behauptung der beiden NGOs schon deshalb falsch, weil Volcan die Mine 2012 praktisch stillgelegt hat und seither nur noch geringe Mengen an Zink und Blei aus alten Abraumhalden extrahiert. Das wirkliche Problem für die Bewohner von Cerro de Pasco sind riesige Abraumhalden aus dem 20. Jahrhundert. Doch diese stammen fast alle aus einer Zeit, in der die Mine vom peruanischen Staat ausgebeutet wurde, und befinden sich bis heute grossmehrheitlich in dessen Besitz und Verantwortung.

## Permanent überwacht

Die NGO-Vertreter berufen sich auf eigene Untersuchungen wie auch auf öffentlich zugängliche Unterlagen. Haar- und Blutanalysen bei Kindern zeigten demnach zwischen 2016 und 2018 eine «dramatische» Zunahme von Schwermetallen um durchschnittlich 47 Prozent. Das lasse sich nur dadurch erklären, dass Volcan bei der Zermahlung von Abraum nach wie vor Schadstoffe freisetze. Dieser Befund werde durch Satellitenaufnahmen bestätigt. Volcan sei früher schon 66 Mal wegen Verstössen gegen Umweltnormen ge-



Krasse Anklagen.

büsst worden, was zeige, wie unseriös die Firma wirtschaftete.

Glencore hält dem auf Anfrage entgegen, dass gerade die Bussen zeigten, wie streng der Bergbau vom peruanischen Staat kontrolliert werde. Seit 2009 sei es aber bei Volcan zu keinen Beanstandungen mehr gekommen. Dabei werde das Gebiet mit 22 Messstationen permanent überwacht. Diese sehr präzisen Messungen stünden im Widerspruch zu den Satellitenbildern, deren Herkunft und Aussagekraft nicht überprüfbar seien. Auch die Schwermetallmessungen bei den Kindern hielten wissenschaftlichen Kriterien nicht stand. Erstens seien die untersuchten Gruppen zu klein, vor allem aber sei nicht ersichtlich, ob es einen Zusammenhang zur Aktivität von Volcan gebe.

Schwermetalle, die vor allem über Trinkwasser und Staub in den Körper gelangen, sind in Peru ein Dauerbrenner. Wie viel davon die Minen zu verantworten haben, lässt sich meist schwer eruieren. Wo Erze abgebaut werden, ist in der Regel auch der natürliche Schwermetallgehalt in Wasser und Boden hoch. Das gilt insbesondere für die Stadt Cerro de Pasco, deren Strassen und Häuser zu einem grossen Teil mit Abraum aus den Minen erbaut wurden. Kommt dazu, dass es in dieser Gegend Dutzende von Minen gibt. Auf einer Höhenlage von 4300 Me-

tern über Meer ist der Bergbau so ziemlich die einzige Einnahmequelle.

Volcan wurde für die internationale NGO-Szene erst 2017 richtig interessant, als Glencore die Firma übernahm. Jetzt taugte die Mine für globale Kampagnen. Nur sind die Anschuldigungen schlecht überprüfbar. Dabei verdient nicht nur Glencore Geld mit dem Bergbau. Die NGOs generieren mit ihren Attacken gegen die Multis Abermillionen an Spendengeldern. Das funktioniert nur, wenn krasse Anklagen formuliert werden. Und das macht diese nicht unbedingt glaubwürdiger. Oft stellt sich auch die Frage, ob Konkurrenten bei den durchaus börsenrelevanten Attacken im Hintergrund die Fäden ziehen. Immerhin geht es um milliarden-schwere Investitionen.

## Wie eine Anklage

Ginge es den NGOs wirklich um die Wahrheit und das Wohl der Kinder (und warum nicht auch deren Eltern?), würden sie die Kooperation mit Firmen wie Glencore suchen. Das Gegenteil ist der Fall. Gemäss Glencore hat das CCCA vor der Veröffentlichung der Anschuldigungen nicht einmal eine Stellungnahme erbeten. Es gibt denn auch kein Abwägen im Bericht, der sich wie eine Anklage liest. Nichts wird erwähnt, was auch nur den geringsten Zweifel zuliesse, dass Glencore der Schuldige am Leid der Kinder in Cerro de Pasco ist.

Die Attacken gegen Glencore haben auch damit zu tun, dass gewerkschaftliche und links-klerikale Kreise in Peru die Privatisierung des Bergbaus in den 1990er Jahren nie verwunden haben. Dass es in der Folge zu einem Boom kam, der dem ganzen Land eine goldene Ära bescherte, hat ihre Frustration nicht besänftigt. Die *antimineros* agitieren und opponieren grundsätzlich und mit allen Mitteln gegen jedes private Projekt. Genau hier liegt auch das Hauptproblem der Konzern-Initiative: Sie zieht Schweizer Gerichte aufgrund unüberprüfbarer Anschuldigungen in ideologische, politische und soziale Konflikte hinein, welche diese kaum überschauen und erst recht nicht beurteilen können.

# «Ehrlich gesagt, es läuft schon gut hier»

Botschafter Jürg Lauber, 57, ist ein Architekt des umstrittenen Uno-Migrationspakts. Im Gespräch verteidigt er sein Werk. Und erzählt über seinen Werdegang als Diplomat.

Roman Zeller

Zwei Jahre sind vergangen, seit der Uno-Migrationspakt die Welt bewegte. Die Rede war von einem «ausgeweiteten Flüchtlingsbegriff», der Wirtschaftsmigranten mit einschliesse, von einer «globalen Personen-freizügigkeit». Auch in der Schweiz erhielt die Konvention viel Aufmerksamkeit. Interessant ist, dass mit Jürg Lauber ein Schweizer als Co-Autor des Papiers mitwirkte. Diesen Sommer wechselte Botschafter Lauber von New York nach Genf, wo er wiederum die Schweizer Uno-Mission leitet. Wir treffen ihn in seinem Büro zum Gespräch über den Migrationspakt, die Uno und sein Leben in der Diplomatie. Es ist das erste grosse Interview, das Lauber einer Zeitung gibt.

**Weltwoche:** Herr Lauber, Sie wirken auf höchster Stufe in der internationalen Diplomatie. Warum sind Sie Botschafter geworden?

**Lauber:** Es war Zufall. Ich studierte Jus in Zürich und war noch nicht sicher, wie es nacher weitergehen soll. Als ich fertig war, ergab sich die Möglichkeit für einen Einsatz in der Schweizer Sanitätseinheit bei den Uno-Friedenstruppen in Namibia. Als ich zurückkehrte, hörte ich, es werde jemand in Korea gesucht, wieder für eine Friedensmission. Da hatte ich das erste Mal Kontakt mit einer Schweizer Botschaft. Und das hat mich interessiert. Dann probierte ich halt den Diplomaten-Concours; der Rest ist Geschichte.

**Weltwoche:** Was faszinierte Sie an der Diplomatie?

**Lauber:** Mich begeisterten früher schon Staats- und Völkerrecht, internationale Beziehungen und Politik – wie Länder funktionieren, zusammenarbeiten oder eben nicht. Die Neugier aufs Fremde, auf andere Länder und deren Verbindungen zur Schweiz wurde mir allerdings nicht unbedingt in die Wiege gelegt. Meine Eltern hatten nicht die Mittel für Reisen an exotische Destinationen.

**Weltwoche:** Ihre Karriere führte nach New York, wo Sie die Schweiz bei der Uno vertraten. Heute leiten Sie die Schweizer Uno-Mission in Genf. Können Sie in ein paar wenigen Sätzen umreissen, wofür es die Uno braucht?

**Lauber:** Das steht in der Präambel: «[...] künftige Geschlechter vor der Geissel des Krieges zu bewahren». Der zentrale historische Zweck ist, die Katastrophen zu vermeiden, wie sie die Welt im 20. Jahrhundert zweimal erlebte. Ob die Uno der Grund ist, weshalb wir keinen Weltkrieg mehr hatten, oder nicht in diesem Ausmass, ist schwer zu beweisen. Ich gehe aber davon aus, dass sie einen Beitrag geleistet hat.

**Weltwoche:** Was wäre auf der Welt anders, wenn es die Uno nicht gäbe?

**Lauber:** Wir wissen es nicht. Aber man darf schon sagen, dass es eindeutige Leistungen gibt: die Begleitung von Ländern aus der Kolonialisierung in die Selbständigkeit, die friedenserhaltenden Aktionen, um Konflikte zu vermeiden oder regional nicht grösser werden zu lassen; dann die Errungenschaften im Bereich der ganzen Entwicklungsfragen.

*«Es gibt auf der Welt nicht viele Länder, die in brenzligen Situationen vermitteln können.»*

Bei humanitären Katastrophen gibt es keine Organisation, die so schnell so grosse Hilfeleistungen erbringt wie die Uno.

**Weltwoche:** Was war die grösste Leistung der Uno, seit Sie die Schweiz dort vertreten?

**Lauber:** Die Entwicklungsagenda 2030. Sie wurde vor fünf Jahren beschlossen. Schon damals wurde lautstark Kritik am Multilateralismus geäussert. Dass man eine Einigung erzielte, begeistert mich je länger, je mehr. Ich will nicht übertreiben, aber diese Agenda ist der Fahrplan zur Rettung der Menschheit.

**Weltwoche:** Müssen Diplomaten grenzenlose Optimisten sein?

**Lauber:** Man muss Realist bleiben, aber Optimismus hilft.

**Weltwoche:** Wie ist das Verhältnis zwischen Realismus und Idealismus bei Ihnen?

**Lauber:** Ich bin mehr Realist. Idealismus hilft jedoch, um immer wieder nach Opportunitäten zu suchen. Damit man in Konflikten, die nicht enden zu wollen scheinen, wie in Syrien oder

Jemen, nicht den Griffel fallen lässt, sondern sagt: «Okay, es ist schwierig, aber was können wir machen?» In solchen Situationen sind wir Schweizer gut – pratmatisch, aber auch nicht leicht zu entmutigen.

**Weltwoche:** Was ist das drängendste Problem der Uno?

**Lauber:** Der Ansatz der Agenda 2030 ist eben nicht, nur das drängendste Problem anzupacken. Wir müssen gesamtheitlich vorgehen. Es geht darum, wie wir uns gegenseitig helfen können, um bessere Lösungen zu finden. Wenn Sie aber ein Beispiel wünschen: Der Klimawandel ist sicher ein besonders drängendes Problem. Wir sehen, wie das eintritt, was uns die Wissenschaft schon lange ankündigt. Das ist auch eine Bedrohung für den Frieden auf der Welt.

**Weltwoche:** Das Uno-Gremium, das sich mit Fragen von Krieg und Frieden beschäftigt, ist der Sicherheitsrat. Die Schweiz bewirbt sich um einen Sitz. Halten Sie das für sinnvoll?

**Lauber:** Ja. Ich glaube, wir können einen Beitrag leisten. Nur schon unser Friedenskonzept: Als eines der ersten Länder hatten wir eine Abteilung für menschliche Sicherheit. Frieden heisst für uns nicht nur «kein Krieg» oder «kein Waffenlärm». Es geht um mehr, zum Beispiel um soziale Entwicklungen. Zudem haben wir einen Pool von international anerkannten Mediationsexperten. Es gibt auf der Welt nicht viele Länder, die in brenzligen Situationen vermitteln können.

**Weltwoche:** Kann ein kleines Land im Sicherheitsrat wirklich Einfluss nehmen?

**Lauber:** Das passiert immer wieder. Als ich in New York war, gehörte Schweden zum Sicherheitsrat. Es trug in Syrien wesentlich dazu bei, eine Regelung zu schaffen, wie Zugang für die humanitäre Hilfe gewährleistet werden kann.

**Weltwoche:** Im Sicherheitsrat geht es auch darum, bei Konflikten Position zu beziehen: Wie lässt sich das mit der Schweizer Neutralität vereinbaren?

**Lauber:** Im Sicherheitsrat stimmt man in aller Regel nicht ab, man einigt sich. Kommt es trotz aller Bemühungen zur Abstimmung,



«Idealismus hilft»: Spitzendiplomat Lauber.

erweckt das häufig sehr grosse Aufmerksamkeit in den Medien.

**Weltwoche:** Was, wenn es dazu käme?

**Lauber:** Für den Neutralitätsrechtlichen Aspekt im Kern ist das kein Problem. Wenn der Sicherheitsrat bei einem Konflikt einen Beschluss fasst, geht es darum, Frieden zu sichern, nicht Krieg zu führen. Das ist Neutralitätsrechtlich unbedenklich, auch weil die Uno aus völkerrechtlicher Sicht nie Kriegspartei ist.

**Weltwoche:** Der Bundesrat musste jüngst die Frage beantworten, wen die Schweiz unterstützen würde, sollte die Hongkong-Frage vor den Sicherheitsrat kommen: die USA oder China. Die Antwort sympathisierte mit der Position der USA, ohne China zu brüskieren. Hart auf hart, würde sich die Schweiz wohl enthalten. Was bringt unter solchen Bedingungen die Mitgliedschaft im Sicherheitsrat?

**Lauber:** Es ist nicht sinnvoll zu spekulieren. Gibt es eine konfrontative Abstimmung, muss man ganz genau schauen, worum es geht, was der Situation dient und inwiefern die Vorschläge unseren Zielen und Werten entsprechen. Dann kommt man zu einer Position. Wenn man zum Schluss kommt, der Vorschlag dient der Situation überhaupt nicht, stimmt man dagegen oder man enthält sich.

**Weltwoche:** Bevor Sie Leiter der Uno-Mission wurden, arbeiteten Sie auf der Schweizer Botschaft in Peking, China. Wie denken Sie über dieses faszinierende Land, dessen Aufstieg auch Ängste auslöst?

**Lauber:** Ich habe viel Respekt vor der Geschichte, vor dieser unglaublichen Grösse, die unsere Vorstellungskraft sprengt. China hat ein anderes Weltbild, klar, und durch die Öffnung muss sich der Rest der Welt damit auseinandersetzen. Im Westen sollte man versuchen, nicht alles schwarzweiss zu sehen. China ist vielleicht nicht perfekt, aber auch nicht eine grosse Bedrohung. Es gilt, zu differenzieren.

**Weltwoche:** Viel zu reden gibt auch der Uno-Migrationspakt. Sie haben dieses Dokument erarbeitet, zusammen mit dem Mexikaner Juan José Gómez Camacho. Wie kam es dazu?

**Lauber:** Der Präsident der Generalversammlung suchte die Verhandlungsleiter aus. Er wählte einen Vertreter eines traditionellen Einwanderungslandes und einen Vertreter eines traditionellen Auswanderungslandes.

**Weltwoche:** Wie schreibt man ein Dokument, das 193 Staaten betreffen soll?

**Lauber:** Der Prozess dauerte zwei Jahre. Im ersten Jahr hörten wir nur zu und ermöglichten Gespräche. Es ging darum, Erfahrungen auszutauschen, Vorstellungen, Wünsche und No-Gos zu formulieren. Wir holten Akademiker, Leute aus der Privatwirtschaft und solche vor Ort ins Boot. Wir wollten wissen, was die Realitäten sind, anstatt die politischen Positionen aufeinanderprallen zu lassen. Das eigentliche Verhandeln dauerte dann noch ein halbes Jahr.

**Weltwoche:** Was sind die wichtigsten Punkte?

**Lauber:** Es geht darum, irreguläre Migration zu vermindern, indem man die Migration besser regelt. Wer reingelassen wird und wer nicht, entscheidet jedes Land selber. Dahinter steht die Idee: Reguläre Migration hat positive Effekte – wirtschaftlich, kulturell –, irreguläre Migration hat vor allem negative Effekte. Eines der Missverständnisse bestand darin, zu glauben, der Pakt hätte den Anspruch, in wenigen Jahren alle Probleme zu lösen. Der Migrationspakt ist aber nur ein erster Ansatz, um zusammen zu schauen, wie wir es besser machen können als im Jahr 2015.

**Weltwoche:** Ein paar Länder boykottieren den Pakt: die USA, aber auch andere Länder wie Polen, Ungarn, Österreich, Australien ...

**Lauber:** Das stimmt nicht! Die Einzigen, die sich zurückzogen, waren die USA. Und das war nur, weil sie einen Regierungswechsel hatten. Die Übung startete 2016. Am Gipfeltreffen ging es um die Flüchtlingssituation in Europa nach 2015. Alle stimmten für eine bessere Zusammenarbeit in der Migrationspolitik, auch die USA mit Präsident Obama. Als es 2017 kon-

*«Der Pakt wurde 2018 verabschiedet. Jetzt entfaltet er die Wirkung, die beabsichtigt war.»*

cret wurde, wollten die USA nichts mehr davon wissen. Die übrigen Staaten blieben dabei.

**Weltwoche:** Was ist der Stand heute?

**Lauber:** Der Pakt wurde 2018 verabschiedet. Jetzt entfaltet er die Wirkung, die beabsichtigt war: Innerhalb der Uno wird besser zusammengearbeitet. Das läuft. Der zweite Punkt ist die Umsetzung auf nationaler Ebene. Da schaut jedes Land für sich, ob im Pakt etwas steht, das interessant ist. Wenn ja, setzt es die Formulierung in der eigenen Migrationspolitik um.

**Weltwoche:** Viel wurde über den rechtlichen Charakter des Pakts diskutiert. Ist er nun bindend oder nicht bindend?

**Lauber:** Er ist ganz klar nicht bindend. Der Migrationspakt ist ein Menü, es besteht kein Zwang, etwas zu übernehmen.

**Weltwoche:** Wenn der Pakt nicht verbindlich ist, wozu braucht es ihn dann?

**Lauber:** Was vor dem Migrationspakt fehlte, war ein Ort, an dem alle Länder zusammen-



kamen und sagten: «Okay, wir haben ein Phänomen, das grenzüberschreitend ist, und es geht in eine Richtung, die allen schadet. Es ist ein Problem, und wir wollen besser damit umgehen.» Das heisst, es geht ums Miteinander-Reden. Das ist das Ziel und der Vorteil dieser multilateralen Vorgehensweise.

**Weltwoche:** Das klingt nach viel Aufwand, nur damit man miteinander spricht.

**Lauber:** Der Pakt liefert eine Orientierung. Natürlich ist das nicht nichts, sonst hätten wir ihn nicht verhandelt. Eine Schweizer Delegation war dabei, die klar die Interessen der Schweiz vertrat. Wir haben einen Pakt, der wirklich der Schweizer Migrationspolitik entspricht.

**Weltwoche:** Was heisst das konkret?

**Lauber:** Themen wie sichere Grenzen, Verminderung der Ursachen von irregulärer Migration, Bekämpfung von Menschenhandel, Hilfe vor Ort, Rückkehr, Integration sowie Schutz der fundamentalen Menschenrechte – diese zentralen Elemente unserer Migrationspolitik sind in den Zielen des Paktes reflektiert. Wichtig ist auch der Grundsatz der Partnerschaft und der internationalen Zusammenarbeit. Kein Land kann die vielfältigen Herausforderungen im Alleingang angehen.

**Weltwoche:** War der Migrationspakt Ihr grösster Erfolg in dreissig Jahren Diplomatie?

**Lauber:** Ich bin ja noch nicht fertig. (Lacht) Ich glaube, etwas vom Wichtigsten, was ich mit meinen damaligen Mitarbeitern gemacht habe, war die erste Botschaft des Bundesrats zum internationalen Genf. Wir mussten ein bestehendes Dispositiv, die Gaststaatenpolitik der Schweiz, weiterentwickeln und uns dafür eine breite politische Abstützung erarbeiten. Eine riesige diplomatische Arbeit, die letztlich erfolgreich war.

**Weltwoche:** Welches war Ihre eindrücklichste Begegnung?

**Lauber:** Eine wirklich gute hatte ich vor Jahren hier im Gebäude der Mission in Genf, mit Kofi Annan. Er hatte sein Büro im siebten Stock. Ich kannte ihn nicht persönlich, aber er war Uno-Generalsekretär, als ich das erste Mal in New York arbeitete, wo ich von seiner starken Aura beeindruckt war. Und dann komme ich hier in den kleinen Lift, und, zack, steht er vor mir. Ich war perplex und sagte: «Herr Generalsekretär, ich war mal in New York ...», und er machte sich mir mit einer unglaublichen Eleganz zugänglich. Er sagte: «Ja, ich erinnere mich», was natürlich Quatsch war. Aber ich fand das ganz grosse Klasse.

**Weltwoche:** Ein letzter Punkt: Wie sehen Sie die Schweiz?

**Lauber:** Ehrlich gesagt, es läuft schon gut hier. Je älter ich werde, desto öfter sage ich das. Das politische System ist einzigartig, wirklich fantastisch. Unsere Konsensdemokratie ist ein unschätzbare Wert. Darauf müssen wir achtgeben.

# Vorhang auf zum letzten Akt

Wenn alles vorbei ist, wird ein lächelnder Trump seinem Gegner stilvoll die Hand reichen. Bis dahin kämpft der Präsident für sich, seine Wähler und sein Land.

Hanspeter Born

Joe Biden, President-elect, wie er sich und fast die ganze Welt ihn nennt, stellt sein Kabinett und seinen engsten Stab zusammen. Europa und vermutlich die Schweiz freuen sich auf die Zusammenarbeit mit dem 78-Jährigen, der jetzt auch die Modalitäten seines Einzugs ins Weisse Haus vorbereiten kann, nachdem auf Geheiss Trumps die zuständige «General Services Administration» das Geld dafür bewilligt hat.

Die Medien mit verschwindenden Ausnahmen sind mittlerweile zum Schluss gekommen, dass die von Trumps Anwälten in verschiedenen Schlüsselstaaten erhobenen, noch hängigen Einsprachen keine wirkliche Chance haben, das immer noch provisorische Ergebnis umzukippen. Ein neuer Stil, sagt uns die NZZ, werde in die amerikanische Diplomatie einkehren, «staatsmännischer Ernst» wird «Show» ablösen. Alles gut und schön.

Allerdings werden wir keine absolute Sicherheit haben, bevor am 14. Dezember die Elektoren zusammenkommen und ihre Stimme abgeben. Erst wenn 271 von ihnen ihre Stimme für Joe Biden abgegeben haben, ist er der neue Präsident. Kaum jemand glaubt, dass dies nicht geschehen wird. Mit einer wichtigen Ausnahme: Donald J. Trump.

Am Dienstag tat er wieder einmal, was er gerne tut: Er schickte eine Salve von Tweets. So etwa: «Umfrage: 79 Prozent der Trump-Wähler glauben, die Wahl sei durch illegales Abstimmen und Betrug gewonnen worden. Sie sind 100 Prozent korrekt, aber wir kämpfen hart. Unsere umfangreiche gerichtliche Klage, die sehr detailliert den ganzen Wahlzettelbetrug und mehr darlegt, wird bald eingereicht werden. Getürkte Wahl.»

## Jede Karte spielen

Träumt Trump? Hat er, wie seine Gegner und auch einige seiner Bewunderer behaupten, den Bezug zur Realität verloren? Gemach. Es ist unvorsichtig, den Präsidenten, der in vier Jahren Erstaunliches vollbracht und Skeptiker wiederholt Lügen gestraft hat, vorzeitig abzuschreiben. Ganz klar und wiederholt hat

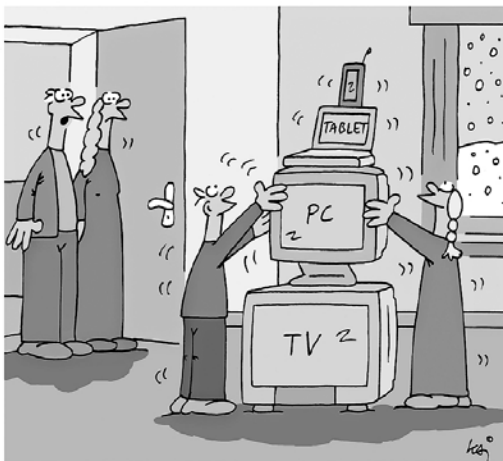
er erklärt, dass er das nicht machen werde, was seit 1896 jeder unterlegene Präsidentschaftskandidat getan hat: *concede*, die Niederlage öffentlich eingestehen, in neuerer Zeit durch Telefonanruf an den Sieger.

Heisst dies, dass eine Polizeieskorte den «Faschisten» oder «Wahnsinnigen» aus dem Weissen Haus führen wird? Bestimmt nicht. Wenn die Elektoren gegen ihn entscheiden und das Repräsentantenhaus im Januar diesen Entscheid billigt, wird ein lächelnder Trump

## Träumt Trump? Hat er, wie seine Gegner behaupten, den Bezug zur Realität verloren?

Biden stilvoll – natürlich auf seine Art stilvoll – die Hand reichen und ihn mit *gracious* Worten in dessen neuem Domizil willkommen heissen.

Zuvor jedoch wird er jede Karte spielen, die ihm noch verbleibt. Er kämpft nicht bloss an der juristischen Front, sondern auch an derjenigen der öffentlichen Meinung. So trat er am Dienstag vor die Fernsehkameras, um zu verkünden, dass der Börsenindex Dow Jones eben gerade die magische 30 000er-Marke überschritten habe – zum ersten Mal!



„Ja, ja! Früher haben die Kinder im Winter draussen Schneemänner gebaut...“

«Grossartiger Rekord» trotz misslichen Umständen wie Corona, obwohl natürlich jetzt an der Impffront auch ein «unglaublicher» Erfolg erzielt worden ist. Trump dankt seiner hart arbeitenden Administration, die diesen Wirtschaftstriumph geschafft hat, und dankt vor allem «*the people of our country because there are no people like you*». Sagt's, und weg ist er. Eine Minute, sechs Sekunden.

Auf diese Weise führt Trump weiter Wahlkampf. Das Zielpublikum ist das amerikanische Volk, das seinesgleichen sucht – *there are no people like you*. Seine Wählerschaft will dies hören, und seine Wählerschaft, anders als wankelmütige republikanische Volksvertreter oder Ex-Grössen aus der Bush-Ära, hält ihm die Stange. Die Nach-Trump-Zeit ist noch nicht angebrochen. Und solange das republikanische Wahlvolk Trump weiter unterstützt und ihn für sein Nicht-Aufgeben gar bewundert, solange es Trump liebt, hat er eine Chance.

## Wie die Helden von Alamo

Elektoren und vor allem Mitglieder des Repräsentantenhauses sind Menschen, nicht Automaten. Wenn sie überzeugt sind, dass Biden nur dank Betrug gewählt wurde, dank geplantem Betrug, werden sie keine Gewissensbisse haben, das von den zuständigen Stellen in den Einzelstaaten zertifizierte Ergebnis umzustürzen. Wenn für die Demokraten um des guten Zwecks willen auch dreckige Mittel erlaubt waren, wieso sollen sie, die Republikaner, nicht zweifelhafte, aber dem Buchstaben nach legale Mittel anwenden, um ein ihrer Meinung nach «krummes» Wahlergebnis umzustossen?

Auf jeden Fall bewundern Amerikaner traditioneller alter Schule (gibt es sie noch?) die Helden der Schlacht von Alamo (1836), in der eine kleine Schar von Texanern sich weigerte, vor einer mexikanischen Übermacht zu kapitulieren. «No retreat, no surrender» war angeblich ihr Motto. So denkt vermutlich Trump. Die Wahlsuppe ist noch nicht gegessen.

# Steuergeld für höhere Dividenden

Die geplanten Bundessubventionen für die Medien sind diskriminierend, wettbewerbsverzerrend und verfassungswidrig. Vor allem aber schaden sie der Demokratie.

*Philipp Gut*

Die Geldschleusen in Bern sind offen, die Subventionen sprudeln, als gäbe es kein Morgen. Davon profitieren erneut auch die Verlage. Der Bundesrat hat vor kurzem beschlossen, das Corona-Hilfspaket für die Medien bis im nächsten Sommer zu verlängern und mit weiteren zwanzig Millionen Franken auszustatten. Bereits im Frühjahr hatte die Regierung ein erstes Hilfspaket im Umfang von 57,5 Millionen Franken gesprochen.

Damit können die Medienhäuser ihre Zeitungen gratis durch die Post verteilen lassen – auf Kosten der Steuerzahler. Den Verlegern muss das wie ein Geschenk des Himmels erscheinen – denn welche Branche sonst kann ihre Vertriebskosten auf den Staat abwälzen?

Ein Schuft, wer denkt, die Zeitungsverlage hätten dies ihrem intensiven Lobbying zu verdanken, mit dem sie die Politikerinnen und Politiker umgarnten – die sich dann ihrerseits auf untertänig hofierende Berichte freuen dürfen.

## Vier Milliarden für die Verlage

Bei der stattlichen «Soforthilfe» von insgesamt 77,5 Millionen Franken soll es allerdings nicht bleiben. Bundesrat und Parlament wollen auch die bestehende Medienförderung ausbauen und die regulären Subventionen massiv erhöhen. Nach dem Stand der aktuellen parlamentarischen Beratungen bekämen die begünstigten Medien neu 178 Millionen Franken jährlich, und dies für mindestens zehn Jahre.

Hinzu kommt, dass sich die Verlage zusätzlich aus dem Topf der Radio- und TV-Abgaben mit hundert Millionen Franken pro Jahr bedienen. Und nochmals 130 Millionen Franken schenkt ihnen der Bund durch einen vergünstigten Mehrwertsteuersatz. Insgesamt würden die Verleger die Steuerzahler künftig also jährlich über 400 Millionen Franken kosten. Das macht in den kommenden zehn Jahren vier Milliarden!

Dabei darf nicht vergessen werden: Privatpersonen und Firmen unterstützen über die Radio- und TV-Gebühren die mediale Landesversorgung bereits heute mit 1,37 Milliarden Franken jährlich. Die Bevölkerung zahlt schon mehr als genug für die Medien.



*Die grossen Verlage profitieren: TX-Group-Präsident Supino.*

Vom Geldsegen profitieren vor allem die Grossverlage, darunter börsenkotierte Unternehmen wie die TX Group (vormals Tamedia) oder die NZZ. Sie können nach dem Willen des Bundesrats mit Steuergeldern ihre Dividenden aufpolieren. Das kann es doch nicht sein.

Das ökonomische Argument für die Medienförderung sticht nicht. In den vergangenen Jahren verdienten die fünf marktbeherrschenden Verlage des Landes jährlich gegen eine halbe Milliarde Franken und zahlten einen dreistelligen Millionenbetrag an Dividenden aus. Die Verleger und ihre Aktionäre können ihre betrieblichen Aufgaben somit selbst finanzieren.

## Augenwischerei der Verleger

Der Staat müsse ihnen die «Transformation ins Internet» bezahlen, argumentieren die Verleger weiter. Das ist Augenwischerei, denn diese Transformation hat längst stattgefunden. Die grossen Verlage erzielen nach eigenen Angaben schon heute bis 80 Prozent ihres Gewinns im digitalen Geschäftsfeld.

Schliesslich rufen die Verleger nach Subventionen, weil sie «demokratierelevante

Informationen» zu verbreiten hätten, also staatstragend und systemrelevant seien. Das überzeugt ebenfalls nicht. Erstens sind Verlage, die nicht am Staatstropf hängen, viel glaubwürdiger. Und zweitens werden die Verleger ihre Tageszeitungen auch ohne Steuergeld herausgeben. Wollen sie ihr Geschäft nicht mehr selbst betreiben, finden sie für ihre Zeitungen bestimmt Abnehmer.

Ein weiterer Schwachpunkt der geplanten Medienförderung ist der Ausschluss von Gratismedien. Nur Bezahlmedien oder solche mit reichen Gotten oder Göttis, sprich: Gönnern, sollen von den Subventionen profitieren. Damit gehen all jene innovativen Kräfte leer aus, die an die wirtschaftliche Zukunft der Medien glauben und sich nicht vom Staat abhängig machen wollen.

Der Bund möchte den Verlegern künftig für jedes Online-Abonnement sage und schreibe 80 Prozent des erzielten Preises zustecken. Das bedeutet eine gravierende Marktverzerrung, welche die monopolartige Machtkonzentration der Verleger in den Regionen weiter zementiert. Damit können sie – staatlich finanziert –

gleich auch noch den Online-Kuchen unter sich aufteilen. Nicht subventionierte Konkurrenzmedien werden so mit staatlicher Hilfe aus dem Markt gedrängt. Künftig gäbe es nicht nur eine Medienschwindsucht im Print, sondern auch im Online!

Man muss kein Spezialist sein, um die schädliche Wirkung dieser willkürlichen Subventionspolitik zu erkennen. Aber die Spezialisten sehen es genauso. Ich habe mir vom Bundesamt für Kommunikation (Bakom) die Akten der internen Ämterkonsultation geben lassen. Und siehe da: Die Wettbewerbskommission (Weko) beurteilt die Medienförderung als «wettbewerbsverzerrend» und «ineffizient» – weshalb sie dem Bundesrat beantragt hat, die Übung abzublasen.

### Unsozial – und zum Nachteil der Jugend

Die Leidtragenden dieser selektiven und verfehlten Förderpolitik werden nicht zuletzt die Jungen sein. Sie sind mit kostenlos verfügbaren Informationen im Internet gross geworden und können und wollen dafür nicht bezahlen.

Das Medienförderungspaket ist darum auch zutiefst unsozial. Es verstärkt die mediale Kluft zwischen einer begüterten Elite, die sich ein teures Abonnement leisten kann, und dem weniger begüterten Rest der Bevölkerung.

Als stünde das alles nicht schon schief genug in der Landschaft, fehlt auch eine verfassungsmässige Grundlage für diese Form der Medien-subvention. Art. 93 BV schreibt vor, dass der Bund ausschliesslich Radio und Fernsehen fördern kann. Von Presse oder gar Online steht in der Bundesverfassung kein Wort.

Es bleibt deshalb ein Rätsel, wie die zuständige Kommission für Verkehr und Fernmeldewesen (KVF) des Nationalrats in ihrer Sitzung vom 10. November 2020 zum Schluss kommen konnte, es gehe verfassungsmässig alles mit rechten Dingen zu. Dem widersprechen die Akten der bundeseigenen Juristen. Das Bundesamt für Justiz meinte im Rahmen der Ämterkonsultation, die Medienförderung «bleibt heikel». Und der Verfassungs- und Medienrechtler Urs Saxer von der Universität Zürich bezeichnete die Subventionen in der NZZ als «sehr problematisch». Das sind sie in der Tat.

### Die Verbiegung hat bereits begonnen

Dass vom Staat finanzierte Medien nicht frei und unabhängig sind, dürfte niemand bezweifeln. Wer zahlt, befiehlt. Doch es gibt auch subtilere Formen der Abhängigkeit, und sie sind bereits jetzt zu beobachten, bevor die neuen Gesetze überhaupt verabschiedet worden sind.

Das Gratis-Online-Portal *Zentralplus* kündigte an, sein Geschäftsmodell an die Subventionspolitik des Bundes anzupassen. Das ist zwar ehrlich. Aber es zeigt eben auch, dass die Verbiegung bereits begonnen hat. Wie eine Pflanze der Sonne neigen sich die Medien dem Staat und seinem Geldversprechen zu.

*Zentralplus* ist nicht das einzige Beispiel dafür. *Watson* etwa hat bei Bekanntwerden der Bundesratspläne einen «Zahlungs-Button» installiert, um Leser zum Spenden aufzufordern. Damit erfüllt das Portal aus dem Hause CH Media die Auflagen des Bundes für den Erhalt von Subventionen. Die Staatsdienerei wirft ihre Schatten voraus.

Einen Vorgeschmack auf die schöne neue Medienwelt von morgen gibt auch das eingangs erwähnte Corona-Hilfspaket. Wie können Journalisten noch glaubwürdig und kritisch über die Corona-Politik des Bundesrats berichten, wenn sie selbst von dieser Politik finanziell profitieren? Und diese Abhängigkeit wird mit den in Aussicht gestellten Milliarden noch zunehmen.

Die Medienförderung des Bundes mag vielleicht gut gemeint sein, aber ihre Wirkung ist verheerend: Sie beschleunigt das Artensterben im Medienbiotop, weil sie die Grossen noch grösser macht und den Wettbewerb auch im Online verzerrt. Damit bewirkt sie das Gegenteil dessen, was ihre Befürworter verkünden: Die Medienvielfalt wird weiter abnehmen. Es wird noch mehr journalistischen Einheitsbrei geben. Staatlich gefördert. Man beisst nicht die Hand, die einen füttert.

Fazit: Diese Medienförderung ist Gift für die Demokratie. Die Schweiz und ihre Bürgerinnen und Bürger haben etwas Besseres verdient: Sie sollen auch in Zukunft unabhängige Medien geniessen dürfen, die im freien Wettbewerb um die besten Ideen und das einträglichste verlegerische Geschäftsmodell stehen.

Dr. Philipp Gut ist Historiker und Bestsellerautor («Jahrhundertzeuge Ben Ferencz»). Bis 2019 war er stellvertretender Chefredaktor der *Weltwoche*. Mit seiner Agentur Gut Communications berät er Unternehmen, Persönlichkeiten und Verbände.



## Basel tickt anders

Trotz Corona-Krise und Pandemiekoller, es gibt sie noch, diese Inseln der Glückseligkeit. Dort, wo zwei grosse Pharmakonzerne verantwortlich sind für ein Füllhorn von Gaben, die rot-grüne Träume und liberale Albträume wahr werden lassen, tut sich Sonderliches in diesen turbulenten Zeiten.

Eine Grossrätin der linksextremen Splitterpartei Basta und eine ihr gewogene Neosozialistin haben Empörendes entdeckt. In akribischer Fleissarbeit fanden sie heraus, dass die 69 Prozent männlicher Räte – natürlich viel zu viel – mehr Redezeit für sich beanspruchten, 80 Prozent, als es ihre Vertretung im Parlament gerechtfertigt hätte. Also musste ein Mittel her, um diesen «machoiden» Vielsprechern das Mundwerk zu legen.

In der guten Tradition der Linken wurde also eine möglichst bürokratische Lösung gesucht, um die Redezeit von hartnäckigen Dauerschwaflern zu begrenzen. Das Ratsbüro, so die beiden empörten Feministinnen, solle abklären, ob es eine Möglichkeit gebe, die Redezeit nach Geschlecht zu überprüfen. Sollte sich der Verdacht der männlichen Vielschwätzerei bestätigen, müssten laut Vorstoss Massnahmen «zur Erreichung geschlechtergerechter Anteile an Wortmeldungen und Redezeit ergriffen werden».

### Mit der Stoppuhr

Nun werden also eifrige Aufpasserinnen die langfädigen Debatten mit der Stoppuhr verfolgen und den wortreichen Sündern – Sünderinnen kann es in diesem Fall ja nicht geben – einen temporären Maulkorb verpassen, damit der feministischen Redezeitrechnung Genüge getan ist.

Was uns zwei Dinge lehrt: Erstens hält sich auch der Grosse Rat konsequent an die Positionierung des Stadtkantons am Rhein: «Basel tickt anders». Und zweitens erfüllt es uns mit vorweihnachtlicher Freude, dass es sich im rot-grünen Paradies so unbeschwert leben lässt, dass es sich solche Probleme leisten kann.

Für einen Basler hat die Geschichte nur einen Wermutstropfen: Die Basta-Grossrätin heisst Zürcher: Tonja Zürcher.

Kaspar Loeb

Kaspar Loeb, gebürtiger Basler, ist Unternehmens- und Kommunikationsberater in Zürich.

# Rollkommandos gegen Churchill

Wenn zwei bedeutende britische Institutionen gleichzeitig den grössten Briten angreifen und seine Statue verschmiert wird, dann ist etwas Wichtiges im Gang.

Andrew Roberts

Die BBC und der National Trust lancieren einen Zangenangriff auf Sir Winston Churchills Ruf. «Black Lives Matter»-Proteste treten den grössten Briten mit Füssen. Seine Statue auf dem Parliament Square wird wiederholt Ziel von Vandalenakten. Was geht hier vor?

Kürzlich veröffentlichte der für die britische Denkmalpflege zuständige National Trust – mit 5,5 Millionen Mitgliedern die grösste gemeinnützige Organisation Grossbritanniens – einen Bericht mit dem Titel «Addressing Our Histories of Colonialism and Historic Slavery». Darin wurden 93 von 300 Liegenschaften im Besitz des National Trust aufgelistet, von denen die Organisation schrieb, sie hätten zu tun mit Kolonialismus und Sklaverei, und dazu gehörte auch Winston Churchills Landsitz Chartwell in der Grafschaft Kent.

Durch die Verbindung von Kolonialismus und Sklaverei versuchte der National Trust, die Begriffe moralisch gleichzusetzen. Das entbehrt jeder Grundlage, das British Empire kämpfte fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch an vorderster Front gegen die Sklaverei, Tausende Soldaten der Royal Navy starben beim Versuch, sie auszurotten. Im Ganzen ist der Leistungsnachweis des British Empire positiv, wohingegen die Sklaverei nichts als ein reines Übel war.

Winston Churchill persönlich kämpfte 1898 auf einem Feldzug zur Abschaffung der Sklaverei im Sudan. Er war am letzten grossen Kavallerieangriff der British Army gegen die Derwische beteiligt, und nach der siegreichen Schlacht von Omdurman wurde die Sklaverei im Sudan abgeschafft. Warum also will der National Trust Churchill so verunglimpfen?

Auch die BBC hat im Lauf ihrer Kampagne gegen Churchills Ruf über das Ziel hinausgeschossen, indem sie von vollkommen nachvollziehbarer Kritik an seiner gelegentlichen Verwendung rassistischer Ausdrücke dazu übergegangen ist, ihm Genozid an Indern vorzuwerfen, wofür es keine historischen Belege gibt, ja diese stehen vielmehr im Widerspruch zu solchen Behauptungen.



«Black Lives Matter» war Churchills Motiv.

Es hat in Churchills politischer Karriere, die zwei Drittel eines Jahrhunderts umfasste, vieles gegeben, was sich kritisieren liess. Um seinen Widerstand gegen das Frauenwahlrecht, um seine Unterstützung drakonischer Massnahmen gegen Terrorismus in Südirland, um die von ihm durchgeführte Rückkehr Grossbritanniens zum Goldstandard, um seine Unterstützung von König Edward VIII. während der Abdankungskrise und um den von ihm initiierten Seeangriff auf die Dardanellen wurden immer schon durch-aus legitime Kontroversen geführt.

## Hunderttausende Tonnen Getreide

Aber jetzt hat die BBC behauptet, Churchill sei schuld am Tod von drei Millionen Menschen während der bengalischen Hungersnot von 1943, indem er «die Situation verschlimmert» habe. Niemand wurde dazu eingeladen, eine Gegenposition zu vertreten, weder Tirthankar Roy, Professor für Wirtschaftsgeschichte an der London School of Economics, der gesagt hatte: «Winston Churchill war kein relevanter Faktor der bengalischen Hungersnot von 1943», noch der für den Pulitzerpreis nominierte Historiker Arthur Herman, der geschrieben hatte: «Ohne Winston Churchill hätte sich die Hungersnot noch viel schlimmer ausgewirkt.»

Mit keinem Wort wurde erwähnt, dass die Hungersnot während des Zweiten Weltkriegs stattfand und Grossbritannien deshalb weder von Burma, Malaya oder Thailand Reis oder andere Nahrungsmittel kaufen konnte, da diese Länder von den Japanern besetzt waren. Die BBC teilte ihren Zuschauerinnen und Zuschauern auch nicht mit, dass damals wegen der japanischen Unterseeboote im Golf von Bengalen der Schiffstransport von Reis nach Ostindien äusserst gefährlich war. Dennoch erbettelte Churchill von Präsident Roosevelt und den Premierministern von Kanada und Australien Hunderttausende Tonnen Nahrungsmittel für Bengalen; doch auch diese Tatsache wurde von der BBC ignoriert.

Hunderttausende Tonnen Getreide wurden aus aller Welt nach Bengalen verschifft, dennoch starben Millionen Menschen. Nun

kann man von BBC-Forschern zugegebenermassen nicht verlangen, dass sie Aberhunderte von Dokumenten durchwaten, andererseits sollte der Sender die Aussagen derjenigen von uns, die genau das getan haben, nicht einfach ignorieren. Churchill bezeichnete hinduistische Nationalisten, die während des Kriegs die Briten aus Indien zu vertreiben suchten, tatsächlich als «scheussliche Leute mit einem scheusslichen Glauben»; nun hat man diese unerhört rassistische Äusserung als Beleg dafür bezeichnet, dass Churchill Millionen unschuldiger Menschen verhungern lassen wollte. Die BBC hat weder erwähnt, wie hoch Churchill in seinen Kriegserinnerungen die indischen Soldaten gepriesen hat, noch, dass er Jawaharlal Nehru als «Licht Asiens» bezeichnete, noch seinen mehrfach geäusserten ungeheuren Stolz darauf, wie rasch die indische Bevölkerung unter dem British Empire gewachsen war. Das sind eben nicht die Ansichten eines auf Genozid versessenen Rassisten.

«Black Lives Matter» war Churchills Motiv, als er Bauern im Pandschab gegen einfallende, Verwüstungen anrichtende Afghanen beschützte, als er mithalf, die Sudanesen von den fundamentalistischen fanatischen Anhängern des Kalifats von Omdurman zu befreien, als er Lesotho und Basutoland unterstützte, um sie vor den Klauen



der Afrikaander zu bewahren, die er für ihren Hass auf die schwarze Mehrheit in Südafrika kritisierte. Er setzte sich ein für die Rechte der einheimischen schwarzen Bevölkerung, was einen harten Kampf gegen die Buren bedeutete, aber auch das blieb bei der BBC unerwähnt.

Zweifelsohne machte Churchill gelegentlich verächtliche Bemerkungen über Nichtweisse, doch im Gegensatz zu Karl Marx, der britischen Sozialistin Beatrice Webb, dem Schriftsteller H. G. Wells und dem konservativen britischen Politiker Leo Amery benutzte er nie das N-Wort. Er äusserte sich auch nie so beleidigend über Afrikaner wie Mahatma Gandhi, der schrieb, die Weissen dort sollten «die vorherrschende Rasse» sein, denn schwarze Afrikaner seien «aufsässig, sehr schmutzig und leben wie Tiere». Churchill vertrat eine Rassenhierarchie, von der wir heute wissen, dass sie absurd und obszön ist, doch die man im Zeitalter nach Darwin, als Churchill zur Schule ging, für eine Tatsache hielt.

In der Vergangenheit hat die BBC Churchill beschuldigt, die Anwendung von «Giftgas» gegen irakische Stämme befürwortet zu haben. «Ich bin sehr dafür, gegen diese unzivilisierten Stämme giftiges Gas einzusetzen», soll er laut ihr im Mai 1919 geschrieben haben, «das würde denen einen schönen Schreck in die Knochen jagen.» Sieht man sich das Dokument selbst an, das Pro-

tokoll eines Gesprächs im Kriegsministerium, steht da über den Feind, «man sollte ihm das Wasser in die Augen treiben mit Hilfe von tränenreizendem Gas». Die Rede war also von Tränengas und nicht von etwas Tödlichem wie Chlor-, Senfgas oder Phosgen. Und als Churchill vorgeworfen wurde, von indischen Muslimen als «schädlichem Ungeziefer» gesprochen zu haben, hat sich niemand die Mühe gemacht, die zitierte Stelle nachzulesen, denn seine Aussage bezog sich nur auf die Stammesangehörigen, welche

*Indem Churchills Kritiker ihn falsch zitieren, stellen sie ihn als viel schlimmer hin, als er wirklich war.*

die Gräber muslimischer Soldaten geöffnet und deren Leichen geschändet hatten als Strafe dafür, dass sie auf der Seite der Briten gekämpft hatten.

Indem Churchills Kritiker ihn falsch zitieren oder seine Aussagen bewusst aus ihrem Zusammenhang reissen, stellen sie ihn als viel schlimmer hin, als er wirklich war; gleichzeitig würde aber auch niemand bestreiten, dass die von ihm verwendeten Begriffe heute als vollkommen inakzeptabel betrachtet würden. Laut der Datenbank, die der führende Churchill-Experte Richard Langworth und das Hillsdale

College Churchill Project mit akribischer Sorgfalt zusammengetragen haben und die alles umfasst, was Churchill geschrieben und gesagt hat, machen abfällige Bemerkungen über Menschen anderer Rassen weniger als 0,001 Prozent aus.

Die bengalische Hungersnot war eine Naturkatastrophe, ausgelöst im Oktober 1942 durch einen Wirbelsturm, der in Bengalen sowohl die Reisernte, von der die Bevölkerung abhängig war, zerstörte als auch die Strassen und Bahnlinien, die nötig gewesen wären für den Transport von Hilfsgütern. Die Vorstellung, Winston Churchill, der damals von London aus im Zweiten Weltkrieg gegen die Deutschen kämpfte, habe aus rassistischem Hass auf die Inder die Hungersnot bewusst verschlimmert, ist schlicht und einfach falsch, wie alle gründlich informierten Historiker, die sich mit der Materie befasst haben, belegt haben. Doch in ihrem Bestreben, die «Black Lives Matter»-Bewegung zu besänftigen, sind grosse britische Institutionen bereit, den grössten Briten der Geschichte schlechtzumachen, und greifen dafür zu den effekthascherischen Mitteln des Skandaljournalismus.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Andrew Roberts zählt zu den renommiertesten Historikern Grossbritanniens. Zu seinen Standardwerken gehören «Napoleon the Great» und «Churchill: Walking with Destiny».

KUNSTHAUS ZÜRICH  
IM HERZEN WILD  
DIE ROMANTIK  
IN DER SCHWEIZ  
BIS 14.02.21

# Weg vom Bauchgefühl

Mit Solar- und Windenergie kann man die künftige Energieversorgung nicht sicherstellen. Die Schweizer Energiestrategie braucht die Kernkraft.

Beat Gygi

Die 2011 hastig auf den Weg gebrachte Energiestrategie der Schweiz kommt unter Druck: Zum einen läuft eine Unterschriftensammlung für das Referendum gegen das kürzlich verabschiedete CO<sub>2</sub>-Gesetz, das den zweiten Teil der sogenannten Energiestrategie 2050 darstellt. Zum andern wird auch der erste, 2017 vom Volk angenommene Gesetzesteil vermehrt unter Beschuss geraten, wenn die Debatte über die Kernkraft intensiver wird. Mit dem Regierungswechsel in den USA wird das Thema Kernenergie wieder aktueller. Joe Biden will zurück zum Pariser Klimaabkommen, und zu den wirksamsten Massnahmen zur CO<sub>2</sub>-Reduktion in grossem Stil zählt der Ausbau der Atomkraft mit modernster Technologie.

In der Schweiz scheint dieser Weg zurzeit verbaut. Die Energiestrategie 2050 befiehlt den schrittweisen Ausstieg aus der Kernenergie bei Ende der Kraftwerkslaufzeiten. Warum hat man seinerzeit den künftigen Entscheidungsspielraum in Eigenregie derart eingeschränkt? Nach dem Unfall im März 2011 in Fukushima brach der Bundesrat mit Energieministerin Doris Leuthard Genehmigungsverfahren für neue Kernkraftwerke schlagartig ab und beschloss den Ausstieg. Starke Emotionen waren im Spiel, man machte es ähnlich wie die deutsche Regierung.

## Information und Aufklärung

Aus heutiger Sicht stellt sich die Frage, wie die Schweizer Fachleute daran beteiligt waren. Immerhin gibt es mit dem Paul-Scherrer-Institut (PSI) eine grosse Forschungseinrichtung, die 1988 aus der Zusammenlegung des Eidgenössischen Instituts für Reaktorforschung und des Schweizerischen Instituts für Nuklearforschung entstanden ist und somit eine gewichtige Autorität in Kern- und Reaktorphysik darstellen sollte. Das PSI in Villigen/Würenlingen ist wie die Eawag und die Empa in Dübendorf ein prominentes Mitglied der ETH-Gruppe.

Wie hat das PSI damals beim Ausstiegsentscheid mitgewirkt? Wie weit wurden Vergleiche zwischen der Schweiz und Japan oder die Konsequenzen eines Ausstiegs zur Sprache gebracht, auch für die öffentliche Meinungs-

bildung? Dem Vernehmen nach nicht intensiv. «Niemand wollte sich vorwagen, alle haben sich zurückgehalten», ist in der Energiebranche von mehreren Seiten zu hören. Information und Aufklärung des Instituts seien nicht so gewesen, wie man es bei einem derart weitreichenden Entscheid erwarten würde. Etliche sehen es als Folge staatlicher Finanzierung, dass eine Bundeseinrichtung dem Bundesrat nicht widerspricht.

Das PSI stand damals unter der Leitung des 2007 angetretenen Direktors Joël Mesot, der 2019 Präsident der ETH Zürich wurde, und hat sich langfristig fachlich stark verbreitert. Die Forschung in Kern- und Reaktorphysik verlor an Gewicht, und nach dem Ausstiegsbeschluss des Bundes gilt der Blick weniger der Zukunft der Kraftwerkstechnologie, sondern mehr der Sicherheit im Betrieb oder der Lagerung von radioaktivem Abfall. Zudem will der Bund die Akzente auf erneuerbare Energien und die effizientere Energienutzung legen.

Es kann aber sein, dass der auf Jahrzehnte fixierte energiepolitische Kurs des Kernkraftverbots irgendwann doch revidiert wird, da in der direkten Demokratie neue Beurteilungen zu neuen Entscheidungen führen können. Emanuel Höhener, Maschineningenieur mit langjährigen Führungstätigkeiten in Industrie- und Energie-

unternehmen und heute Berater, ist der Ansicht, dass die in der Energiestrategie vorgesehene Ausweitung der Solar- und Windenergieproduktion nicht nach Plan realisierbar ist und dass bei einer Reduktion fossiler Energie und Stilllegung der Kernkraftwerke neue Energiequellen nötig sind. Eine Revision des Gesetzes mit einer Öffnung der Kernkraft-Diskussion hält Höhener für dringlich.

## «Zoo der Kernreaktortypen»

Im Ausland tut sich einiges. Nach Angaben des Nuklearforums Schweiz gingen im vergangenen Jahr sechs neue Kernkraftwerke in Betrieb, drei in Russland, zwei in China, eines in Südkorea. Der gesamte Kraftwerkpark in den 31 betreffenden Ländern wurde netto etwas kleiner, aber die Vereinigten Arabischen Emirate kamen als 32. Land dazu. Polen, Weissrussland, die Türkei und Bangladesch planen den Einstieg. Sprecher Matthias Rey weist auch darauf hin, dass die US-Regierung die dortige Nuklearindustrie in beträchtlichem Umfang unterstütze, mit dem ausdrücklichen Ziel, die Führung in dem von China und Russland dominierten Markt für Nukleartechnologie wiederzuerlangen.

Bereitet sich die Schweiz genügend auf den Fall vor, dass sich der Nuklear-Weg doch wieder öffnen würde? «Wir tun, was wir können», meint Horst-Michael Prasser, seit 2006 Professor für Kernenergiesysteme an der ETH Zürich, seit kurzem emeritiert. In Kooperation mit dem PSI gebe es an der ETH einen Masterstudiengang für Nuklearingenieure, mehr oder weniger für den Inlandbedarf, und in der Forschung behalte man möglichst die ganze Breite der Ansätze im Auge. Er hat kürzlich einen Überblicksaufsatz veröffentlicht mit dem Titel «Kurze Führung durch den Zoo der Kernreaktortypen», um einem breiteren Publikum Informationen über den Stand der Technik zu vermitteln. Ein zentraler Satz daraus: «Eine Neukalibrierung unserer Ansichten – weg vom Bauchgefühl – muss her, um die Risiken der Kernenergie [...] gegenüber den Gefahren eines Verzichts abwägen zu können.» Seiner Ansicht nach ist es immer noch Zeit für sachliche Debatten.



# BRIEF AUS POSEN

David Engels



Selten stand die polnische Regierung so unter Druck. Die Wirtschaftslage ist wegen des Lockdowns angespannt. Der Streit um die einseitige deutsche Berichterstattung über die polnischen Wahlen, die Migrantenquoten und den neuen deutschen Botschafter in Warschau, Sohn eines Adjutanten im Führerbunker, haben die Beziehungen zu Berlin auf den Gefrierpunkt absinken lassen. Die Kassierung des Abtreibungsgesetzes durch das Verfassungsgericht hat Millionen von Regierungsgegnern auf die Strasse getrieben und bis heute andauernde Ausschreitungen sogar gegen Kirchen und Denkmäler in Gang gesetzt. Und die Abwahl von Donald Trump erschüttert die atlantische Ausrichtung des zwischen deutschen und russischen Interessen eingezwängten Staates.

Zu alldem haben sich nun die Auseinandersetzungen mit der EU im flagrantesten Erpressungsversuch der letzten Jahre niedergeschlagen. So hat das Europäische Parlament entschieden, die Auszahlung von Geldern aus dem EU-Haushalt und dem Corona-Fonds an die «Rechtsstaatlichkeit» zu binden. Die konkreten Finanzpläne bedürfen aber einer Zustimmung durch alle EU-Staaten. Diese Zustimmung müssen die polnische und die ungarische Regierung verweigern, denn die Konditionalitätsklausel – ein Novum in der Geschichte der EU – würde ihr Ende bedeuten.

Bedenkt man den Schmusekurs der EU gegenüber der Türkei und China, ist es ein Schlag ins Gesicht aller Opfer echter Rechtsstaatsverstöße, dass die in Polen unternommene Demokratisierung des Rechtssystems, die zu Lasten linksliberaler, bis

in die kommunistische Zeit zurückgehender Seilschaften geht, «rechtsstaatsfeindlich» sein soll. Dasselbe gilt für den Versuch, die öffentlich-rechtlichen Medien im Einklang mit der parlamentarischen Konstellation umzubesetzen und ihre links-grüne Schlagseite auszugleichen. Und wie auch immer man es dreht und wendet: Geschehen in Europa Reformen, die zugunsten des linksliberalen Establishments ausfallen, werden sie als «fortschrittlich» und «demokratisch» bejubelt. Befördern aber genau dieselben Reformen konservative Interessen, werden sie als «Angriff auf den Rechtsstaat» unter die Lupe genommen.

## *Die Regierungen Polens und Ungarns werden von der EU zum Veto gezwungen.*

Ein Blick in den neuen «Rechtsstaatlichkeitsbericht» der EU-Kommission verdeutlicht dies: Die Kriterien (Justiz, Korruption, Medien, Gewaltenteilung) wurden so ausgewählt und aufgepäuselt, dass ausschliesslich Polen und Ungarn ins Fadenkreuz genommen werden konnten. Die brutale Niederschlagung der katalanischen Separatisten in Spanien, die blutige Bekämpfung der Gelbwesten-Proteste in Frankreich oder die jüngsten politischen Skandale in Deutschland (etwa um das Verfassungsschutzpräsidium oder die von der Kanzlerin erzwungene Wahlwiederholung in Thüringen) wird man vergebens suchen, ganz zu schweigen vom surrealen Demokratiedefizit der EU selbst.

Wie geht es weiter? Der Plan ist offensichtlich: Die Regierungen Polens und Ungarns werden von der EU zum Veto ge-

zwungen. Dadurch nähern sie sich nicht nur selbst dem finanziellen Fiasko, sondern machen sich auch bei den Nachbarn, die ebenfalls auf die Hilfgelder angewiesen sind, unbeliebt und bedienen das Narrativ der deutschen Presse von den undankbaren Abkassierern im Osten – eine Frechheit, da die EU-Hilfen ja nicht als grosszügige Almosen gedacht sind, sondern als Gegenleistungen für die bedingungslose Öffnung des eigenen Wirtschaftsraums für das westliche Kapital. Ein Blick auf eine beliebige polnische Gewerbezone, in der von Lidl über Carrefour, H&M, Rossmann, Zara, Aldi, Media Markt, Decathlon, C&A und Obi so ziemlich alles vertreten ist ausser polnischen Firmen, reicht, um zu wissen, wohin der durch die Subventionen generierte Profit fliesst.

Ungarn und Polen sind also in einer äusserst unangenehmen Situation, die von der inneren Opposition, die von Brüssel mit allen Kräften unterstützt wird, begierig aufgegriffen wird, zumal der Vorschlag, die Geldvergabe an der EU vorbei als multilaterale Initiative aufzuziehen und Polen und Ungarn faktisch auszuschliessen, gerade in Polen das immer gegenwärtige Isolationstrauma bedient. Freilich: Irgendwann wird man wohl wieder zu einer «belgischen» Lösung finden, also einem Kompromiss, der das Problem unter den Teppich kehrt und verschiebt. Aber um welchen Preis für die Regierungen in Polen und Ungarn – und für die Sympathie der Menschen für das europäische Projekt?

David Engels ist Professor für Römische Geschichte an der Freien Universität Brüssel und Senior Analyst am Instytut Zachodni in Posen.

# Wie gefährlich ist Google?

Eine Wettbewerbsklage der amerikanischen Regierung könnte den steilen Aufstieg des Internet-Unternehmens stoppen. Hat die Firma etwas Schädliches getan?

Stefan Betschon

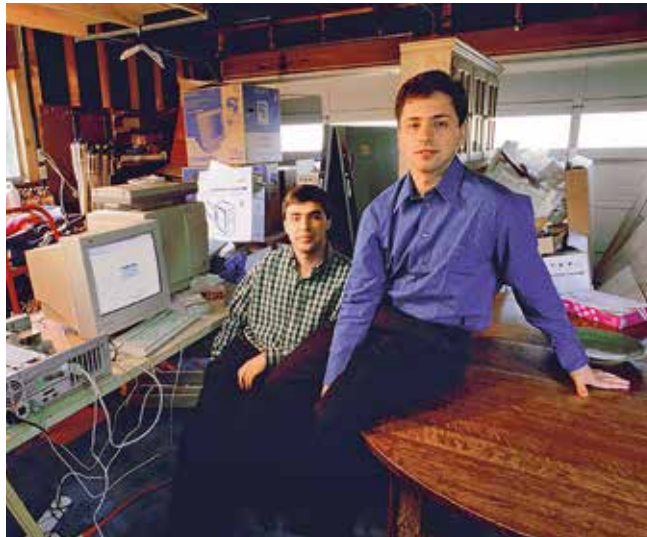
**W**ürden Sie diesen beiden Studenten Geld geben für die Gründung eines Unternehmens? Sie möchten eine Internetdienstleistung anbieten, die gratis zu nutzen ist. Es gibt bereits andere Firmen, die diese Dienstleistung auch anbieten. Ebenfalls gratis. Das Geschäft erfordert hohe Investitionen, es müssen grosse Rechenzentren aufgebaut werden.

Hätten Sie es doch getan! Sie wären Teil einer Erfolgsgeschichte geworden, die aus einer unausgegorenen Geschäftsidee innert weniger Jahre ein hochprofitables, weltbeherrschendes Internetunternehmen gemacht hat: Google. 1998 in Kalifornien von Sergey Brin und Larry Page gegründet, bestimmt diese Firma die Internetnutzung in fast allen Ländern der Welt heute vollumfänglich. Seit 2015 ist Google Hauptbestandteil einer Alphabet genannten Holding, die an der Börse zurzeit mehr als eine Billion Dollar wert ist.

## Angriff auf die tragenden Säulen

Der steile Aufstieg könnte nun gestoppt werden: Am 20. Oktober meldete das amerikanische Justizdepartement, es habe eine Antitrustklage gegen Google eingereicht. Die Klage zielt auf die tragenden Säulen des Imperiums: die Bereiche Informationssuche und Werbung. In diesen Märkten habe sich Google, so die Anklageschrift, während «vieler Jahre» mit Hilfe «wettbewerbsfeindlicher Vorgehensweisen» Monopole aufgebaut.

Zu den Vorwürfen gehört, dass Google die Zugangspunkte, von denen aus Anwender auf die Suchmaschine zugreifen, gegen Mitbewerber abgeschottet habe. Der Zugang wird durch Browser-Software oder Smartphone-Betriebssysteme hergestellt. Beispielsweise zahlt Google Geld an die Mozilla Foundation, wenn Anwender des Firefox-Browsers von Mozilla die Google-Suchmaschine benutzen. Die Entwicklung des Firefox-Browsers – die einzige



**Billion-Dollar-Idee:**  
Google-Gründer Sergey Brin und Larry Page, 1998.

ernstzunehmende Alternative zu Google Chrome – wird fast vollständig von Google finanziert.

Auch der von Apple entwickelte Webbrowser Safari für iOS-Geräte und Mac-OS-Computer ist so eingestellt, dass eine Websuche zu Google führt. Für diese Voreinstellung erhält Apple von Google Milliardenbeträge. Es ist aber für die Anwender der erwähnten Software- oder Hardware-Produkte ein Leichtes, die Voreinstellungen zu ändern und eine andere Suchmaschine zu favorisieren. Das Problem: Es gibt kaum noch andere Suchmaschinen.

Abgesehen von China, wo Baidu die populärste Suchmaschine ist, und von Russland, wo Spandex regiert, ist Google fast überall auf der Welt die mit Abstand populärste Suchmaschine. Einzig Microsoft kann mit Bing seit 2009 weltweit ein funktional vergleichbares Produkt anbieten. In den USA kommt Google laut Anklageschrift im Segment «Suchen» auf einen Marktanteil von knapp 90 Prozent, bei mobilen Geräten auf noch mehr. In der EU kündigten 2005 Jacques Chirac und Gerhard Schröder als Gegenmacht die europäische Suchmaschine Quaero an. Sie wurde mit mehreren hundert Millionen Euro gefördert, fand aber nie Benutzer.

Wer Ende der 1990er Jahre den beiden Studenten den Erfolg nicht zugebraut hat, muss sich keine Vorwürfe machen. Es war nicht absehbar, dass sie es schaffen könnten. Es gab damals mehrere leistungsfähige Suchmaschinen, die populärste hiess Altavista, die 1998 als Bestandteil des DEC-Konzerns durch die Computerfirma Compaq übernommen wurde. Die Berater von McKinsey sahen damals für eine Suchmaschine keine kommerziell erfolgreiche Zukunft; niemand würde bereit sein, für diese Dienstleistung zu bezahlen. Also weg damit, Altavista wurde verscherbelt. Die beiden Google-Gründer haben nicht auf Unternehmensberater gehört. «Wir sind keine gewöhnliche Company, und wir haben auch nicht vor, eine solche zu werden», schrieben

sie ihren ersten Investoren in einem Brief. Das Motto, das sich die junge Firma gab, hiess «Don't be evil», nicht böswillig sein. Nach anfänglichen Vorbehalten gegenüber der Werbewirtschaft entdeckten sie eine Möglichkeit, die Werbung mit einem vom Anwender eingegebenen Suchbegriff zu verknüpfen. Das war die Billion-Dollar-Idee: So liess sich die Treffsicherheit der Werbung deutlich steigern, so konnte Google den Kunden erlauben, nur jene Inserate zu bezahlen, die auch tatsächlich eine Wirkung – einen Klick – erzeugt hatten. Heute erwirtschaftet Alphabet laut eigenen Angaben 83 Prozent des Umsatzes (2019: 161 Milliarden Dollar mit Werbung).

## Microsoft hatte das Nachsehen

Wer heute bei Google «Turnschuh» eingibt, erhält Suchresultate mit vielen Anzeigen, die als solche fast nicht zu erkennen sind. Das erste Suchresultat, das nicht auf die Website eines Schuhverkäufers führt, kommt erst auf der zweiten Seite auf Platz 25. Nun gut, man kann direkt bei spezialisierten Anbietern wie Amazon oder Galaxus suchen. Mit diesem Argument kontert Google denn auch den Vorwurf, bei der Internet-suche eine Monopolstellung zu besitzen.

Um Google das Geschäft zu vermiesen, müssten die Anwälte des Justizdepartements die Richter davon überzeugen, dass Google erstens in diesem Geschäft eine marktbeherrschende Stellung besitzt und dass diese Marktmacht zweitens den amerikanischen Internetnutzern schadet. Punkt eins gibt nicht viel zu reden. Google hat bei der Internetsuche und bei der Onlinewerbung ganz klar eine marktbeherrschende Stellung. Aber ist das zum Schaden der Internetanwender?

Kann das Unternehmen überhöhte Preise verlangen und die Weiterentwicklung der eigenen Produkte und Dienstleistungen vernachlässigen? Die Benutzung der Google-Suchmaschine ist gratis, dieser Preis lässt sich nicht mehr reduzieren. Bei jenem Teil der Onlinewerbung, der mit der Suchmaschine gekoppelt ist, ist der Preis, den Inserenten bezahlen, das Resultat eines Versteigerungsprozesses. Werbung, die die Nähe sucht zu populären Suchbegriffen, kostet mehr. Auch hier kann also Google die Preise nicht beliebig anheben.

Das Verfahren gegen Google wird wohl manchen Justizminister überdauern, viele Gerichte und Hundertschaften von Juristen jahrelang beschäftigen und am Ende vielleicht keinen Sieger hervorbringen, sondern nur Verlierer.

Der Antitrustprozess seinerzeit gegen IBM dauerte zwölf Jahre, bevor er 1982 eingestellt

wurde. Beim Prozess gegen Microsoft, der 1998 eröffnet wurde, ging es, wie jetzt bei Google, um Gratis-Software: Die Wettbewerbshüter störten sich daran, dass Microsoft das Windows-Betriebssystem mit einem Webbrowser ergänzte hatte. Microsoft wurde für schuldig befunden, doch nicht bestraft. Der Prozess dürfte aber Microsoft – wie zuvor schon IBM – trotzdem geschadet haben: Diese Unternehmen mussten

### *Das Verfahren wird wohl manchen Justizminister überdauern und Legionen von Juristen beschäftigen.*

sich in einer entscheidenden Phase, in einer Umbruchzeit, zurückhalten. Wer weiss – sonst hätte Microsoft Ende der 1990er Jahre das Potenzial der Geschäftsidee der Google-Gründer vielleicht erkannt und da investiert.

Nach der Google-Gründung gab es gewaltige Veränderungen, die unsere heutige Computerwelt prägen: Auf die Ära des *personal computing* folgte das *cloud computing*. Google beherrscht zwar die Informationssuche im Internet und die Online-Werbung, ist im *cloud computing* aber ein Underdog. Hier konnte sich Microsoft – hinter Amazon – eine starke Marktposition sichern, nachdem die Firma vorher Totalherrscher in der

PC-Welt war. IBM, das Urgestein aus der Zeit des *mainframe computing* in den 1960er und 1970er Jahren, konnte weder im PC-Geschäft noch in der Cloud zur alten Form zurückfinden.

Fortschritte waren immer wieder mit der Bildung von Monopolen verbunden. Ökonomen sprechen hier von positiven Netzwerkeffekten, von Pfadabhängigkeit oder Skalenvorteilen. Der Laie erkennt das «The winner takes-it-all»-Prinzip: Der Grosse räumt ab. Das Justizdepartement wirft Google vor, das Unternehmen habe ein sich selbstverstärkendes Monopol errichtet. Diese Formulierung verweist auf Skalenvorteile und auf positive Netzwerkeffekte, die in der Computerbranche immer schon den ersten Anbieter eines populären Produkts bevorzugten. Aus einem anfänglich kleinen Vorsprung wird bald eine unüberwindbare Distanz.

Wie wird der Prozess ausgehen? Wird Google in mehrere Unternehmen zerlegt werden? Niemand weiss es. Man darf aber vermuten, dass gerade in diesem Augenblick eine junge Frau oder ein junger Mann Geldgeber sucht für die Gründung eines Unternehmens, das in zehn Jahren unter veränderten Umständen die Computerbranche monopolartig beherrschen wird.

Stefan Betschon ist freier Journalist und Berater für Informations- und Kommunikationstechnik.

Bindella  
la vita è bella

Einer der ganz  
grossen Italiener.  
Braida's Spitzen-  
Barbera aus  
dem Piemont.



Jetzt bestellen: [bindella.ch](http://bindella.ch)



## Sehr geehrte Weltwoche-Leser!

Für die Platin Club-Leserangebote der Weltwoche haben wir für 2021 exklusive Reiseziele ausgewählt. Einige dieser Angebote waren bereits 2020 geplant. Wegen der Covid-19-Ausnahmesituation haben wir die bereits geplanten Reisen 2020 nunmehr für das Jahr 2021 festgelegt. Damit Sie auch rechtzeitig planen können, stellen wir Ihnen diese Angebote für das folgende Jahr vor. Völlig sorglos können Sie beim Reiseveranstalter Mondial Tours buchen. **Bis zum 28.02.2021** haben Sie die Möglichkeit, **kostenlos und ohne Angabe von Gründen zu stornieren**. Bei Buchung einer Reise bis zum 15.12.2020 erhalten sie einen **Frühbucherrabatt von CHF 100.- p. P.**

## Viel Freude beim Aussuchen!

<b>MUSIKREISEN</b>	<b>28.01.-31.01.2021 – HAMBURG UND DIE ELBPILHARMONIE</b>	<b>CHF 1.380</b>
	Kammerorchester Basel im Grossen Saal der Elbphilharmonie mit Mozarts «Cosi fan Tutte»	
	<b>07.02.-09.02.2021 – HAMBURG UND DIE ELBPILHARMONIE</b>	<b>CHF 1.195</b>
	New Musette Quartett mit dem weltbekannten Jazzmusiker Richard Galliano im Grossen Saal der Elbphilharmonie	
	<b>07.05.-11.05.2021 – DRESDEN UND DIE SEMPEROPER*</b>	<b>CHF 1.570</b>
Kulturelle Glanzpunkte im schönen Elbflorenz. Erleben Sie die Zauberflöte von Wolfgang Amadeus Mozart		
	<b>27.06.-29.06.2021 – HAMBURG UND DIE ELBPILHARMONIE</b>	<b>CHF 1.295</b>
	Gulbenkian Orchester im Grossen Saal der Elbphilharmonie (für diese Reise ist kein Umbuchungsrabatt vorgesehen)	
	<b>November 2021 – HAMBURG UND DIE ELBPILHARMONIE</b>	<b>CHF 1.295</b>
Flugreise, 4 Tage – Belcanto Opern-Gala mit Sonya Yoncheva (Sopran) und Orchester		
<b>AUTO &amp; MOTORSPORT</b>	<b>15.04.-18.04.2021 – MOTORMANIA*</b> Lamborghini, Ducati, Pagani, Ferrari und Italien hautnah	<b>CHF 1.530</b>
	<b>16.09.-19.09.2021 – MOTORMANIA*</b> Lamborghini, Ducati, Pagani, Ferrari und Italien hautnah	<b>CHF 1.530</b>
<b>NATUREISEN</b>	<b>19.03.-22.03.2021 – LUGANO TESSIN UND KAMELIENBLÜTE</b>	<b>CHF 990</b>
	Eigenreise, 4 Tage – Sonderausstellung im Kamelienspark in Locarno	
	<b>02.05.-07.05.2021 – HUSUM, HALLIGEN &amp; DIE HALBINSEL EIDERSTEDT</b>	<b>CHF 1.770</b>
	Auf den Spuren von Theodor Storm. Übernachtung im renommierten 4-Sterne-Hotel «Altes Gymnasium»	
	<b>20.-27.06.2021 – AZOREN UND WALBEOBACHTUNG</b>	<b>CHF 2.800</b>
	Naturparadies und Kultur auf den Inseln Terceira und Sao Miguel, Highlight: Bootausflug Delfin- und Walbeobachtung	
	<b>10.12.-15.12.2021 – LAPPLAND</b>	<b>CHF 3.300</b>
	Flugreise, 6 Tage im exklusiven Wilderness Hotel Moutka – (Aurora Kabin Zimmer)	
<b>STÄDTEREISEN</b>	<b>29.08.-02.09.2021 – KULTURREGION FLANDERN-VAN EYCK JUBILÄUMSJAHR 2021</b>	<b>CHF 1.780</b>
Flugreise, 5 Tage – Antwerpen, Brügge, Gent und Brüssel		
<b>FERNREISEN</b>	<b>19.09.-02.10.2021 – WOHNMOBILREISE OSTKANADA</b>	<b>CHF 3.500</b>
Flugreise, 14 Tage		
<b>GENUSSREISE</b>	<b>23.10.-27.10.2021 – PIEMONTE, TRÜFFEL UND WEIN*</b>	<b>CHF 1.750</b>
Flugreise oder Eigenreise, 5 Tage – Trüffel, Wein und Kultur – Italien für alle Sinne		
<b>ZUGREISE</b>	<b>26.09.-01.10.2021 – NOSTALGIEZÜGE SCHWEIZ</b>	<b>ab CHF 1.480</b>
Eigenreise, 6 Tage – Glacier-Express, Pilatusbahn, Golden Pass Line		

\*Die mit Sternchen gebuchten Destinationen können ohne Flug gebucht werden, Ermässigung CHF 250.- pro Person

Hinweis: Wir reisen mit kleinen Gruppen. Die Sicherheitsbestimmungen betreffend Covid-19, wie Sicherheitsabstände etc., werden länderspezifisch von uns beachtet.

Mitglied:



Beratung und Buchung

**Mondial Tours** MT SA

Via Varenna 29

6600 Locarno

091 752 35 20 / info@mondial-tours.ch

# Brüssels Rechtsstaat von oben

EU-Parlamentarierin Katarina Barley bestätigt, was nicht nur Polen und Ungarn befürchten.



Zu den Kollateralschäden der Pandemie gehört, dass über andere Krisen kaum oder gar nicht berichtet wird. Ist in der Ostukraine der Frieden ausgebrochen? Wie geht es den Armeniern, die aus Berg-Karabach vertrieben wurden? Wie weit ist die Zwei-Staaten-Lösung im Nahen Osten gediehen? Immerhin haben wir erfahren, dass die EU in einer «ernsten Krise» steckt. Das an sich wäre noch keine Nachricht – wann steckte die EU nicht gerade in einer existenzbedrohenden Krise? Wann stand das «europäische Projekt» nicht auf der Kippe? Die Krise beziehungsweise deren Bewältigung ist das, was die EU zusammenhält, egal, ob es der Brexit, das Transatlantische Freihandelsabkommen (TTIP) oder der Kampf gegen den Klimawandel ist.

Nun aber könnte es tatsächlich ernst werden, es geht um Geld, sehr viel Geld, alles in allem etwa 1,8 Billionen Euro, in Zahlen: 1 800 000 000 000, eine Zahl, die sich kein Mensch als Menge vorstellen kann. Zum Vergleich: Der reguläre Haushalt der Bundesrepublik für das laufende Jahr betrug rund 362 Milliarden Euro, also ein Fünftel der Summe, über die in Brüssel jetzt verhandelt wird. Diese 1,8 Billionen setzen sich zusammen aus über einer Billion für die Finanzierung des Sieben-Jahre-Plans 2021–2027 und 750 Milliarden Euro für die von Corona gebeutelten Staaten, vor allem Italien, Frankreich und Spanien. Die «Wiederaufbauhilfe» wäre längst unterwegs, wenn nicht Polen und Ungarn ihr Veto gegen das Finanzpaket eingelegt hätten, nachdem die EU-Kommission angekündigt hatte, Staaten, die sich nicht an die Grundsätze der Rechtsstaatlichkeit hielten, müssten mit einer Kürzung der Subventionen rechnen, unabhängig davon, wie viel

sie in die EU-Kasse einzahlen. Gemeint waren – Überraschung! – Polen und Ungarn, gegen die von der EU-Kommission Disziplinarverfahren eingeleitet wurden, weil die Regierungen dieser Länder nicht so lupenrein demokratisch agieren, wie es sich für Angehörige der EU-Familie gehört.

So weit die Sachlage. Nun zu der Frage: Wie konnte es so weit kommen? Weil offenbar niemand in Brüssel damit gerechnet hatte, dass irgendein Land, das von der EU bezuschusst wird, sich einer Order aus Brüssel widersetzen könnte. Die EU ist nicht nur eine Wirtschafts-, sondern eine Wertegemeinschaft. Welche Werte sie vertritt, entscheiden das ZK (die Kommission) und das Politbüro (der Rat) in Brüssel, mit Hilfe eines Quasi-Parlaments, das kein Initiativrecht hat, also keine Gesetze auf den Weg bringen kann, ähnlich wie die russische Duma und der chinesische Volkskongress.

Wie empört, entsetzt, geschockt und überumpelt die EU-Kader angesichts des unbotmässigen Verhaltens der Polen und der Ungarn waren, konnte man einem Interview entnehmen, das die deutsche EU-Abgeordnete Katarina Barley der *Augsburger Allgemeinen* gab. Frau Barley ist keine einfache Abgeordnete, sie ist die Vizepräsidentin des Europaparlaments, genauer: eine von vierzehn Vizepräsidenten und Vizepräsidentinnen, die das Protokoll und den Proporz des Hohen Hauses verkörpern.

In ihrem früheren Leben, in Berlin, war sie vorübergehend Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, geschäftsführende Bundesministerin für Arbeit und Soziales und Bundesministerin der Justiz und für Verbraucherschutz. Die Juristin kann vieles, auch

Europa. Kaum in Brüssel angekommen, wurde sie in das Präsidium des Europaparlaments befördert. Dort residiert sie nun und sagt, es gebe «die Überlegung, den Aufbaufonds als Vereinbarung zwischen den verbleibenden 25 Staaten zu konstruieren», ohne Polen und Ungarn. Den Menschen in Ungarn werde es «immer klarer, wie isoliert ihr Land in Europa ist», in Polen würden «70 Prozent der Menschen eine Bindung von EU-Geldern an Rechtsstaatlichkeit befürworten». Es stimme zwar, «dass es Rechtsstaatsdefizite in allen EU-Staaten gibt», «aber das ist ja kein Argument, nichts zu tun», zumal «Polen und Ungarn die einzigen Länder [sind], die die Europäische Union zu einer «illiberalen» Gemeinschaft machen wollen».

Interessanter als das, was Katarina Barley in dem Interview sagte, war das, was sie nicht gefragt wurde: Warum die EU die «illiberalen» Polen und Ungarn nicht gleich ausschliesst, statt ihnen die Zuschüsse zu kürzen. Und wer die Umfrage veranlasst hat, die ergab, dass 70 Prozent der Polen eine Bindung von EU-Geldern an Rechtsstaatlichkeit befürworten. War es vielleicht das Büro der EU-Kommission in Warschau?

So bestätigt die stellvertretende Vorsitzende des Europaparlaments, was nicht nur die Polen und die Ungarn befürchten: dass Brüssel die Kommando-Zentrale einer Europäischen Union werden könnte, die so funktioniert wie einst der Warschauer Pakt: autoritär, rücksichtslos und zentralistisch. Wobei die Fiktion einer «internationalen Solidarität» durch die Idee der grenzüberschreitenden «Rechtsstaatlichkeit» ersetzt wird, die wie ein *one-size-fits-all*-Sweatshirt allen Teilnehmern überstülpt werden kann.

## Trumps Anwalt

Nr. 47 – «Stoppt den Diebstahl!»  
Urs Gehrig über «korrupte Wahlmaschinen»

Nur bei der *Weltwoche* liest man über die Wahlmaschinen der Firma Dominion. Da ist auch Rudy Giuliani als wichtiger Trump-Anwalt im Fokus mit seinem legendären Ausspruch über «korrupte Wahlmaschinen». Er koordiniert Trumps juristischen Kampf. Während seriöse Anwaltsfirmen mit den aussichtslosen Wahlanfechtungen des abgewählten Trump nichts mehr zu tun haben wollen, kämpft der ergebene Giuliani hartnäckig und verbissen weiter. 2002 hatte Sir Rudy Giuliani in Zürich einen fulminanten Auftritt vor Eliten der Wirtschaft, Politik und Armee über Führung und Kommunikation in der Krise. Er reflektierte beeindruckend die Herausforderungen von 9/11 und seine Aufgaben als Bürgermeister nach dem Angriff auf die Twin Towers in New York und die Bedürfnisse nach engagierter Führung, Kommunikation und persönlicher Nähe zur Bevölkerung. Er hat sich als Krisenmanager weltweit einen Namen gemacht, und Queen Elizabeth II. hat ihn geadelt. Leider ist es ihm nicht gelungen, seine Eitelkeit in geordnete Bahnen zu lenken. Das führte ihn zu Trumps juristischer Kampftruppe. Demut und Zurückhaltung wären mit Blick auf seine Leistung und Berühmtheit allemal bedeutender gewesen.  
*Roger E. Schärer, Trin Mulin*

In der Schweiz geriert sich die *Weltwoche* als fast einzige frei und normal denkende Opposition gegen die eigene Regierung – und hofiert andererseits kriecherisch faktenfrei dem US-Autokraten, nachdem sie als grösste Leistung auch noch aktiv Wahlpropaganda für diesen realitäts-

fremden Narzissten betrieben hat, der – wie Lukaschenko – ein Wahlresultat nicht anerkennen kann. Denn: Verlieren gehört nicht zu seinem Wortschatz. *Thomas Heuberger, Oberhofen*

## Sehr einseitig

Nr. 46 – «Süsser die Kassen nie klingeln»  
Christoph Mörgeli über die Heilsarmee

Hier wird sehr einseitig und pauschal die Heilsarmee angegriffen. Zunächst einmal geht es spezifisch um eine Einrichtung des begleiteten Wohnens, wo nicht nur Zimmer vermietet und Mahlzeiten angeboten werden, sondern auch eine Betreuung stattfindet. Wenn die Kosten zusammengerechnet werden, sieht es mit dem eigentlichen Gewinn nicht so aus wie dargestellt. Aus den Einnahmen werden nicht grosse Reserven angehäuft, dafür sorgt der Kanton schon. Über die Einnahmen werden die Löhne der Mitarbeitenden und andere für den laufenden Betrieb nötige Ausgaben beglichen. Dies ist bei jeder vergleichbaren Institution so. Die Geschichte hat mit der Heilsarmee oder einer anderen vergleichbaren Institution eigentlich nichts zu tun, sondern damit, wie unser Sozialstaat aufgebaut ist. Dafür muss man nicht gleich ins linke Lager wechseln und all seine Überzeugungen über Bord werfen.  
*Gian-Duri Mögling, Brislach*

## Europa muss aufwachen

Nr. 46 – «Geister, die Europa rief»  
Analyse von Hamed Abdel-Samad

Hamed Abdel-Samad warnt schon seit vielen Jahren in seinen Büchern und in Talkshows vor dem politischen Islam – ebenso seine Kritiker-Kollegen. Wegschauen, Ignorieren und

Verharmlosen sind keine Option mehr. Laut des deutschen Bundeskriminalamts hat es seit 2018 über eine Million Straftaten von sogenannten Flüchtlingen aus islamischen Ländern gegeben. Für die Corona-Pandemie wird es früher oder später einen Impfstoff geben – gegen die fanatische islamische Ideologie nicht. Europa muss endlich aufwachen!

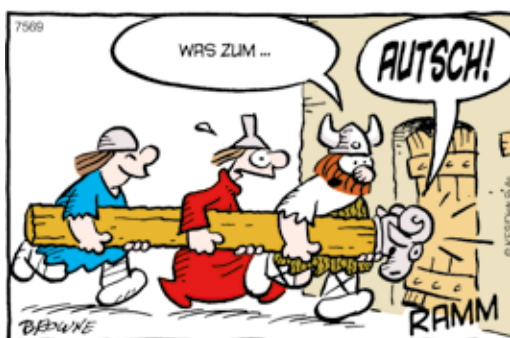
*Heinz Bünteli, Zürich*

## Zu faul?

Nr. 46 – «Magie des Geldes»  
Ökonomenpanel 2020

Du meine Güte! In der heutigen Zeit! Ich komme aus dem Staunen nicht heraus. Das Experten-Panel 2020 besteht aus vierzehn Männern und einer Frau! Eine einzige Frau macht es aus, dass es kein «Manel» ist. Woran liegt das? Auch wenn die Ökonomie männerdominiert ist, kann es nicht sein, dass es keine Frauen gibt, die dem Begriff Expertin nahekommen. Gerade im Bereich «Anlegen/Investieren» wissen wir, dass Frauen anders denken als Männer. Deshalb wäre ein ausgeglicheneres Panel auf der Hand gelegen. Wo liegt das Problem? Mir scheint, dass die meist männlichen Autoren einfach zu faul sind, nach vorhandenen Frauen zu suchen. Ich persönlich lehne alle *all-male panels* aktiv ab. Okay, ich lehne auch *all-female panels* ab, die sich mit Themen wie Familie oder Gleichberechtigung beschäftigen. So bin ich dann auch wieder nicht. *Lydia Wörten, Zürich*

**Leserbriefe:** Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





## Doris De Agostini-Rossetti (1958–2020) Hans Scharpf (1932–2020)



*Sportliche Ideallinie:* De Agostini (M.), Figini (l.), Brigitte Oertli (r.), Stoos, 1983.

Das Tessin gilt nicht unbedingt als Inbegriff für Wintersport. Doch gerade im Norden des Kantons wurden einige der schönsten Geschichten auf Eis und Schnee geschrieben: durch die Eishockey-Spieler von Ambri-Piotta, durch Abfahrts-Olympiasiegerin Michela Figini – und durch Doris De Agostini. Die 1958 in Airolo geborene Vollblutportlerin tauchte 1976 quasi aus dem Nebel an der Weltspitze auf. In Bad Gastein gewann sie bei garstigen Bedingungen mit der Nummer 26 ihr erstes von acht Weltcup-Rennen: «Ich hatte in diesem Moment auch viel Glück», sagte sie später. Diese Bescheidenheit war durchaus bezeichnend für eine Sportlerin, die am Anfang ihrer Karriere im Sommer als Souvenir-Verkäuferin auf dem Gotthardpass arbeitete, die aufgrund ihrer Herkunft immer auch eine Einzelkämpferin war und zu den Zusammenzügen alleine mit der SBB anreisen musste und die für ihre Hartnäckigkeit den Übernamen «La dura» (die Harte) erhielt.

De Agostini brach das Eis für einen ganzen Kanton. Nach Clay Regazzoni, der 1970 in Monza sein erstes Formel-1-Rennen gewonnen hatte, war sie die erste Repräsentantin des Tessiner Sports von Weltformat. Dank ihrer starken Persönlichkeit, ihrer positiven Ausstrahlung und ihrem stets freundlichen Lächeln wurde sie schnell zu einer der wichtigsten Botschafterinnen ihres Sports. Trainerlegende Karl Frehsner sagt: «Doris war eine echte Respektsperson – stets zuvorkommend und freundlich, immer um ihre Teamkolleginnen

bemüht.» Vor allem fand die auffällig grosse und schlanke Athletin zur sportlichen Ideallinie zurück: 1978 gewann sie in Garmisch-Partenkirchen WM-Bronze. 1983 holte sie den Disziplinen-Weltcup in der Abfahrt und wurde zur Schweizer Sportlerin des Jahres gewählt.

Auf dem Höhepunkt verabschiedete sie sich vom Spitzensport – mit bloss 25 Jahren: «Nach acht Jahren intensivem Training und Wettkampf fühle ich mich leer und ausgelaugt», sagte sie. Just in diesem Jahr gab die damals sechzehnjährige Michela Figini ihr Weltcup-Debüt. Doris De Agostini hatte ihre Nachfolgerin gefunden und sagte über ihre eigenen Pläne: «Ich freue mich, endlich auch mal etwas für andere zu machen.»

De Agostini heiratete den Eishockey-Profi Luca Rossetti und schenkte zwei Kindern, Andrea und Alessia, heute 30- und 27-jährig, das Leben. Die Tochter aspirierte als talentierte Tennisspielerin auf eine Profikarriere. Doch letztlich blieben die grossen sportlichen Meriten der Mutter vorbehalten. Wer das Glück hatte, Doris De Agostini persönlich kennenzulernen, war vor allem von ihrer gewinnenden Art und ihrer Freundlichkeit beeindruckt. Doch das Schicksal kannte kein Lächeln. Im vergangenen Herbst teilten die Ärzte De Agostini die Krebsdiagnose mit. «Das ist das wichtigste Rennen meines Lebens», sagte sie zu einer Freundin. Am vergangenen Sonntag hat sie dieses Rennen verloren. *Thomas Renggli*

Er war ein Schweizer und Zürcher Staatsbürger im besten Sinn. Wo er Unrecht und Willkür im öffentlichen Leben begegnete, hatte er den Mut, sich einzumischen. Längst Pensionär, engagierte sich Hans Scharpf im privaten Gönnerverein Procourage, mit dem er den vom Sozialdepartement entlassenen Whistleblowerinnen Margrit Zopfi und Esther Wyler unter die Arme griff; sie hatten via *Weltwoche* schwere Missstände im Stadtzürcher Sozialwesen aufgedeckt. Die beiden «Staufacherinnen», wie Scharpf sie gerne nannte, mussten dafür teure Gerichtsverfahren auf sich nehmen.

Hans Scharpf hat als Ökonom an der Handelshochschule St. Gallen abgeschlossen, wurde Offizier und wirkte den grössten Teil seines Berufslebens als Direktor der Schweizerischen Hagel-Versicherungs-Gesellschaft in Zürich. In dieser Funktion ging er voll auf und lernte die ganze Schweiz, ihre Landwirtschaft und insbesondere den Rebbaubau kennen. «Hagelhans» – so sein liebevoller Übername – war ein exzellenter Kenner und Geniesser aller Weissweinsorten. Und dazu ein überaus charmanter Unterhalter, vollendeter Gentleman und Sänger von Volksliedern in mehreren Sprachen und Gitarrenspieler. Der frühere Zunftmeister zur Zimmerleuten hat über Jahrzehnte geistvolle Aphorismen und witzige Formulierungen gesammelt und verlegt. Im Kalten Krieg war Hans Scharpf ein enger Freund und Weggefährte von Ernst Cincera, Unterstützer des umstrittenen «Subversiven-Archivs» und genau wie er glühender Antikommunist. Auch als die «bessere Gesellschaft» Cincera fallenliess, hielt Scharpf unverbrüchlich zu seinem Freund. *Christoph Mörgeli*



*Vollendeter Gentleman:* Manager Scharpf.

# Trump war zum Glück ein Softie

Die US-Zölle gegen China und Europa haben weniger Schaden angerichtet als viel befürchteten.



**U**S-Präsident Trump gilt als Schädling der internationalen Handelspolitik, der den wirtschaftlichen Austausch stur als Nullsummenspiel versteht: Was der eine verliert, gewinnt der andere – siegen heisst, dem anderen Terrain abzunehmen. So gesehen sind Exporte, also Markterfolge im Ausland, gut, Importe schlecht. Weil die USA seit langem mehr importieren als exportieren und ein anhaltendes Handelsbilanzdefizit haben, sah Trump Amerika als Verlierer und griff an. Seine Instrumente waren primär Zölle auf Gütern, Rohmaterial, Autos. Das verteuerte Importe in die USA, die Volumen aus China schrumpften.

Was hat er alles zerstört? Der Freihandel habe unter Trump stark gelitten, ist die dominierende Einschätzung unter Ökonomen und Handelsexperten. Die Welt sei ärmer geworden, denn Zölle hätten in den USA die Konsumentenpreise erhöht und effiziente ausländische Produzenten ausgebremst, worunter auch viele andere US-Kunden gelitten hätten.

Aber eigentlich war Trump gerade kein Grobian. Als Angriffswaffe wählte er zwar die Zollerrhöhung, also den altmodischen, theatralisch wirkenden Holzhammer, der im Handelsalltag jedoch berechenbarer, viel weniger perfid und giftig ist als raffiniertere Handelshemmnisse in Form von Produktvorschriften und Harmonisierungen in modernen Abkommen.

Die Zollerhöhungen haben denn auch kaum etwas geändert am Importüberschuss der USA bei Gütern und Dienstleistungen. China erhielt zwar eins ausgewischt – über alles gesehen, nahmen Handelsbilanz- und Leistungsbilanzdefizit der USA aber noch zu. Und das ist ein

Zeichen der Stärke der US-Wirtschaft. Viele Politiker denken zwar wie Trump: «Exporte gut, Importe schlecht», aber die wirtschaftlichen Zusammenhänge sind anders: Es ist der Kapitalverkehr, der Instinkt der Investoren, der den weltweiten Austausch antreibt: Millionen von Anlegern sind offenbar der Meinung, dass ihr Geld in den USA besser arbeitet und rentiert als anderswo. Deshalb bringen sie es nach Amerika, statt es daheim zu investieren, Zölle hin oder her. So erhalten die Amerikaner grosse Summen in die Hand, um zu investieren und konsumieren, eben auch zu importieren. Trump hätte das Handelsdefizit als Vertrauensbeweis gegenüber den USA auskosten können.

## Von Implenia lernen

Der grösste Baukonzern der Schweiz ist in Schieflage. In der Implenia-Gruppe zehren hohe Abschreibungen und Umbauarbeiten an der Substanz, Eigenkapital und Aktienkurs sind abgesackt. Es scheint, dass die 2006 erfolgte Fusion der damaligen Marktführer Zschokke und Batigroup immer noch kein stabiles Unternehmen hervorgebracht hat. Lange Zeit hatten die Zahlen besser ausgesehen. Dann kam im Herbst 2018 der Führungswechsel vom scheidenden CEO Anton Affentranger zu dem von Novartis gekommenen André Wyss. Bald gab es eine Restrukturierung und nun eine zweite in noch schärferem Ausmass. Eine Rückbesinnung auf die Schweiz sei nötig, heisst es, die von Affentranger betriebene Expansion ins Ausland werde korrigiert; die wahren Verhältnisse habe man lange nicht gesehen. Der 2016 von der Credit Suisse gekommene Ver-

waltungsratspräsident Hans Ulrich Meister sah es offenbar auch nicht.

Wer kontrolliert denn das Management? Doch primär der Verwaltungsrat. Pikanterweise hat gerade Affentranger eindrücklich dargestellt, wie weit weg der Verwaltungsrat vom operativen Geschäft sei. Im Buch «Baustellen» von 2019 schildert er seine Implenia-Zeit; ab 2006 war er zuerst Verwaltungsratspräsident dann ab 2011 CEO. Als Verwaltungsrat, meint er, habe er sich eingebildet, über das Innenleben und den Geschäftsgang der Firma besonders gut Bescheid zu wissen – und das sei wohl die grösste Täuschung in seiner beruflichen Karriere gewesen. Enorm sei der Informationsvorsprung des Managements. In der Schweiz herrsche die grosse Illusion, Verwaltungsräte mit ihren Routinen und guten Gehältern würden gut und zukunftsgerichtet entscheiden.

## Abgrenzung des Spendenmarkts

Weihnachtszeit ist die Hochsaison für das Sammeln von Spendengeldern. Hart ist die Konkurrenz ums zahlungskräftige Publikum im lukrativen Markt Schweiz, geballt prasseln Werbeversuche auf die Haushalte ein. Wem soll man Geld geben? Die Organisation Zewo wirbt damit, dass für einen vertrauenswürdigen Umgang mit Spenden und transparente Informationen ein Gütesiegel vergegeben werden. Rund 500 Organisationen tragen diese Anerkennung. Sind das die guten? Vielleicht, aus ökonomischer Sicht sind es Organisationen, die sich in einer Art lockerem Kartell zusammengetan haben, um es Aussenstehenden schwerer zu machen, in den Schweizer Spendenmarkt einzudringen.

# LITERATUR UND KUNST

Barack Obamas  
Vermächtnis ist  
zwiespältig.  
*Hanspeter Born, Seite 62*

Herausgegeben von Daniel Weber



*Vom Farbenfrohen in die Düsternis.*

**Otto Morach, Jenseits der Grenze / Verlassene Fabrik, um 1917** — Die eine Hälfte seines Lebens führte er wohl im Einklang mit der Welt und der Schweiz, vermutlich gar mit sich selbst. Der Kampf in seinem Inneren brach erst aus, als er Mitte vierzig war und ein mässig bekannter Schweizer Maler. Er war unzufrieden in der zweiten Hälfte seines Seins, mit sich, seinem Werk und seiner Unzulänglichkeit, die inneren Bilder ohne grossen Verlust an Kraft, an Farbe und Inhalt auf eine Leinwand zu transportieren. Otto Morach (1887–1973) begann farbenfroh und endete in der Düsternis von Schwarz und Grau. Wann und wie genau er sich selbst abhanden-

gekommen ist, wann in seiner inneren Schaffensfabrik zu wenig Energie produziert wurde, ist nicht ganz klar. Vielleicht fehlte ihm wie vielen Schweizern der Mut, bürgerliche Sicherheitsleinen zu kappen – in seinem Fall die Lehrtätigkeit an der Kunstgewerbeschule Zürich –, um danach frei und grenzenlos in sich selbst zu fallen mit dem Risiko, das Nichts anzutreffen. Mag auch sein, dass er sich verzettelte.

Als er noch im Einklang mit sich selbst durchs Leben lief, kämpfte er für die Aufhebung der Grenzen zwischen freier und angewandter Kunst. Er malte Plakate für Schweizer Unternehmen, für Bally etwa, oder auch für Davos. Das

führte zwar zu einem schönen Auftritt für Schuhe und brachte Davos auf einen kleinen Gipfel der Kunst, und Morach verdiente gutes Geld. Aber als Künstler war er natürlich ein Kollaborateur, der seine inneren Welten und deren Freiheit an die Wirtschaft verkauft hatte.

Womöglich litt er daran: dass er besser als Plakatkünstler denn als Maler war, ein Grosser in einer kleinen Kunstform und ein Kleiner in der grossen Kunst. Und er zahlte einfach den Preis, den jeder bezahlt, der seine Seele verkauft. Das war schon immer so und wird immer so bleiben, für Individuen, für ein Kollektiv.

*Michael Bahnerth*

# Witz und Weisheit

Wenn Humor einer Wirklichkeit begegnet, in der es nichts zu lachen gibt, dann ist es jüdischer Esprit: absurd, klug, philosophisch, menschlich und oft weise.

Wolfgang Koydl

**Jakob Hessing:** Der jiddische Witz. Eine vergnügliche Geschichte. C. H. Beck, 172 S., Fr. 19.90

**Devorah Baum:** The Jewish Joke. An Essay with Examples (Less Essay, More Examples). Profile Books. 192 S., Fr. 18.90

Es ist fast schon ein Witz, dass ausgerechnet die Spassbremse Plato als Erster eine Definition für den jüdischen Witz fand – ohne das Genre überhaupt zu kennen. Humor, befand der griechische Philosoph, sei eine Kombination aus Vergnügen und Schmerz. Lachen trotz Tränen, das ist das Wesen des jüdischen Witzes. Und deshalb haben alle jüdischen Witze eigentlich einen Bart, denn an der *conditio humana* hat sich nichts geändert. Trotzdem sind sie gut.

Plato war bekannt für seine Abneigung gegen jede Art von Lachen, Komik und Witz. Menschen, die lachen, urteilte er, hätten die Kontrolle über ihr Leben verloren. Den jüdischen Witz freilich hätte vermutlich auch Plato geschätzt, denn dabei geht es nicht um schadenfrohes Gejohle, sondern um ein wissendes, oft schmerzvolles Lächeln. «In seinen besten Stücken ist der jiddische Witz gar nicht zum Lachen», behauptet denn auch Jakob Hessing. «Schwermut gibt kein Gelächter frei, sondern nur ein Lächeln der Reflexion.»

## Selbstironie und Erkenntnis

Der israelische Germanist hat ein kleines Büchlein über den jiddischen Witz geschrieben, von dem der Verlag behauptet, es sei «kurzweilig» und «vergnülich». Das ist es leider nicht. Denn Hessing schreibt trocken akademisch, und er schreibt vor allem über das Jiddische, die Sprache der jüdischen Shtetl im Osten Europas, in der sich deutsche, hebräische und slawische Elemente vermengten. Der Witz spielt, wenn überhaupt, nur eine Nebenrolle in diesem Buch. Hessing hat freilich recht, wenn er schreibt, dass Jiddisch wie geschaffen sei für das Absurde: Diese Sprache «zwingt ihren Sprechern nicht nur die Ironie auf, sondern mehr

noch die Selbstironie und die Erkenntnis, dass ihr Leben falsch ist und dass sie viel Humor brauchen, um es auszuhalten».

Juden glauben, dass ein perfekter Gott die Welt geschaffen habe. Deshalb müsste sie eigentlich Sinn ergeben. Doch da die Lebenserfahrung das Gegenteil lehrt, ist es besser, über die Realität zu lachen, als zu weinen. Schliesslich verliert der schlimmste Schrecken seinen Stachel, wenn man ihn auslacht: Zwei Juden, die vor ein Erschiessungs-Peloton gestellt werden sollen, erfahren vor der Hinrichtung, dass man sie hängen wird. «Siehst du», meint der eine triumphierend, «ihnen gehen schon die Patronen aus.»

Weil die Welt nun einmal so ist, wie sie ist, ist es auch legitim, Kritik an Gott zu üben, jenem höheren Wesen, das schon Woody Allen einen «underachiever» genannt hatte – jemand, der's nicht so richtig draufhat. Man streitet mit ihm: «Warum hilfst du mir nicht», klagt Tevje, der Milchmann. «Du hilfst doch auch Fremden.» Und man handelt mit ihm: «Ich werde fasten, beten und in die Synagoge gehen, wenn du mir einen Parkplatz besorgst», fleht der verzweifelte Autofahrer. Da tut sich eine Lücke auf. «Vergiss es. Hat sich erledigt.»



„Vielleicht hättest du dich doch besser auf Menschen spezialisieren sollen.“

Nein, Gott hat Schwächen, und Verlass ist nicht unbedingt auf ihn. Wie in der Geschichte des gläubigen Juden, der seit sechzig Jahren jeden Tag an der Klagemauer in Jerusalem betet. Befragt, was er all die Jahre dabei empfunden hat, erwidert er: «Als ob ich mit einer verdammten Wand reden würde.»

Selbst Moses hegt Zweifel an Gott. Als er auf dem Rückweg vom Berg Sinai in eine Felsspalte fällt und gefährlich über dem Abgrund hängt, ruft er um Hilfe. «Fürchte dich nicht», ertönt eine Stimme. «Ich bin hier, dein Gott.» Nach einer Schrecksekunde meldet sich Moses erneut: «Ist da vielleicht noch jemand?»

Wer Gottes Schwächen anprangert, der übt auch an sich selbst Kritik. Sich über sich selbst lustig zu machen, sei überhaupt die Quintessenz des Jüdischen, schreibt die britische Literaturhistorikerin Devorah Baum in ihrem hervorragenden Buch «The Jewish Joke»: «Mit sich selbst hadern [. . .], stolz auf seine Andersartigkeit zu sein und sich gleichzeitig dafür zu schämen», das sei die Quelle für den jüdischen Witz und seine Selbstironie. Als Beispiel führt sie «den wohl jüdischsten aller jüdischen Witze» an: Zwei Juden sehen zwei glatzköpfige Nazi-Schläger auf sich zukommen. «O Gott, was sollen wir machen», flüstert einer seinem Freund zu. «Die sind zu zweit, und wir sind ganz allein.»

## Psychoanalytische Komponente

Unter diesen Umständen muss auch Gott Selbstkritik üben: Einstein ist im Himmel und bittet Gott, ihm seine Formel für die Welt aufzuschreiben. Gott wird an einer Tafel tätig, doch als er merkt, wie Einstein sich wiederholt räuspert, dreht er sich um. «Da sind schon jetzt mindestens zehn Fehler drin», moniert der Physiker. «Brauchst du mir nicht zu sagen», antwortet zerknirscht Gottvater.

So speziell jüdischer Humor ist, so allgemeingültig ist er andererseits auch. Da Juden so sind wie alle Menschen – nur mehr –, erkennen sich auch Gojim, also Nichtjuden, in den kleinen Alltagsphilosophien: Rosenberg ertappt seinen Freund Goldstein mit seiner Frau in flag-



«Gott hat's nicht so richtig drauf»: Komiker Allen.

ranti. «Ich muss», stöhnt er. «Aber du?» Oder die Klage eines anderen Ehemannes: «Meine Frau redet und redet und redet.» – «Was redet sie denn?» – «Das sagt sie nicht.» Oder jene vier Mütter, die zusammensitzen: «Oy», sagt die eine. «Oy vey», die andere. «Nu», zuckt die dritte mit den Schultern. «Wir haben doch abgemacht, dass wir nicht über die Kinder reden wollen», protestiert die vierte.

Ja, die Familie. Eine jüdische Besonderheit ist die Beziehung zwischen Mutter und Sohn, die sich in der – nicht verbrieften – Antwort einer Pa-

tientin an Sigmund Freud kristallisiert: «Ödipus, Schnödiopus – Hauptsache, er hat seine Mama lieb.» Das Verhältnis hat tatsächlich eine psychoanalytische Komponente, etwa wenn eine Mutter vor ihren Freundinnen prahlt, dass ihrem Sohn für sie nichts zu teuer ist: «Seit Jahren geht er einmal die Woche für viel, viel Geld zum Therapeuten. Und er spricht nur über mich.»

#### «Die authentischste Konversion»

Stolz ist die jüdische Mama auf den männlichen Nachwuchs («Hilfe, mein Sohn – ein

Doktor – ertrinkt!«), aber recht kann er es ihr nie machen. «So, die rote gefällt dir wohl nicht», rüffelt sie den Sohn, der die blaue von zwei Krawatten angelegt hat, die sie ihm geschenkt hat. Das Verhältnis zur Tochter dagegen ist distanziert: Sarah Silverstein ist nicht nur die erste Frau als US-Präsidentin,

*Selbst die schwärzesten Zeiten liessen sich besser ertragen, wenn man sie ins Groteske verzerren konnte.*

sondern auch die erste Jüdin. Bei ihrer Verteidigung sitzt ihre Mutter neben dem scheidenden Präsidenten. Sie stupst ihn in die Seite: «Sehen Sie die Frau dort vorne? Ihr Bruder ist ein Doktor.»

Entstanden ist der jüdische Witz in den jüdischen Kleinstädten Polens, Litauens, Russlands und der Ukraine. Hier waren die religiösen Vorschriften strikt, hier hörte man auf die – nicht immer – weisen Ratschläge der Rabbis, und die Familie stand im Mittelpunkt. Diese «shtetlach waren eng und schmutzig», schreibt Hessing, «ihr rechtlicher Status war eingeschränkt, und der Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und dem Mythos ihrer Auserwählung, den sie im täglichen Gottesdienst zelebrierten, war offenkundig».

Das Absurde dieser Situation fand seinen Niederschlag im Witz, ebenso wie die ständigen Bedrohungen, die Pogrome, die Verfolgungen. Selbst die schwärzesten Zeiten liessen sich besser ertragen, wenn man sie ins Groteske verzerren konnte: Berlin, 1932. Rubinstein geht spazieren, als ein Mercedes neben ihm hält. Heraus springt Hitler, der ihn mit einer Pistole zwingt, den Dreck aus der Gosse zu essen. Hitler schüttelt sich vor Lachen, so dass ihm die Pistole aus der Hand fällt. Rubinstein schnappt sie sich und zwingt nun seinerseits den Nazi-führer in den Rinnstein. Abends fragt ihn seine Frau, wie sein Tag war. «Ging so», sagt Rubinstein. «Aber du wirst nie erraten, mit wem ich zu Mittag gegessen habe.»

Wenn Selbstkritik und Selbstironie zum Wesen des jüdischen Witzes gehören, stellt sich die Frage, ob Nichtjuden sie überhaupt erzählen dürfen, ohne in den Verdacht des Antisemitismus zu geraten. Tatsächlich maskieren sich manche der menschenverachtenden Judenwitze als jüdische Witze – aber sie werden rasch enttarnt. Vermutlich trifft es Devorah Baum am besten, wenn sie schreibt, dass eine Bekehrung zu einer bestimmten Art für Humor «die authentischste Konversion» darstellt: Nie ist man sich ähnlicher, als wenn man über dieselben Dinge lachen kann.

Oder wie der legendäre Comedian Lenny Bruce sagte: Man muss nicht Jude sein, um jüdisch zu sein. Es reicht, in New York zu leben.

# Obamas zwiespältiges Vermächtnis

Hanspeter Born

**Barack Obama:** Ein verheissenes Land. Aus dem Amerikanischen von Sylvia Bieker, Harriet Fricke, Stephan Gebauer, Stephan Kleiner, Elke Link. Penguin. 1024 S., Fr. 55.90

**Jack Cashill:** Unmasking Obama. Simon & Schuster. 288 S., Fr. 33.90

«Ob es mir gefiel oder nicht, die Leute werden durch Gefühle motiviert, nicht durch Fakten.» Diese Lehre zog der junge Senator Barack Obama aus einer Debatte an den Primärwahlen 2007, als ihn die erfahrene Hillary Clinton an die Wand gespielt hatte. Sein ausgekochter Wahlkampfstrategie David Axelrod gab ihm einen Rat: Er solle nicht Fragen beantworten, sondern «give them a quick line», um dann «über das zu reden, was du möchtest». Obama: «Das ist Bullshit», Axelrod: «Exactly.» Als ich im Dezember jenes Jahres an einer Wahlversammlung im ländlichen Iowa dem blendend aussehenden, sympathisch lachenden schwarzen Shootingstar erstmals persönlich zuhören konnte, hatte er Axelrods Lehre verinnerlicht. Wie gescheit er redete! Wie menschlich! Wie humorvoll selbstironisch! Er wird der nächste Präsident, dachte ich, und schrieb dies in der *Weltwoche*.

## Langfädige Sachthemen

Stellen in seiner neuen Autobiografie (ich zitiere und übersetze aus dem Original) erinnern mich an den jungen Politiker von anno dazumal. Er kann noch immer alltägliche Begebenheiten so erzählen, dass man schmunzelt. Ein Beispiel: Der Präsident ist auf Staatsbesuch in Brasilien, hat eben den geheimen Befehl zum Luftangriff auf Gaddafis Stellungen gegeben und fliegt jetzt mit seiner Familie im Helikopter über Rio. Plötzlich taucht aus den Wolken die Riesenstatue des Erlösers Christus auf. «Schaut, dorthin gehen wir morgen!» Malia, zehn, und Sasha, sechs, hören Musik auf ihren iPods. Sie blättern in Michelles Zeitschriften und bestaunen die Hochglanzbilder rehäugiger Berühmtheiten, von denen Obama noch nie gehört hat. Als er die Hände schwenkt, nehmen sie die Stöpsel aus den Ohren, wenden den Blick zum Fenster, nicken wortlos und vertiefen sich wieder in ihre Musik- und Bilderwelt. Michelle döst zur Musik des eigenen iPods. Als die Familie am nächsten Tag zum berühmten «Redemptor Mundi» fährt und dieser ihnen zuzuwinken scheint, ergreift Sasha die Hand des Vaters und fragt: «Müssen wir jetzt beten?» – «Why not?» Die vier halten sich eng umschlungen und senken andächtig den Kopf. Der Leser ist gerührt.

Obamas Buch enthält aber auch lange, oft langfädige Kapitel zu Sachthemen, bei denen

man den Eindruck hat, sie seien von einer Task-Force aus Redenschreibern, Fachleuten, Beratern, Redaktorinnen, Lektorinnen und Korrektoren verfasst worden. Im Nachwort dankt der Ex-Präsident nicht weniger als 130 hilfreichen Geistern. *Policy wonks* und ernsthafte Journalisten finden in den Kapiteln über Obamas Gesundheitsreform viel Interessantes, Normalleserinnen weniger. Fesselnder sind die dramatischen Schilderungen von Ereignissen wie der Jagd nach Osama Bin Laden. Wir sind dabei, wenn Obama im «Situation Room», umdrängt von seinem Stab, auf einem kleinen Fernseher live verfolgt, wie das Navy-Kommando die Festung des Al-Qaida-Führers stürmt und diesen umbringt.

«War ich vorbereitet, ein Welt-Leader zu sein?» Im Sommer 2007 unternimmt Kandidat Obama eine Weltreise und besteht die Prüfung. Mehr noch, er erobert die Herzen. Vor 200 000 Begeisterten, die vor der Berliner Siegessäule lagern, verspricht er, die unsichtbaren Mauern zwischen Reich und Arm, zwischen Rassen und Religionen niederzureissen. *Hope and Change*. Mädchen fallen in Ohnmacht, die Menge kräht: «Yes, we can.» Lang ist's her. Obama hat die Welt nicht besser gemacht, den Rassismus eher geschürt als ausgerottet. Als sein Nachfolger Trump 2017 ihn ablöste, war das Land gespaltener denn je, gespalten zwischen der gut-situierten, gebildeten, privilegierten, mächtigen Elite und den *deplorables* (Hillary Clinton), die sich «an ihre *guns and bibles* klammern» (Obama).

Trump ist Obamas Nemesis. Der böse Geist taucht auf, als Obama bei seinen republikanischen Gegnern «eine emotionale, beinahe viszerale Reaktion» auf seine Präsidentschaft ausmacht. Es sei, als ob diese «eine tiefsitzende Panik» ausgelöst habe, «ein Gefühl, wonach die natürliche Ordnung gestört worden sei». Trump habe dies genau begriffen: «Für Millionen von Amerikanern, die ein schwarzer Mann im Weissen Haus verstörte, versprach er ein Elixier für ihre rassistische Angst.» Für Obama ist Trump ein rassistischer Aufwiegler.

Obama hatte Trump persönlich nie getroffen, ihn bloss vage wahrgenommen, «als Aufmerksamkeit erheischenden Immobilien-

unternehmer», der in ganzseitigen Inseraten für den Vollzug der Todesstrafe an fünf schwarzen und Latino-Teenagern warb, die im Central Park eine weisse Joggerin brutal vergewaltigt hatten. Trump ist für Obama «eine TV-Persönlichkeit, die sich als den Gipfel kapitalistischen Erfolgs» betrachtet. New Yorker Geschäftsleute beschrieben Trump dem Präsidenten «ausnahmslos» als «reinen Hype», der eine «Spur von Bankrottanklagen, verschaukelte Angestellte und dubiose Finanzarrangements hinter sich gelassen hat». Sein Geschäftsmodell bestand darin, «seinen Namen Immobilien zu leihen, die er weder besass noch managte».

## Hass auf Trump

Obamas Verachtung schlug in Wut um, als Trump begann, «Rassenangst und -Resentiments» auszubeuten und auf Fox News andeutete, Obamas Geburtsurkunde sei gefälscht. Trump, schreibt Obama, glaube auch, «Bill Ayers, mein Nachbar in Chicago und radikaler Aktivist, sei der wahre Autor von «Dreams from My Father», weil das Buch zu gut sei, um von jemandem mit meinem intellektuellen Kaliber geschrieben worden zu sein».

Die beiden Vorwürfe ärgern Obama immer noch. Als die Gerüchte auftauchten, Obama, Sohn einer weissen Ethnologin und eines schwarzen Professors aus Kenia, sei nicht in den USA geboren und zudem Muslim, wurden sie widerlegt. Nun hat aber der von den Medien ignorierte Autor Jack Cashill (für mich) schlüssig aufgezeigt, dass die Geburtsurkunde nachträglich angefertigt wurde, um zu verheimlichen, dass Ann Dunham ihren Barack in Seattle geboren hatte. Die Welt sollte nicht erfahren, dass Obamas Vater Ann bereits Richtung Harvard verlassen hatte, als sein Söhnchen zur Welt kam.

Cashill zweifelt auch die Autorschaft Obamas von «Dreams» an. Er fand stilistische Merkmale, die in den literarisch anspruchsvollen Werken des ehemaligen Terroristen Bill Ayers vorkommen. Die Biografen Obamas weisen diese These als Verschwörungstheorie zurück. Nun hat aber Michelle gegenüber dem Biografen David Maraniss zugegeben, dass ihr Mann mit der Abfassung von «Dreams» Mühe hatte, seine Erinnerungen dann auf Band diktierte, welche sein Freund Ayers – ein ehemaliges Mitglied der Weathermen, einer für tödliche Bombenanschläge auf Polizisten verantwortlichen linken Terrorgruppe – zu einem Werk verwurstete.

Wie sehr Obama Trump hasst, sieht man in seiner Beschreibung des White House Correspondents' Dinner von 2011, an dem alles, was Rang und Namen hatte, teilnahm – Tischnachbarn der Obamas waren Rupert Murdoch, Sean Penn, Scarlett Johansson. Die Redner übertrumpften sich wie immer mit geistreichen Seitenhieben. Obamas Redenschreiberteam hatte gute Arbeit geleistet. Obama nahm sofort Trump aufs Korn. Nachdem dieser endlich





«Joe war ganz Wärme»: Barack Obama, 44. Präsident der USA.

den Unsinn der Geburtsurkundensache eingesehen habe, könne er sich den wirklich wichtigen Fragen zuwenden wie: «Did we fake the moon landing?» Das Publikum heulte, ein versteinertes Trump setzte ein saures Lächeln auf.

Die Präsidentschaftskandidatur Trumps war für Obama eine persönliche Beleidigung. Dies erklärt, wieso er 2017 alles daran setzte, um die Wahl des Verachteten zu verhindern. Er ge-

### *Der von Obama zumindest geduldete Staatsstreichversuch stellt Watergate in den Schatten.*

stattete es dem FBI, Trumps Wahlkampf-Team auszuspionieren. Er liess zu, dass das von der Clinton-Kampagne in Auftrag gegebene, auf Lügen beruhende skandalöse Steele-Dossier (Trump mit urinierenden Prostituierten in Moskau) unter Journalisten zirkulierte. Als Trump trotzdem gewählt wurde, versuchte Obama, ihn per Impeachment aus dem Amt zu hebeln. Obamas Schützlinge in FBI, CIA und Justizdepartement beschafften das Material über die «Russland-Verschörung», die sich schliesslich in

Luft auflöste. Der von Obama gewünschte, zumindest geduldete Staatsstreichversuch stellt Watergate in den Schatten. Er wird als der grösste politische Skandal der letzten hundert Jahre in die amerikanische Geschichte eingehen – Obamas bleibendes Vermächtnis.

#### **Beeindruckt von Biden**

Enden wir mit einer versöhnlichen Note, mit den Beschreibungen, die Obama von seinem Vizepräsidenten Joe Biden gibt. Im Gegensatz zu ihm selber, der auf Hawaii, in Indonesien, Los Angeles, New York und Chicago immer nur ein paar Jahre gelebt hatte, besitzt Biden in der irischen Arbeiterklasse von Scranton, Pennsylvania, und Wilmington, Delaware, feste Wurzeln.

«Joe war ganz Wärme, ein Mann ohne Hemmungen, der glücklich war, mitzuteilen, was ihm gerade in den Sinn kam. Ein Liebenswürdiger, der die Leute echt genoss. Man konnte es sehen, wenn man beobachtete, wie er einen Raum bearbeitete, sein Gesicht von einem strahlenden Lachen geprägt.» Joes Begeisterung hatte Nachteile: «Wenn eine Rede auf eine Viertelstunde angesetzt war, sprach er eine halbe Stunde, wenn auf eine halbe Stunde,

weiss Gott wie lange. Seine Selbstgespräche bei Ausschusssitzungen waren legendär.» Biden war anfällig für Patzer, was Obama aber zu übersehen begann, als er näher mit ihm zusammenarbeitete. «In innenpolitischen Fragen war er gescheit, praktisch und machte seine Hausarbeiten. Seine Erfahrung in der Aussenpolitik war breit und tief.»

Joes Lebensgeschichte und wie er die Tragödien in seiner Familie überwand, beeindruckte Obama. Als er ihm die Vizepräsidentschaft antrug, sagte Biden: «Wenn Sie mich auswählen, will ich Ihnen mein bestes Urteil und meinen freimütigen Rat geben. Sie werden Präsident sein, und ich werde verteidigen, was immer Sie beschliessen. Aber ich will bei jeder grösseren Entscheidung der letzte *guy* im Zimmer sein.» Daran hielten sich beide, und nicht selten gab Biden dem Präsidenten einen Rat, den die andern nicht teilten, der sich aber nachträglich als richtig erwies.

Bleibt zu hoffen, dass Joe Biden, sollte er im Januar das Präsidentenamt antreten, trotz Altersbeschwerden seine Stärken, vor allem die Fähigkeit, mit Gegnern auszukommen und Kompromisse zu schliessen, ausspielen kann.

## «Haben Sie schon Arbeit gefunden?»

Bernadette Conrad

Ilka Piepgras (Hg.): Schreibtisch mit Aussicht. Schriftstellerinnen über ihr Schreiben. Kein & Aber. 288 S., Fr. 32.90

Manches ist lustig. Die Geschichte vom Honigtopf zum Beispiel, der im Regal über der Waschmaschine steht und herunterfällt. Als sich der Honig in die Trommel der Waschmaschine ergiesst, füllt sich diese mit Heerscharen durchs offene Fenster hereinfliegender Bienen. Nicht genug, dass die vierzehnjährige Deborah Levy am Samstag immer irgendwas putzen musste, und an diesem Samstag das Ofenrohr, nein – nun kam noch so etwas Scheussliches wie die Säuberung der bienenbrummenden Waschmaschine hinzu.

Von weit weg betrachtet, könnte man sogar die Dramatik noch lustig finden, mit der das junge Mädchen, das um jeden Preis Schriftstellerin werden will, nach getaner Arbeit mit fliegenden Händen (die eine davon geschwollen von Stichen) ihren exzentrischen Strohhut mit den ausgestanzten Quadraten aufsetzt und die grünen Plateauschuhe überstreift. Wie sie dann Hals über Kopf vor dem unerträglichen kleinbürgerlichen Alltag davonrennt und sich mutterseelenallein in ein «greasy spoon», ein billiges Arbeiterlokal, an der Busstation setzt, um Worte auf Papierservietten zu schreiben und sich mit Blick auf die nach London fahrenden Doppeldeckerbusse ihrem Traum und der grossen Welt ein wenig näher zu fühlen.

Aber eigentlich ist einem an dieser Stelle von Deborah Levys autobiografischer Geschichte das Lachen schon im Hals steckengeblieben. «England» schreibt das Mädchen auf die Papierserviette, immer wieder, als ob sie das Land, in dem sie sich seit sechs Jahren befindet, dazu bringen könnte, sich endlich wie ein Zu-

*«Ich will meine Bücher schreiben und meine Kinder grossziehen. Alles andere würde mich zersetzen.»*

hause anzufühlen. Stattdessen ist England das Land, in dem ihr südafrikanischer Akzent die Leute dazu anregt, zu fragen, woher sie kommt. England ist auch das Land, in dem die Eltern gemerkt haben, dass sie nicht mehr zusammenpassen. Mitten in «lustig» steckt viel «traurig» und viel «verloren» – und genau diese paradoxe Spur ist es, die mir als Leserin den Weg bahnt zur Persönlichkeit der Romanautorin Deborah Levy.

Der Traum vom Schriftstellerinnenberuf und der Weg dorthin spielen immer eine Rolle in den 24 persönlichen Texten, die die *Zeit*-Redak-



*Sammelt Träume vom Schriftstellerinnenberuf:* Herausgeberin Ilka Piepgras.

torin Ilka Piepgras für das Buch «Schreibtisch mit Aussicht» zusammengetragen hat. Die Autorinnen kommen aus Marokko und England, aus den USA und aus Italien, aus Ungarn und Österreich, aus Kanada und Deutschland, und sie alle wissen – und thematisieren –, was kämpfen heisst: kämpfen um das richtige Wort, um den gelingenden Schreibprozess, um Verlage, Vorschüsse, um ein Publikum, und nicht zuletzt oder zuerst: um Zeit.

### Radikaler Einschnitt Mutterschaft

Ganz zu schweigen von der Herausforderung Mutterschaft: jenem Konflikt, der nie zu lösen, immer nur irgendwie zu gestalten sein wird. Denn wie Anne Tyler in ihrem Essay in schöner Klarheit schreibt: «Ich will meine Bücher schreiben und meine Kinder grossziehen. Alles andere würde mich zersetzen.» Mutterschaft

ist und bleibt der radikale Einschnitt. Antonia Baum sitzt im Café, noch vier Stunden vor sich: «Dann werde ich mein Kind abholen und das Denken wird einer anderen Grammatik folgen.»

«Mama arbeitet immer», zitiert Leïla Slimani ihren Sohn, und in diesem Zitat zittert das nur zu bekannte schlechte Gewissen. Mutterschaft beeinflusst schliesslich nicht selten auch den eh schon mageren Kontostand. Dem Hamsterrad des Schreibens und Unterrichtens fühlt sich Meg Wolitzer auch mit Mitte fünfzig noch nicht entkommen, «weil eins meiner Kinder auf dem College ist und das zweite auf dem Weg dahin».

Anders kompliziert ist es mit den Männern. In Siri Hustvedts Beitrag bleibt ihr berühmter Ehemann Paul Auster (fast) unerwähnt, dafür schreibt sie über den Reiz, aus der Perspektive



eines Mannes zu erzählen – wie sie es etwa in ihrem Roman «Die Leiden eines Amerikaners» tat. Wie schwer – fast unmöglich? – es aber auch sein kann, sich aus dem Schatten eines als Schriftsteller berühmten Lebensgefährten herauszuarbeiten, erzählt anschaulich die amerikanische Autorin Kathryn Chetkovich. Nicht nur ist sie für andere «die Partnerin von» (Jonathan Franzen), nein, sie selbst verkleinert sich immer wieder. Mutig beschreibt sie ihren Neid, als sie an seiner Seite Franzens Welterfolg mit dem 2001 erschienenen Roman «Die Korrekturen» miterlebte – und identifiziert ihn letztlich als Neid «auf das Gefühl, dass das, was er tat, das Richtige war. Ich wollte, was Frauen immer wollen: Erlaubnis. Aber die hatte er bereits gehabt, bevor er das Buch geschrieben hatte.»

### Berichte aus der persönlichen Wildnis

Sie sind wohl den Frauen vorbehalten, Situationen von der Art, wie auch Anne Tyler sie erzählt: Sie habe auf dem Schulhof gestanden und auf eines ihrer Kinder gewartet, «als eine andere Mutter auf mich zukam. «Haben Sie schon Arbeit gefunden?», fragte sie. «Oder schreiben Sie nur?»»

Sie alle, die hier aus der «persönlichen Wildnis» (Elif Shafak) ihres Schreibuniversums berichten, haben sich trotz allem genau dazu entschlossen: «nur» zu schreiben. Denn sie wissen, was sie tun. Ihnen geht es um die «Konzentration, die Zusammenballung von Energien», wie Eva Menasse es sagt, und darum, sie täglich neu aufzubringen. Denn «ein gutes Buch ist ein gutes Buch, es spricht auf eine universelle Art zu uns, es verwickelt uns, lässt uns zweifeln und nachdenken, es macht uns hungrig und glücklich, niemals satt. Wenn es jemand anderer geschrieben hat, erkennen wir das ganz genau. Aber wie zum Teufel macht man es selbst?»

## Tragikomischer Antiheld

*Daniel Weber*

Lukas Linder: Der Unvollendete.  
Kein & Aber. 288 S., Fr. 31.90

Wenn in einem Roman von Lukas Linder auf der ersten Seite ein Mann mit zwei Frauen im Bett liegt, muss die Sache einen Haken haben. Tatsächlich sind die beiden Frauen, die Anatol Fern aus einer Bar abgeschleppt hat, nicht auf ihn scharf, sondern aufeinander; nicht seinetwegen sind sie mitgegangen, sondern wegen der «XXL-Deluxe-Matratze», die er ihnen in Aussicht stellte. Der ihm angemessene Platz ist «ein paar Zentimeter neben diesem Liebesinferno». Denn das Leben findet in der Regel ohne ihn statt: «Zwei Frauen schliefen in seinem Bett. Nur leider nicht mit ihm.»

Anatol arbeitet als Allrounder in einem Altersheim, um sich seine Existenz als erfolgloser Schriftsteller zu finanzieren – sein Erstlingsroman «Graues Brot» landet in der Buchhandlung, wenn überhaupt, im Regal mit den Kochbüchern. Selbstverständlich ist Anatol auch unglücklich verliebt; und statt mit einem Stipendium in New York landet er an einer Konferenz von Pilzforschern in Lodz: Ein Bewohner des Altersheims hat ihn überredet, dort als sein angeblicher Assistent ein Referat über «Das Facebook der Pilze» zu halten. «Die Wirklichkeit war das, was man anstelle seiner Träume lebte.»

Der 36-jährige Schweizer Lukas Linder ist ein vergnüglicher Erzähler und amüsanter Ironiker. Seinen spritzigen Dialogen merkt man an, dass er ein erfahrener Theaterautor ist. Auch wenn er bisweilen gegen Pointenseligkeit nicht gefeit ist: Er schreibt mit Witz und Tempo, er hat ein Gespür für Situationskomik

*«Zwei Frauen schliefen in seinem Bett. Nur leider nicht mit ihm.»*

und weiss, wie man jeweils die schlimmstmögliche Wendung herbeiführt. Diese Qualitäten hatte auch schon Linders Erstling, «Der Letzte meiner Art», dessen Ich-Erzähler Alfred ein genauso tragikomischer Antiheld ist wie Anatol. Leider ist es nicht das einzige Déjà-vu, auch die Familienkonstellation Anatols – die dominante, selbstsüchtige Mutter; der liebenswerte, lebensuntaugliche Vater – kommt einem vertraut vor.

### Melancholischer Schlussakkord

Wenn Anatol sich dann in Polen plötzlich unbeschwert fühlt und «das richtige Leben» gefunden zu haben meint, liegt das natürlich daran, dass er sich verliebt. In die technische Angestellte Jola, die sich am Pilzkongress ebenso langweilt wie er. Weil er Zeichen grundsätzlich falsch deutet – Jola trifft sich mit ihm, geht mit ihm spazieren, lädt ihn zu ihren Eltern ein –, malt er sich eine grossartige Zukunft mit ihr aus. Und ist vernichtet, als ihm Jola beiläufig mitteilt, dass sie zwei Söhne und einen Ehemann hat.

Anatol kehrt nach einem Abstecher in die Schweiz trotzdem nach Lodz zurück, nimmt Polnischunterricht, jobbt als Allrounder in einem Restaurant und schreibt an einem obskuren Buch über Pilze. Linder entlässt ihn mit einem melancholischen Schlussakkord aus dem Roman: Beim Wandern erblickt Anatol im nebligen Gebirge das Brockengespenst, eine optische Täuschung, wie er von Jola weiss. Und als das Gespenst sich wieder verflüchtigt, kommt es Anatol vor, «als schaute er sich selber beim Verschwinden zu.»



## Die Bibel Stärken und Schwächen

*Einen ewigen Bund hat Gott mir gesetzt, wohlgeordnet in allem und bewahrt (2. Samuel 23, 5).* Der König David blickt zurück auf seine Herrschaft über Israel. Sie war derart erfolgreich, dass er zur messianischen Heilsgestalt wurde. Er war ein vorzüglicher Politiker und Edelmann. Grossherzige Heldentaten sind von ihm überliefert. Aber zugleich war er ein Schuft und schickte einen Nachbarn in den Tod, um an dessen schöne Frau heranzukommen. So weit wäre Trump wahrscheinlich nicht gegangen, obwohl auch er vielen als Schuft gilt.

Die USA ersetzen ihn durch den anständigen und erfahrenen Politiker Joe Biden. Der traf sich als Vizepräsident im Februar 2012 mit Xi Jinping und entdeckte bedeutende Anreize, mit China zusammenzuarbeiten. China entwickle sich zum ehrlichen, demokratischen Rechtsstaat. Diese Auffassung war weitverbreitet und wurde schliesslich von Trump rüpelhaft umgestossen. Er sah China als Bedrohung anstatt als Partner. Tatsächlich betreibt Peking gegen die Uiguren eine Unterdrückung, die Völkermord ähnelt – und sitzt nun im Uno-Menschenrechtsrat.

Soeben hat China ein Handelsembargo gegen Australien verhängt, weil Canberra in der WHO eine Untersuchung über den Covid-Ausbruch forderte. Technologieraub, Dumping-Exporte und grossflächige Infiltrationen in aller Welt geben Trump recht. Doch war er unfähig, gegen den Druck aus China Allianzen zu knüpfen. Für diese Aufgabe könnte Joe Biden der Richtige sein, sofern er einige Erkenntnisse seines Vorgängers übernimmt.

Mit einem Messias-ähnlichen Präsidenten sollte niemand rechnen. Aber der Rüpel und der Gentleman könnten einander ergänzen. Die freie Welt braucht weder Wut noch schöne Worte, wohl aber die scharfe Analyse und den Mut zum konsequenten Handeln. Nur so lassen sich die Menschenwürde und der Frieden fördern.

*Peter Ruch*

# Am besten alles nach Peking

Westliche Museen sollen Schätze, die aus ehemaligen Kolonien stammen, zurückgeben. Das ist nicht immer einfach.

Nigel Barley

Restitution ist eine betörend einfache Idee: die Rückgabe von kulturell und künstlerisch wertvollen Objekten an die Orte, woher sie stammen und wohin sie, wie man annimmt, rechtmässig gehören. Wie bei allen einfachen Ideen wird es jedoch schnell kompliziert, wenn man versucht, sie in die Praxis umzusetzen. In der englischen Diskussion des Themas wird das Wort *loot* (Beute) von den einen gern benutzt und von den anderen hartnäckig gemieden. Es ist ein moralisch aufgeladenes Wort hinduistischen Ursprungs. Wurde es geliehen? Geplündert? Angeeignet? Jedenfalls wurde es während der Opiumkriege im 19. Jahrhundert ins Englische übernommen, als angloindische Truppen in einer Orgie der Zerstörung, Erpressung und – nun ja – Plünderung in China wüteten. Königin Victoria erhielt ihren Anteil in Form eines Pekinesen; der Besitz dieser Zwerghunde war dem chinesischen Kaiserhof vorbehalten. Sie nannte ihn «Looty».

## «Verstrickte Objekte»

Das Thema Restitution köchelt zwar seit Jahrzehnten, aber in Zeiten von «Black Lives Matter» ist es zu einer heissen Sache geworden – weil man annimmt, beide Themen seien Teil des umfassenderen Rassismusproblems. Die Forderung ehemals kolonialisierter Länder, dass ihre Artefakte von den westlichen Institutionen zurückgegeben werden, hat eine neue Schärfe und breitere Unterstützung erlangt.

Im Kern handelt es sich vielleicht um eine Auseinandersetzung über die Geschichte oder – wie man heute von uns zu sagen verlangt – über die Geschichten. Das konservative Establishment setzt die Forderung nach Rückgabe gleich mit dem Verhalten des Pöbels, der Statuen von ihren Sockeln stürzt; das heisst, mit den Zerstörern von Kunst und Geschichte. Die Befürworter der Restitution sehen sich als Diener der Wahrheit und Gerechtigkeit, das heisst: der Wiederherstellung einer Geschichte, die auf skandalöse Weise durch willkürliche Machtausübung ausgelöscht und unterdrückt wurde.

Doch welche Kandidaten kommen überhaupt für die Rückgabe in Frage? Alles aus

Afrika und Asien? So einfach ist es nicht. Denn es handelt sich dabei oft um «verstrickte Objekte», wie ein Anthropologe sie nannte: moralisch und historisch komplex. Einige waren Geschenke, andere wurden ehrlich gekauft, wieder andere landeten in westlichen Museen, weil sie nach Machtwechseln in ihrer Heimat nicht mehr sicher waren. Wären etwa die prächtigen Ahnentafeln der Ijo in Nigeria nicht in den Westen verschifft worden, wären sie zerstört worden.

Tatsächlich ist jeder Fall anders. Die Benin-Bronzen wurden 1897 – während einer britischen Militäraktion nach dem Massaker an einer diplomatischen Mission – aus Westafrika, dem heutigen Nigeria, mitgenommen und in Europa zum Verkauf angeboten. Viele kamen ins British Museum. Der Fall scheint also klar zu sein. Aber manche dieser Werke waren keine Trophäen, sondern einfach das, was sich nicht verkaufen liess. Die besten Stücke gingen an deutsche Museen – das betrachtete man damals als den moralischen Skandal. Die Skulpturen wurden oft als «heilig» bezeichnet, aber es ist klar, dass sie in erster Linie einen dekorativen Zweck erfüllten. Und sie werden «Bronzen» genannt, obwohl die meisten aus billigem, importiertem Messing hergestellt sind. Sie wurden als «hohe» Kunst eingestuft und sollten

die damalige Vorstellung widerlegen, Afrika sei ein Ort ohne Zivilisation und Geschichte.

Das ist ein Grund dafür, dass manche Kenner afrikanischer Kunst die Werke aus Benin eher langweilig finden. Anders als viel anspruchsvollere afrikanische Stammesbilder trugen die Bronzen absolut nichts dazu bei, das Kunstverständnis zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu erschüttern und zu revolutionieren. Als am Ende der Kolonialzeit afrikanische Museen errichtet wurden, versuchte man, Gesetze zu umgehen, die die Entfernung von Objekten aus Benin aus der britischen Sammlung verhindern sollten; da diese in Gruppen gegliedert waren, konnte man sie seither nie mehr richtig ausstellen.

Ihre Verwendung auf Briefmarken und Geldscheinen zeigt, dass nigerianische Politiker ihnen eine repräsentative Funktion für ihren Staat beimessen – einen Staat, der zu der Zeit, als die Objekte geschaffen wurden, noch nicht existierte und selbst eine koloniale Schöpfung war. Wem genau also sollte man die Benin-Bronzen ordnungsgemäss zurückgeben? Wie sie wahrgenommen werden, welche Rolle sie spielen: Das verändert sich ständig – historisch begründete Argumente sind selbst dem historischen Wandel unterworfen.

Westliche Museen haben sich bemüht, die heikle Eigentumsfrage zu umgehen, indem sie Begriffe wie «Leihgaben», «Treuhanderschaft», «gemeinsame Forschung» verwenden. Und es gibt unzählige Gerüchte über Restitutionsbemühungen, die fehlschlagen: Die Objekte landeten auf dem internationalen Kunstmarkt – oft in der Schweiz. Kunst folgt der Macht, aber die Macht folgt dem Geld.

## Mit Identitätspolitik aufgeladen

Die Befürworter der Rückgabe sehen Kulturgüter fundamental anders als die Kuratoren. Für Ersterer sind sie Trophäen, Zeichen der Unterwerfung; für Letztere Errungenschaften der menschlichen Zivilisation, deren Bedeutung weit über eine Zeit und einen Ort hinausgeht. Für die Ersteren ist der kulturelle Gehalt der Objekte nahezu irrelevant; sie werden ihrer ursprünglichen Bedeutung entleert und mit Identität





*Dank Verschiffung in den Westen gerettet: Ahnentafeln der Ijo.*

tätspolitik aufgeladen. Das führt dazu, dass Kuratoren, die ihre Museen als internationale Foren betrachten und oft als Fürsprecher ehemals kolonialisierter Völker auftreten, in ihrer Loyalität hoffnungslos gespalten sind.

Damit sind sie nicht allein. Ich erinnere mich an eine Zeremonie, bei der Kopien alter indonesischer Manuskripte – die während der Militär-

*Manche dieser Werke waren keine Trophäen, sondern einfach das, was sich nicht verkaufen liess.*

kampagnen des 19. Jahrhunderts geplündert worden waren – einem indonesischen Minister überreicht wurden, damit er sie nach Hause nehmen konnte. Er bemerkte, zum Glück seien sie in London gewesen, sonst wären sie während der japanischen Besetzung im Zweiten Weltkrieg sicher zerstört worden, wie so vieles andere. Was zählte, war die Erhaltung ihres einzigartigen Inhalts. Vielleicht ist eine Diaspora von Objekten – wie die von Völkern – der beste Schutz gegen die

Zufälligkeiten der Geschichte. Vielleicht sollten wir nicht afrikanische Objekte repatriieren, sondern europäische Schätze verschicken.

Solche Argumente öffnen eine Wurmbüchse, die besser geschlossen bleibt: Sind Museen in der Dritten Welt in der Lage, die von ihren eigenen Völkern hergestellten Objekte zu betreuen? Man könnte auch auf das Versagen westlicher Museen verweisen: In Berlin wurden die Statuen aus dem Palast von Tell Halaf in Syrien bei einem Brand mit eisigem Wasser besprüht; in London wurden die Elgin Marbles aus der Akropolis mit Feilen bearbeitet, um sie weiss erstrahlen zu lassen; in Paris wurden bei heissem Wetter afrikanische Masken in Wassereimer getaucht.

Wir alle haben unsere Lektionen gelernt und haben noch viele zu lernen. Was das Argument betrifft, dass in den westlichen Hauptstädten sicherlich mehr Menschen diese Objekte zu sehen bekommen, als wenn sie verstreut wären, so erinnere ich mich an die Bemerkung eines chinesischen Kollegen: «Schickt doch einfach alles nach Peking. Viele Leute dort!»

Oh, und «Looty»? Er – oder sie? – führte auf

Schloss Windsor ein Luxusleben, angehimmelt von Victoria, der Königin von Grossbritannien und Irland und Kaiserin von Indien, ein beliebtes exotisches Motiv für Maler und Fotografen, aber – soweit wir wissen und im Gegensatz zu Königin Victoria – ohne Nachkommen. Die Pekinesen in China erlitten schreckliche Tode durch Oppositionelle, als die Mandschu-Herrschaft zusammenbrach. Sie wurden als Ikonen der verhassten Unterdrückung angesehen und in China vollständig ausgerottet.

War also Victorias Liebe zu «Looty» nur ein steriles Symbol für die politische Domestizierung Chinas durch ihre Streitkräfte? War «Looty» eine Geisel oder ein Flüchtling? Vielleicht beides. Hunde und Museumsobjekte haben keine eigene Stimme, und viele sind nur allzu begierig darauf, ihnen Worte in den Mund zu legen.

Nigel Barley ist Anthropologe und Autor. Von 1981 bis 2003 war er am British Museum in London als Kurator zuständig für die Abteilungen West- und Nordafrika.



Taumelt jeweils gedankenverloren auf sein Instrument los: Pianist Trifonow.

## Klassik

### Fussball mit Prokofjew

Christian Berzins

Daniil Trifonow: Silver Age.  
Deutsche Grammophon

Meine Begleitung hielt es damals im Festspielsommer 2019 nicht mehr aus, verliess in der Pause die Kirche, Tränen in den Augen. Es war zu viel des Guten: zu viel Ausdruck, zu gross die Abgründe, zu fordernd das Programm. Es war ein denkwürdiger Abend, der sich da am «Verbier Festival» ereignet hatte. Pianist Daniil Trifonow hatte kühn das 20. Jahrhundert durchschritten; bald mit brutaler Wucht, bald zärtlich flehend. Ausgehend von Alban Bergs

Klaviersonate op. 1, ging die Reise via Ligeti, Stockhausen zu Corigliano.

Und dann, nachdem das Publikum um 22.15 Uhr erledigt zu seinen Füessen lag, ihn auf Händen aus der katholischen Kirche getragen hätte, setzte er sich zur Zugabe an den Steinway – und liess vier Minuten und 33 Sekunden lang die Stille klingen, «spielte» John Cages «4'33'», in dem es vier Minuten und 33 Sekunden lang zu schweigen gilt. Da war er, der letzte Beweis von Trifonows Genie.

#### In die Klavierkonzertschlachten

Trifonow ist jener Pianist, den die *Süddeutsche Zeitung* vor zwei Monaten in ihrer Attacke gegen Ivor Levit aufs Podest hob, als ob er da nicht schon längst wäre. Aber im Unterschied zu Levit lebt Trifonow medial hinter einem eisernen Vorhang. «Gute Frage!», sagte er mir beim letzten Gespräch, «aber ich kann dazu

nichts sagen.» Schon die erste Erkundigung damals im Basler Künstlerzimmer, ob er gut gespielt habe, mochte er nicht. Hatte er Angst, auf die verhaunte Eröffnungskadenz angesprochen zu werden, in der sein Übermut ihm im Weg stand? Dabei zeigte doch gerade diese Stelle, wie grandios es dieser junge Mann versteht, mit grösstem Risiko in die Klavierkonzertschlachten zu ziehen.

Trifonow taumelt jeweils gedankenverloren auf sein Instrument los, hinter jedem Ton entdeckt man alsbald seine Zweifel. Das macht diesen Pianisten so gross. Doch auch auf diese Bemerkung hin murmelte er in e-Moll-artiger Unentschlossenheit: «Manchmal denke ich,

*Daniil Trifonow weiss zu gut, dass in Russland Politik und Kultur eng verbunden sind.*

dass mein Spiel nicht so gut war.» Und dann, sich triumphierend die Bestätigung für seine Ehrlichkeit gebend, sagte er mit hellem G-Dur-Selbstverständnis: «Und siehe da: Es war tatsächlich nicht so gut!»

Der Auftritt in Verbier war kein Zufall. Trifonow gehört zum innersten Kreis der dortigen Festivalfamilie, die stark russisch geprägt ist. «Russische Familie?», sagt Trifonow ungläubig und wertet damit auch diese Frage als unbeantwortbar ab. Er weiss zu gut: Würde er nun mit «Nein» oder mit «Ja» antworten, käme das Gegenüber bestimmt auf die Idee, ihn über seinen Förderer Waleri Gergijew auszufragen, den Zaren des russischen Musiklebens und Vertrauten von Putin. Und schon würden die Fragen zur völkerrechtswidrig zurückeroberten Krim folgen, zum Krieg in der Ukraine, vielleicht gar zur Homophobie in Russland.

So nimmt er denn nach fünf Sekunden Bedenkzeit seelenruhig eine radikale Kurve: «Wissen Sie, wie die berühmte «Russische Klavierschule» gegründet wurde? Da kamen Pianisten aus der ganzen Welt nach Moskau und St. Petersburg, und nach und nach entstand eine sogenannte russische Schule. Sie sehen, diese Schule hatte ihre Wurzeln in der ganzen Welt. Wir Russen fühlen uns als Teil des Ganzen.»

#### Kosmopolitisches Wesen

Am 5. März 1991 wurde Trifonow in Nischni Nowgorod geboren, in jener Stadt, die einst nach dem Schriftsteller Maxim Gorki (1868–1936) benannt war und in die der Atomphysiker Andrei Sacharow (1921–1989) verbannt wurde. Doch mit Sowjetgeschichten muss man Trifonow nicht kommen. Redet er über Russland, betont er sein kosmopolitisches, modernes Wesen. Und fragt: «Wissen Sie, wann ich geboren wurde?» Doch er weiss zu gut, dass in Russland Politik und Kultur eng verbunden

sind. Just als das Duo Putin/Gergijew dem einst legendären Tschaikowsky-Wettbewerb wieder neues Ansehen und Reputation im Westen verlieh, gewann Trifonow 2011: Die Gewinner reisen an die besten Festivals, Plattenfirmen hofieren den Sieger, Dirigenten und Agenturen kommen nach. Die Deutsche Grammophon ist mittlerweile Trifonows Exklusivpartner. Die erste CD war nichts Geringeres als sein New Yorker Carnegie-Hall-Debüt. Jetzt erschienen ist ein Album, das die silberne russische Musikära zeigt.

Trifonow erschafft in «Silver Age» selbst im Studio abenteuerliche Welten. Wie kann er der 8. Prokofjew-Sonate so klare Strukturen geben, sie gleichzeitig durchwühlen, sich darin (klang-)wälzen? Wie er im Finale von Strawinskys «Feuervogel»-Suite schon früh fast zitternd zu fliegen beginnt, die Steigerung aber baut und aufbaut, ist faszinierend. Die drei Sätze aus «Petruschka» spitzt er farbenreich wie dramatisch zu und trumpft dabei technisch so brillant wie kein anderer auf.

Dreissig Jahre alt wird Trifonow 2021. «Wovon träumten Sie, Herr Trifonow, als Sie zehn Jahre alt waren?», fragte ich den damals verstockten 22-Jährigen in Genf bei unserem ersten Treffen. Er überlegte, lächelte gequält, überlegte wieder und sagte dann: «Ich träumte von Alexander Skrjabin's Klavierkonzert.»

Und das Leuchten in seinen Augen unterstrich den Wahrheitsgehalt der verrückten Worte. Als hätte er aber gemerkt, dass die Frage nicht auf seine Klavierkunst zielen sollte, fügte er an: «Und klar, ich spielte damals oft Fussball und Eishockey, träumte folglich auch davon.» Wahrscheinlich war er mit Skrjabin, Tschaikowsky, Strawinsky und Mussorgski in einer Mannschaft, Prokofjew am linken Flügel.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.



Die Anwohner harrten aus: Zürcher Altstadt.

## Fotografie Die Stadt, die als Dorf erwachte

Peter Hartmann

Christian Schwarz: Dorfplatz Stüssihofstatt.  
Schwarzbuch-Edition. 168 S., Fr. 58.–

Als der Fotograf Christian Schwarz, 65, am vergangenen 18. März wie fast jeden Tag seit 35 Jahren über die Stüssihofstatt in der Zürcher Altstadt ging, war dieses sonst so belebte historische Pflaster am Ende des Winters plötzlich leer und still. Es begann der Shutdown, das simulierte Sterben aus Angst und als Schutz vor dem wirklichen Seuchentod. Die Touristenströme aus China und Russland waren versiegt, die Rollkofferkarawanen verschwunden aus der verschachtelten Kulisse, wo einst eine römische Landstrasse durchführte hinunter an die Limmat. Wo seit dem Mittelalter die Mauern der Macht imposanter Zunfthäuser aufragten, sogar die erste Bank Zürichs stand dort, und Lenin hat 1916 im damaligen Restaurant «Stüssihof» einen falschen Kegelklub auf die Revolution eingeschworen. In den dreissiger Jahren bestanden behördliche Pläne, die verrückte Altstadt, gemeinhin «das Niederdorf» oder nur «Dorf» oder «Dörfli» genannt, aus gesundheitspolitischen Gründen radikal niederzureissen, um die Tuberkulose auszurotten.

Christian Schwarz tat, was er immer tut. Er fotografiert Mitmenschen, unaufdringlich, unsichtbar. (Er hat eine Reihe von Büchern über die Altstadt und ihre Bewohner publiziert, als eine Art Zürcher Wiedergänger des legendären Pariser Fotografen Brassai.) Tot war der Dorfplatz nicht, die Laufwege der Gewohnheit führten die Leute immer wieder vorbei, geschlossen blieben die Restaurants und Cafés, die Läden, Boutiquen und viele Büros, aber die

Anwohner harrten aus, sich selbst überlassen, und geöffnet blieb glücklicherweise die Metzgerei Zraggen als Lebensmittelgeschäft, die den heimatlosen Alkis sogar alkoholische Getränke verkaufte.

Schwarz fotografierte, die Tage wurden länger und heller, und der Dorfplatz Stüssihofstatt in der grossen, abgelöschten Stadt begann sich zu beleben. Ein Hundespazierführer kam mit seiner Meute, Kinder planschten im Brunnen und kletterten auf die hohe verzierte Röhre. Einsame aus der Hochrisikogruppe trafen sich zum Klagen und Plaudern, immer auf anderthalb Meter Abstand, alte und neue Freunde fanden sich, ein Handorgelspieler weckte lüpfige Gefühle, Kinder spielten Federball. Stadtwanderer tauchten auf, die frühere Bohème des Niederdorfs, die Ärztin, die Galeristin, die Tanzlehrerin, der Devisenhändler, die Tessiner Sängerin, der Literaturkritiker, der todkranke Werber, Schauspieler, aber keine Gaffer.

### Liebesspaare und Partygrüppchen

Und plötzlich spriessen vor dem Kameraauge an der jungen Linde die Blätter, und die Polizeifährt vor, wegen Ruhestörung um halb sechs Uhr abends, die Normalität ist schon fast zurück. Auch erste Bettler lassen sich nieder, Liebesspaare, Partygrüppchen, der Brunnenrand dient als Theke. Eine Strandbar-Attrappe öffnet, die Kunden halten zwei Schritte Abstand, Velofahrer kurven auf den Platz, der zum heitersten subversiven Hotspot gegen die Corona-Paranoia in der Grossstadt wird, den auch Jacqueline Badran für sich entdeckt. Das Buch schliesst am 1. Juni, im scheinbar zurückgekehrten Alltag. Man muss es aber noch umdrehen, also von hinten nach vorn blättern, dann erfährt man auch die Geschichte der Stüssihofstatt aus Bildern des Baugeschichtlichen Archivs der Stadt Zürich, die der Historiker Nicola Behrens kommentiert.

Ein glänzendes Bijou in düsterer Zeit.



## Pop Fast legendär

Thomas Wördehoff

**Loudon Wainwright III:** I'd Rather Lead a Band (Search Party) und Older Than My Old Man Now (Story Sound)

Der Mann ist eigentlich eine Legende. Dass es nur zum «eigentlich» gereicht hat, liegt daran, dass die ohnehin schmale Zielgruppe, die für Loudon Wainwright III hätte schwärmen können, schon frühzeitig bedient wurde – erst durch Bob Dylan, dann durch Joni Mitchell, Neil Young und Leonard Cohen, schliesslich auch noch durch Randy Newman. Der ehrgeizige Nachzügler liess sich allerdings durch die prominenten Leitfiguren nicht beirren und entwickelte unbeirrbar seinen Stil. Diese Standfestigkeit verschaffte ihm zwar keine wesentlichen kommerziellen Erfolge, aber eine stabile und loyale Gefolgschaft in Amerikas linksintellektueller Boheme. Ach ja, und dann noch einen Nummer-eins-Hit: «Dead Skunk» hielt sich immerhin sechs Wochen lang auf dem Spitzenplatz, und zwar in Little Rock, Arkansas. Das war 1972. Bill Clinton müsste das Lied noch kennen.

### Bissiger Witz

Einst, zur Zeit der Plattengeschäfte, suchten die Anspruchsvollen unter «W» allenfalls «Waits, Tom», vielleicht noch «Wainwright, Rufus» – das ist der Sohn –, aber die Werke des alten Loudon wurden so lange ignoriert, bis sie irgendwann nicht mehr zu finden waren. Das war und ist ein Rätsel. Denn Loudon Wainwright schrieb und schreibt kraftvolle Songs. Schon 1971 auf seinem ersten Album war klar, dass der inzwischen 74-Jährige berührende Melodien erfinden kann, dass er ein scharfer Beobachter und ein begnadeter Lyriker ist, der Übergangslos zwischen Sarkasmus und Melancholie pen-

*Schon auf seinem ersten Album war klar, dass er ein scharfer Beobachter und ein begnadeter Lyriker ist.*

delt und dessen Gesang so existenziell ist wie der von Jacques Brel. Wainwrights Verse sind schonungslos bis zur Schmerzgrenze. So dokumentierte er (zusammen mit Ex-Frau Kate McGarrigle) Ehekrisen auf einer Platte, den schwierigen Umgang mit dem Erfolg anderer, seine Eifersucht auf Sohn Rufus, seine Wutausbrüche, Zweifel am eigenen Werk, den Blick in den Spiegel.

Wainwright wird in seinen Liedern nie larmoyant, sondern pflegt seinen bissigen Witz

und die zynische Beiläufigkeit. Besonders zu empfehlen ist sein spätes Meisterwerk «Older Than My Old Man Now» von 2016, eine mitleidlos lakonische Abrechnung mit Alter und Tod – für die Popmusik ein geradezu paradoxes Unterfangen. Hör Tipp: «I Remember Sex», ein bitterböses Duett mit der legendären Dame Edna Everage, dem Alter Ego des australischen Komikers Barry Humphries.

Dass sich nun ausgerechnet dieser Meister des autobiografischen Songbooks bei abgegangenen Evergreens umtut, war nicht zu erwarten. «I'd Rather Lead a Band» könnte flott als Weihnachtsalbum für rüstige Ruheständler durchgehen – die Songs sind vom Feinsten: Knaller wie Fats Wallers unverwüstliches «Ain't Misbehavin'», «My Blue Heaven» von Walter Donaldson oder Harold Arlens «Between the Devil and the Deep Blue Sea». Das ist feinste Ware aus dem ersten Drittel des letzten Jahr-



*Ehrgeiziger Nachzügler:* Wainwright.

hunderts, und begleitet wird Wainwright von Vince Giordanos exzellentem Nostalgieorchester, das schon die kessen Soundtracks zu «Boardwalk Empire» und «The Marvelous Mrs. Maisel» geliefert hatte.

### Kopfüber ins Liedgut

So weit, so unspektakulär. Wehmütig zurückblicken betagte Popgrößen seit geraumer Zeit: Paul McCartney, Bob Dylan und James Taylor nahmen sich der Musik ihrer Vorfahren an, matt ergriffen von ihren Ausgrabungen. Der Haudegen Wainwright hat den alten Kram anders in Erinnerung. Er stürzt sich kopfüber ins Liedgut und lässt den Trotz wieder aufleben, der dem fahrenden Volk der «Great Depression» Ende der Goldenen Zwanziger hochkam, das gellende Gelächter, die Fratzen des Hohns und das Achselzucken der New Yorker – die Gegenwart von damals eben. Beim grossen Wainwright gibt's kaum Unterschiede zu heute. Der Mann ist eine Entdeckung wert.

## Serie Hochnäsige Royals

Cora Stephan

**The Crown:** 4. Staffel.  
Idee und Drehbuch: Peter Morgan. Netflix

Die junge Elizabeth II scheint es schier zu zerreißen zwischen Rolle und Person, zwischen Öffentlichkeit und Privatem. Die ersten beiden Staffeln von «The Crown» waren voller Empathie für die Not einer jungen, womöglich etwas naiven Frau, der mit dem Tod ihres Vaters, des britischen Königs, die Krone wie ein Mühlstein um den Hals hängt. Nuancenreich und subtil – und das bei einem Drehbuchautor wie Peter Morgan, der gewiss kein Freund der Royals ist.

Doch die soeben auf Netflix gestartete vierte Staffel reiss das alles ein. Klischee an Klischee zielt auf die Verächter der erblichen Monarchie. Die Queen pflichtbewusst, aber gefühlsgestört, die Ehe mit Prince Philip freudlos, ihre Söhne Charles, Edward und Andrew verwöhnte Schwächlinge, die Schwester Margaret depressive Alkoholikerin, Diana, die «Königin der Herzen», betrogen, missverstanden, gequält, bulimisch und hysterisch – und Margaret Thatcher, Prime Minister, eine kalte Hexe.

### Fehlende Gefühle

Nun könnte man einwenden, dass «The Crown» halt Unterhaltung sei – wenn Peter Morgan nicht behauptet hätte, niemals vom Pfad der Wahrheit abgewichen zu sein. Natürlich ist er das. Die Figuren sind alle Karikaturen. Die Royal Family erscheint als hochnäsige Blase, die jeden, der nicht dazugehört, lächerlich macht. Reiche Snobs, die das niedere Volk verachten. Besonders übel wird Margaret Thatcher mitgespielt, deren Darstellerin Gillian Anderson eine krasse Fehlbesetzung ist.

Lustvoll wird die «Krämerstochter» von der horroyalen Familie vorgeführt, in ihren High Heels durch den Schlamm von Balmoral gejagt, harsch zurechtgewiesen, da sie es wagt, sich in den falschen Sessel zu setzen, und zusammen mit ihrem Mann verlacht, als sie zu früh und unangemessen gekleidet zum Dinner erscheinen. Ein Fest für alle Thatcher-Hasser – und eine Qual für jene, die «The lady's not for turning» im Original gehört und gesehen haben. Ja, *the real* Maggie Thatcher hatte sich beigebracht, ihre Stimme tiefer klingen zu lassen, um nicht weiblich schrill zu wirken, aber Andersons *Prime Minister* ist zu hoch toupiert, spricht zu gruftig und knickst zu tief.

Während der Falklandkrise spielt sie Thatcher als Muttertier, das für den sich zuspitzenden Konflikt kein Ohr hat, solange sie sich noch um ihren in der Wüste verschollenen nutzlosen



Um Liebe bettelnd: Emma Corrin als Prinzessin Diana.

Sohn grämen muss – um im nächsten Moment mit einem lässigen Fingerschnipsen die Kriegsschiffe gegen Argentinien ziehen zu lassen. So soll das gewesen sein? Natürlich nicht, zwischen beiden Ereignissen liegen Monate.

Die vierte Staffel ist eher *fake history*, erlesen ausgestattet, bunt und unterhaltsam. Wer die nicht sehr subtilen Anspielungen ausblendet – hier höfisches Gepränge, dort Briten im Elend, hier wird fröhlich gefischt und gejagt, dort Lord Mountbatten von der IRA in die Luft gebombt –, erkennt das Grundmotiv der ersten beiden Folgen wieder: Hier ist der Job. Dort sind die Gefühle. Man mag das herzlos finden, besonders heutzutage, da Gefühle über alles gehen, man darf das für so überholt halten wie eine erbliche Monarchie. Doch es ist genau das, was Politik ausmacht: beides auseinanderzuhalten.

### Anstrengender Job

Auf den fehlenden Gefühlen aber wird aufdringlich herumgeritten. Diana wirft sich, um Liebe bettelnd, an die Brust der Queen – da ist sie an die Falsche geraten. Diana will ihren Erstgeborenen auf der Reise mit Charles nach Australien nicht allein lassen: eine echte Mutter! Charles ist ein Träumer, der nie genug geliebt wurde und sich ebenso verloren fühlt wie Diana: grosse Szene! Der Queen muss ein arbeitsloser Anstreicher ins Schlafzimmer

schleichen, damit sie begrift, was Thatchers Politik für die Menschen draussen im Land bedeutet: geschenkt!

Nein, nicht alles Elend der Welt liegt an mangelnden (elterlichen) Gefühlen. Manchmal hilft ein Pakt der Vernunft. Auf der Fahrt nach Australien und Neuseeland 1983 gestehen Charles und Diana sich nach einem heftigen Streit, dass sie beide fürchten, nicht genug geliebt und geschätzt zu werden. Nachdem sie einander versprochen haben, diese schmerzliche Lücke im Notfall auszufüllen, spielt Diana mit – und die Reise wird ein grosser Erfolg. Doch prompt sieht das Drehbuch einen schmollenden Charles vor, der darunter leidet, dass alle nur von Dianas Kleidern schwärmen und nicht von seinen Reden. Und so ein Jammerlappen soll einmal König werden? Diana könnte man ja gerade noch verzeihen, dass sie nicht begriffen hat, welch anstrengender Job es ist, einen Royal zu heiraten, und dass eine solche Ehe auf Loyalität gegründet sein muss, nicht auf Gefühl.

Im richtigen Leben dienen die Queen und Prince Philip der Firma, nicht ihrem Lebensglück. Und die Firma ist «The Queen». Am alten Ehepaar Elizabeth und Philip Windsor – aber auch an Charles und seiner grossen Liebe Camilla – kann man studieren, dass am glücklichsten zusammen alt wird, wer über dieselben schlechten Witze lachen kann.

## Jazz

### Gespräche ohne Worte

Peter Rüedi

Ingrid Laubrock + Kris Davis: Blood Moon. Intakt CD 345

Ingrid Laubrock: Dreamt Twice, Twice Dreamt. Music for Chamber Orchestra and Small Ensemble. Intakt CD 355 (2 CDs)

Die deutsche Saxofonistin Ingrid Laubrock, geboren 1970, gross geworden in der bewegten Londoner Szene, 2008 umgezogen nach New York, spricht viele Sprachen, aber alle mit einem eigenen Zungenschlag. Länger schon eine Anchorwoman des Schweizer Avantgarde-Labels Intakt, hat sie sowohl eine Vorliebe für Musik im grossen Verband, zwischen ausgeschriebenener Komposition und eingestreuten improvisatorischen Sprengsätzen. Eben ist von ihr «Music for Chamber Orchestra and Small Ensemble» erschienen.

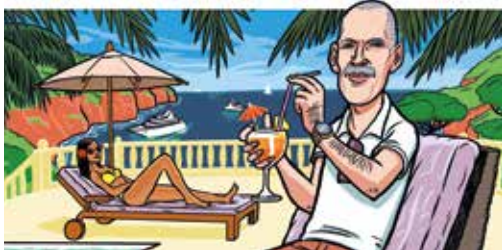
Andererseits liebt Laubrock hochkonzentrierte Kleininformationen, in denen ebenfalls nicht immer leicht auszumachen ist, was im Parlando allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Spielen, was im Voraus konzipiert ist. Ein besonders dichtes Duoalbum ist Laubrock mit einer langjährigen «Seelenverwandten» gelungen, der kanadischen, ebenfalls in den USA lebenden Pianistin Kris Davis (\*1980): einer wie sie mit neuer E-Musik vertrauten, strukturell denkenden «freien» Improvisatorin.

Die Nähe der beiden meint in diesem Zwiegespräch keinen spannungslosen Einklang. Zwar finden sie sich gelegentlich überraschend zu kurzen Unisono-Parallelläufen, aber die abstrakte Poesie ihrer Musik entwickelt sich im Wesentlichen aus gegenseitigen sanften Provokationen. Das Besondere dieser Musik: Sie ist abstrakt, aber nicht hermetisch. Auffallend ist bei diesem Dialog ein erzählerisches Element. Es sind Gespräche ohne Worte in zwei Dialekten einer musikalischen Metasprache.

Klingt kompliziert, und ist für den Hörer zuweilen mit etwas Arbeit verbunden, die aber in grosses Vergnügen umschlägt. Im Übrigen: So ernst diese jedes Klischee verweigernde Musik zunächst anmuten mag, sie hat gelegentlich auch eine Art überwältigende Kindlichkeit, etwas von musikalischem *finger painting*. Ihr Ernst ist der Ernst des Spiels.

Einzelne Stücke sind in ihrer gestischen Theatralik eigentliche Humoresken. Und bei allem Hang zur Abstraktion klingt in vielen Stellen «eine etwas verzerrte und seltsame Lyrik, die nicht wie eine «normale» Ballade klingt» (Laubrock) durch. Kurz: eine radikale, aber nie gewalttätige Musik, schwebend zwischen Emotionalität und dem kühlen Zauber der Abstraktion.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Das Leben der anderen

*Mark van Huissingling*

Vergangene Woche war ich in der Casa MvH sowie in meinem Büro – mit einer Ausnahme (davon später mehr, versprochen). Doch zuerst das: Im Grunde ist die Zeit immer richtig, finde ich, in fremde Leben zu blicken und die Welt durch die Augen anderer zu sehen. Besonders aber zurzeit und vorausgesetzt, es handelt sich um interessante Leben. Mit anderen Worten: Es ist ein geeigneter Moment zum Lesen von Biografien.

Eine gute solche erzählt nicht bloss von der Hauptfigur, sondern auch viel über die Zeit, den Ort und so weiter, in der / wo deren Geschichte spielt. Ich mag beispielsweise Musikerleben. In den zwei Bänden von Peter Guralnick – «Last Train to Memphis» beziehungsweise «Careless Love» – steht so ziemlich alles über Elvis Presley, zudem lernt man einiges über Amerika in den frühen 1950er bis in die späten 1970er Jahre. «I'm Your Man», das Leben von Leonard Cohen, geschrieben von Sylvie Simmons, verschafft Einsichten ins Musikgeschäft der 1960er bis 1980er Jahre sowie in die Welt von Poeten und Popstars dieser Zeit in Manhattan.

Fast so wichtig wie der Protagonist oder die Protagonistin ist der Autor. Wobei ich es reizvoll finde, wenn diese eine Beziehung, wie auch immer geartet, zueinander haben. Der Journalist Bob Colacello beispielsweise war ein wichtiger Mitarbeiter Andy Warhols gewesen, bevor er dessen Leben beschrieb; das Buch heisst «Holy Terror», und so gibt er auch das Wesen seines ehemaligen Chefs wieder. Was mir ferner gefallen hat: Es beginnt nicht mit der Geburt des Beschriebenen, sondern zu einem Zeitpunkt, an dem's spannend ist, und verläuft nicht streng chronologisch.

Am lesenswertesten vielleicht sind Autobiografien. Weil sie einiges über den Schreiber ver-

raten, was dieser wohl nicht mitteilen wollte. Mit «Porcelain», dem Lebensabschnittsbericht von Moby (Richard Melville Hall), liefert der amerikanische Musiker und Musikproduzent einen runden Beschrieb vom New Yorker Party-People-Prekariat der 1990er Jahre plus Infos darüber, wie er sich selbst findet – ziemlich talentiert sowie cool nämlich. Schwer schlagbar in dieser Hinsicht dürften aber Fritz J. Raddatz' Tagebücher sein: Der 2015 gestorbene deutsche Journalist, Kritiker und Schriftsteller protokollierte darin, welcher Kulturredaktor ihn für welche Rezension / welchen Nachruf nicht angefragt respektive nicht zurückgerufen oder welcher Verleger ihm für einen Text beziehungsweise eine Lesung zu wenig Honorar und Ehre angeboten hatte. Erstaunlicherweise ist das, auf über tausend Seiten, irgendwie unterhaltsam, macht Spass sogar.

Ausserdem stieg ich in den Zürichsee, weil man als Ihr Kolumnist nicht den ganzen Tag nur auf dem Sofa oder Bürostuhl sitzen und lesen/schreiben soll – «Eisbaden» heisst das (kleine Übertreibung, das Wasser war zwölf Grad). «Wie du durch Atemtechnik, Kälteexposition und Fokusübungen rasch und positiv deine mentale und körperliche Stärke verbessern sowie Lebensenergie steigern kannst», stand im Workshop-Beschrieb von Airyoga und Jan Pekarek.

Schon der Atemtechnik-Teil war ein Winner. Nicht das erste Mal, nebenbei erwähnt, dass ich so was versuchte, doch das erste Mal, dass es funktioniert hat. «Einatmen – Bauch, Brust, Kopf –, rauslassen, vierzig Mal wiederholen», sagte der Leiter. Darauf zwei Minuten (oder so lange, wie's

*Nicht das erste Mal, dass ich so was versuchte, doch das erste Mal, dass es funktioniert hat.*

geht) nicht atmen, worauf die angekündigten Effekte einsetzten: kribbelnde Finger und Zehen, Farbwahrnehmungen – Orange, Gold, Pink –, ein *natural* (und legales) *high* sozusagen.

Am Bürkliplatz dann zogen sich alle zwölf Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus und stellten sich nebeneinander ans Ufer, breitbeinig, Knie angewinkelt. Dies zwecks Fokusübung und Aufwärmen, wie die neuseeländischen «All Blacks»-Rugbyspieler vor dem Match (auch Haka-Tanz genannt). Wer die Blicke/Smartphone-Kameras der Leute, die an diesem Sonntagnachmittag bei super Wetter am

See spazierten, noch spürte, war nicht fokussiert genug. Darauf ab ins Wasser: entspannt, gleichmässigen Schritts, «im Fokus und im Atem bleiben». Nach zirka einer Minute meine man, hat der Coach gesagt, man halte es nicht länger aus, doch bereits eine Minute später sei's easy. Und nach fünf Minuten genug; die Adrenalin-, Kortisol- und Dopaminausschüttung betrage bis 300 Prozent des Werts, den man nach einem Bungee-Sprung aufweist. So war's, oder so hab ich es wahrgenommen jedenfalls.

Weitere Eisbaden-Workshops am 5. Dezember 2020 und am 30. Januar 2021.



## UNTEN DURCH

### Eidechsen

*Linus Reichlin*

Mit meinem Freund Bruno kann ich über alles reden. Ausser natürlich über Gefühlssachen. Wenn ich eine seelische Krise habe, rufe ich natürlich nicht Bruno an. Manchmal liege ich nachts wach und frage mich, ob ich überhaupt jemals jemanden geliebt habe. Und ob ich mein gescheitertes Leben einfach nur deshalb weiterführe, weil mir der Mut für den Kopfschuss fehlt. Aber wenn ich das Bruno anvertrauen würde, würde er sagen: «Geh eine Stunde joggen, dann geht's dir gleich besser. Und vergiss den Kopfschuss! Die meisten Leute schiessen sich dabei einen Teil des Kiefers weg, und danach ist ihr Leben noch problematischer als vorher. Kopfschuss muss man üben, das ist nicht so einfach wie Schlaftpillen schlucken.»

Bruno ist ein netter Kerl, ich mag ihn wirklich. Aber er ist ein Mann. Er weiss, was zu tun ist, wenn man einen Nagel im Fuss hat. Dann sagt er: «Schau mich an! Nein, nicht auf die Wunde schauen! Schau mir in die Augen! Okay, und jetzt fass den Nagel mit zwei Fingern. Und dann zählst du auf drei. Aber du ziehst den



Nagel überraschend schon bei zwei raus, hast du verstanden?» Wenn bei mir in der Küche heisses Öl in Brand gerät, rufe ich nicht meinen Psychotherapeuten an, sondern Bruno. Denn bei allen physischen Katastrophen weiss er Rat: «Giess jetzt nur ja kein Wasser aufs Öl», sagt er, «sonst verdampft das Wasser explosionsartig, und dann kannst du dein Gesicht schälen wie eine gekochte Kartoffel! Du musst eine Pferdedecke auf die Brandstelle legen!»

Bruno weiss eben, dass Pferdedecken wegen der Stallbrandgefahr aus schwer entzündlichen Materialien gefertigt werden. Er ist ein Meister der Materialkunde («Wusstest du, dass Glas eigentlich Sand ist und Holz Zucker? Und dass man aus geriebenen Ameisen Brot backen kann?»). Auch über Maschinen weiss er Bescheid («Ein Auto ist eigentlich ein Ofen auf Rädern»). Aber er interessiert sich durchaus auch für lebende Dinge, falls sie gross und gefährlich sind. Er weiss, dass Grizzlybären ganz flache Schädel haben und es folglich ein fataler Fehler ist, wenn man auf ihre Stirn zielt («Die Hälfte des Bärenkopfes besteht aus Fettgewebe. Wenn du da reinschiesst, machst du ihn nur noch wütender»). Er weiss, dass Löwen keine Angst vor Feuer haben («Die fressen dich samt deiner Fackel!») und dass Nashörner die Feuerwehrleute der Savanne sind («Wenn die ein Feuer sehen, trampeln sie es sofort aus»).

Nach einem Flugzeugabsturz über dem Regenwald Amazoniens würde ich als Erstes Bruno anrufen, denn wenn es ums Überleben in der Wildnis geht, ist er der richtige Ansprechpartner («Du musst das Krokodil auf den Rücken drehen, dann fällt es in Trance»). Aber wenn ich an einem nebligen Herbsttag einsam in meiner Wohnung sitze und immer wieder den Hahn meines Revolvers spanne und entspanne, weil mich das Klicken ein wenig beruhigt, dann ist mir Bruno keine Stütze. Sobald es emotional wird, ist er überfordert. Er selber hält seine Überforderung allerdings für eine Tugend («Es ist wissenschaftlich bewiesen, dass Gefühle in einem stammesgeschichtlich primitiven Teil des Gehirns erzeugt werden: Wer fühlt, begibt sich auf eine Stufe mit den Eidechsen»).

Mag sein. Aber wenn ich ganz allein dasitze und den Herbstnebel in meine Wohnung kriechen sehe, wäre ich froh, wenn eine Eidechse ihr Köpfchen an meine Hand schmiegen und piepsen würde: «Ich dumme Eidechse viel Ge-

fühle haben. Du auch?» Und ich würde antworten: «Ja, ich auch! Viel Gefühl aus Primitivgehirn von Stammesgeschichte. Du bei mir bleiben! Nicht fliehen! Nicht Schwanz abwerfen!» Bruno ist vielleicht in emotionalen Angelegenheiten selber auch eine Eidechse: Sobald es allzu persönlich wird, wirft er seinen Schwanz ab – im übertragenen Sinn natürlich nur. Ich glaube, ich sollte ihn mal darauf hinweisen, dass diese Fluchtmethode bei der Eidechse nur ein einziges Mal funktioniert und nicht ungestraft bleibt, wie man bei Wikipedia nachlesen kann: «Die Männchen verlieren mit dem nachgewachsenen kürzeren Schwanz an sozialem Status.»



## FAST VERLIEBT

### Belastendes Online-Dating

*Claudia Schumacher*

Nachdem ich bei einer Single-Freundin zum Essen eingeladen war, die sich im Sommer auf einer Dating-Plattform angemeldet hatte, traf ich einen gemeinsamen Kollegen. «Und, gibt's was Neues bei ihr in puncto Männer?», fragte er. Da wurde ich kurz stutzig, denn ich wusste es nicht. Tatsächlich hatten wir an diesem einen Abend keine Minute lang über ihre Mänersuche gesprochen. Wie konnte das sein? Die Antwort war leicht und kam mir gleich wieder in den Sinn: Sie legt gerade eine Verschnaufpause ein. Deshalb. Zuletzt hatte sie dieses ganze Online-Dating als belastend empfunden. Es war aber vollkommen neu, dass meine Single-Freundin und ich einen Abend lang zusammen sein konnten, ohne in aller Ausführlichkeit darüber zu rätseln, wie der Typ diesen oder jenen Satz gemeint haben könnte. Was es bedeutet, dass er sich zu viel oder zu wenig meldet. Was er wohl davon hält, dass sie ihn geküsst oder nicht geküsst hat.

Dass wir die ewiggleiche, seit Schulzeiten in Mädchengesprächen einstudierte Choreografie einmal nicht ausgeführt hatten, war sehr erfrischend. Denn diese Gespräche sind auch für die nichtinvolvierte Seite stressig. «Wie ist das eigentlich bei euch Männern?», fragte ich daher den Kollegen. «Wenn ein Freund Online-Dating macht und ihr euch trifft, beratschlagt ihr ständig darüber?» – «Sicher nicht!», antwortete er. Und lachte. Das gab mir zu denken.

In all den Jahren, in denen ich Freundinnen beim Dating begleitet habe, hat sich eine gewisse Tendenz abgezeichnet: Sobald eine Frau online ein Profil anlegt, ist das eine Ansage. Und zwar erst mal an alle Frauen, die sie kennt: Von der besten Freundin bis zur Schwippchwägerin, von der eigenen Mutter bis zur losen Bekannten werden alle informiert – und alarmiert. Denn für die meisten Frauen, die ich kenne, ist das Kennenlernen unbekannter Männer auch mit Ängstlichkeit verbunden. Das hat eine physische Dimension: Wer weiss, was passiert, wenn man diesen Fremden mit nach Hause nimmt? Die genauen Infos, die man Freundinnen gibt, sind auch Rettungsinfos: Wir treffen uns in diesem oder jenem Restaurant, hier sind die Längen- und Breitengrade, und wenn du bis 23 Uhr nicht von mir hörst, ruf die Polizei an – so ungefähr.

Ist das rational? Vermutlich nicht. Ist es anstrengend? Sehr wohl. Hinzu kommt dieses belastende Ehrgefühl, das vielen Frauen durch Erziehung eingepflegt wurde und das verletzt wird, wenn sich der Mann am nächsten Tag nicht meldet. Vielleicht könnten wir Frauen uns da eine Scheibe von den Männern abschneiden? Uns entspannen. Und erst drüber reden, wenn es heisst: «Du, ich hab da jemanden kennengelernt, mit dem es womöglich ernst ist...»



# Der unerreichbare Gipfel des Seins

Vom Auf- und Abstieg eines modernen Sisyphos am Berg der Seele.



«Den Weg kannte ich»: im griechischen Taygetos-Gebirge.

Ich vermutete eine Zeitlang, dass die Seele ein Berg sein könnte. Einer mit einer Flanke, schroff wie eine Nordwand, und einer anderen, die etwas sanftmütiger ist. Und dort auf und an diesem Seelenberg kraxeln wir, mal in dieser, mal in jener Flanke, wir haben nicht wirklich die Wahl. Wir hängen in Steilwänden, ruhen auf Felsvorsprüngen, wir fürchten uns vor dem Absturz, wir sind glücklich, wenn wir ein Stück näher und unverletzt zum Unerreichbaren gekommen sind, dem Gipfel. Und dann hoffen wir, dass der Gipfel vielleicht doch eines Tages uns so nahekommen wird, dass wir ihn fast mit den Händen greifen können.

Aber wir stürzen ab, unentwegt, finden uns verletzt in Seelentälern wieder. Wir flicken uns, so gut es geht, wieder zusammen, leiden uns zurück ins Erträgliche, schauen hoch zum Gipfel und machen uns, tapfer und getrieben von der Hoffnung auf Erfüllung, erneut auf den Weg, das Unerreichbare zu erreichen. Wie ein Sisyphos am Berg der Seele.

## Auf zu meinem Lieblingsberg

Ich war damals seelisch im Hoch, kam zurück vom Trekken in Sibirien und fühlte mich ein klein wenig unsterblich. Ich dachte und glaubte zu fühlen, dass ich eine weitere Schlüsselstelle des Berges meiner Seele durchstiegen habe, und ich rannte im Flachland mit schweren Wanderschuhen auf Tartanbahnen, um bereit zu sein für die Sphären, die auf mich

warteten. Aber das Flachland war nicht gut zu mir, oder ich war schlecht in ihm, ich verzettelte mich und suchte die Seele immer öfter wieder dort, wo ich sie ganz selten und nur für die Dauer eines Drinks gefunden hatte, in Bars.

Die Seele weichte auf und stürzte langsam zurück zu jenen Abgründen, unter denen die sonnenlosen Täler liegen. Der Gipfel meines Berges verschwand in zähem Nebel. Ich fühlte mich wie ein Bergsteiger, der vom Berg abgeworfen wurde und frei im Seil hängt. Die einzige Rettung schien mir, auf einen Berg zu steigen, so dass nur noch die Grenzenlosigkeit des Himmels über mir wäre. Und ich ganz nahe am Gipfel meiner Seele.

Ich machte mich an einem Junitag auf zu meinem Lieblingsberg, dem Profitis Ilias, dem höchsten Punkt des Taygetos-Gebirges auf dem Peloponnes, gut 2400 Meter über Meer. Vom Meer aus gesehen, hat er die perfekte Form einer Pyramide, und von seinem Gipfel läge einem die Welt zu Füßen, und wenn dort oben meine Seele keine Flügel bekommen würde, dann wäre ich eben dazu verdammt, ein Leben lang nur herumzuklettern, zu stolpern und bestenfalls ab und an einen sicheren Stand zu haben, nie aber dauerhafte Erlösung.

Den Weg zum Gipfel kannte ich, so dachte ich zumindest; durch eine Schlucht zu seinem Fuss, dort stünde die letzte kleine Ansammlung einer Handvoll karger Häuser und Ställe, es gäbe einen Brunnen und einen fussbreiten Weg, der zum

Gipfel führte, auf dem ich übernachten würde, und dann sähe ich das erste blassblaue Tageslicht, das sich immer mehr verdichtete und zum schönsten Blau der Welt würde. Und dann käme die Sonne über den Horizont und überschüttete gülden die Schöpfung eines neuen Tages und wärmte die Inkarnation meiner Seele.

## Erschöpft und durstig

Was soll ich sagen? Nach etwa drei Stunden gabelte sich die Schlucht, und ich wählte die falsche Richtung, obwohl ich sie als die richtige wähnte. Ich kletterte über grosse Felsbrocken, ich ging auf allen vieren, mein Schweiß tränkte das ausgetrocknete Flussbett, ich schrammte mich, ich kratzte mich, ich blutete. Immer wieder blickte ich zum Gipfel hoch, Schritt für Schritt schien er sich mir zu entfernen, und ich lief schon lange nicht mehr zu mir hin, sondern stolperte über das Geröll meines Berges, ich hörte nicht Engelsstimmen oder so was, nur mein eigenes, selbstmitleidiges Geflüche und Gejammere.

Irgendwann setzte ich mich hin und weinte ein wenig. Wind hatte eingesetzt, und im Himmel oben schob er dunkle Wolken gegen den Gipfel. Ich kehrte um, und erschöpft und durstig kam ich am Ende der Schlucht in ein Dorf. Ich trank in zwei Zügen zwei grosse Flaschen Bier, meine Seele fing an, darin zu plätschern, und ich ertränkte die Vorstellung, die Seele könnte ein Berg sein. Seither vermute ich lieber, dass sie eine Welle ist.

# «Fussballerinnen sind härter»

Ana Markovic spielt bei den Grasshoppers auf dem linken Flügel. Ein TV-Match machte sie ein bisschen berühmt.

**I**ch arbeite in einem Fitnesscenter als Personaltrainerin, 60 Prozent, weil ich sonst keine Zeit für die Berufsmatur hätte. Ich möchte Sportlehrerin oder Polizistin werden. Am Abend trainiere ich bei GC, wo ich auf dem linken Flügel spiele. Das ist meine Leidenschaft, ich war immer sportbegeistert. Mit sechs begann ich mit Kunstturnen, lernte Disziplin und Ordnung bei strengen Leiterinnen. Immer aufrecht laufen, ladylike sein, *Gwändli* tragen und Glitzer in den Haaren waren ein Muss. Dieses Mädchenhafte passte mir. Bei mir ist heute noch alles pink, auch die Nockenschuhe.

Aufgewachsen bin ich in Urdorf bei meiner kroatischen Mutter und meinem Stiefvater, einem Schweizer. Ganz früher wollte ich Anwältin werden, ich muss mich immer rechtfertigen. Meine eineinhalb Jahre jüngere Schwester, heute beim FC Luzern, war früh fussballbegeistert, ich überhaupt nicht. Mit zwölf begann ich auch Fussball zu spielen, und mit vierzehn entschied ich mich gegen das Geräteturnen. Beides gleichzeitig war unmöglich.

## «Ich musste mich schminken»

Dann ging alles schnell: Mit fünfzehn holte mich der FCZ in die U21. Ich hatte Mühe, ich war eine der Jüngsten, das Kader riesig und alle anderen so gut. Als sich einige verletzten, bekam ich meine Chance. Heute spiele ich bei GC. Ich wechselte, weil ich beim FCZ keine Zukunft sah. Ich wollte unbedingt in der NLA spielen, aber in Zürich bleiben. Zwar ist so ein Wechsel innerhalb von Zürich heikel, aber wir Frauen haben es gut miteinander. Ich wurde dann auch gut empfangen. Zum Glück! Ich hatte nämlich Angst, dass ich nicht reinpassen würde. Vielen ist es egal, wenn die Haare nicht sitzen, bei mir müssen sie fast perfekt sein. Wenn ich auf dem Platz stehe, möchte ich gut aussehen. Dann fühle ich mich wohl. Meist bin ich ungeschminkt, weil Make-up stört, wenn man schwitzt. Beim Match kürzlich gegen YB musste ich mich schminken, weil das Spiel im Fernsehen übertragen wurde. Die Haare glätten, zusammenbinden, dann Haarspray, dazu Schminke, das dauerte lange, wie man es von den Frauen kennt. Kurz vor dem Match nachschminken, und ich war *ready*.

Mein Instagram ging danach ab. Fast tausend Abonnenten kamen hinzu, das Aussehen hat sicher geholfen. Influencerin zu sein, war aber nie mein Ziel. Heute habe ich viele Anfragen. Fussballsocken, Gym-Kleider werden

mir zugeschickt. Dafür werbe ich jetzt mal und schaue, was passiert.

## Ausgang geht nicht

Mich persönlich geht die sexuelle Orientierung der Mitspielerinnen nichts an. Jeder darf lieben, wen er möchte. Ich weiss nicht, ob es im Frauenfussball mehr Homosexuelle gibt. Wir haben aber definitiv einen sehr offenen Umgang.

Leider verdienen wir nichts, nur Spielprämien. Dass Frauen in der Sportwelt nicht so viel wie die Männer verdienen, ist mir bewusst. Aber



*Selbst die Nockenschuhe sind pink:*  
Spitzenspielerinnen Markovic, 21.

die Hoffnung stirbt ja zuletzt. Fussballerinnen sind übrigens härter im Nehmen als die Männer. Kürzlich renkte sich eine Mitspielerin den Finger aus – und gleich selber wieder ein. Sie spielte einfach weiter. Das würde ein Mann nie tun, schon gar nicht Cristiano Ronaldo, mein Lieblingsspieler. Dieser Typ ist so stark im Kopf, sein Wille fasziniert mich. Seinetwegen trage ich die Nummer 7. Hübsch finde ich ihn jedoch nicht. Definierte und athletische Fussballerkörper gefallen mir aber schon.

Mein Freund muss nicht unbedingt Fussballer sein, sportlich sicher, und ich sage immer, Fussball verbindet halt. Cool wäre schon, am Wochenende den Match vom Freund schauen zu gehen. Ausgang geht ja sowieso nicht, ausser in der Saisonpause.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

## Apokalyptik

**Berufsberaterin:** Weshalb möchten Sie den Beruf wechseln?

**Drosten:** Ich werde als Virologe einfach nicht mehr ernst genommen.

**Berufsberaterin:** Wieso nicht?

**Drosten:** Keine Ahnung.

**Berufsberaterin:** Was haben Sie denn gemacht, dass Sie als Virologe nicht mehr ernst genommen werden?

**Drosten:** Nichts. Ich habe bloss gesagt, ein Killervirus würde die Menschheit bedrohen.

**Berufsberaterin:** Und dann?

**Drosten:** Nichts. Die Menschheit wächst weiter.

**Berufsberaterin:** Vielleicht hätten Sie es bloss etwas anders formulieren sollen.

**Drosten:** Habe ich versucht. An meiner Rede zum Schillertag sagte ich, sogar Schiller würde eine Maske getragen haben. Und Immanuel Kant hätte den epidemiologischen Imperativ postulieren sollen.

**Berufsberaterin:** Vielleicht haben Sie wirklich den falschen Beruf gewählt. Versuchen Sie es doch mal als Apokalyptiker.  
**Drosten:** Was soll ich denn als Apokalyptiker?

**Berufsberaterin:** Tun Sie genau das Gleiche. Erzählen Sie allen, ein Killervirus würde die Menschheit bedrohen. Man wird Sie viel besser verstehen. Von einem Apokalyptiker erwartet man nichts anderes.

**Drosten:** Und kann ich dann auch sagen, der apokalyptische Imperativ verlange, dass alle eine Maske tragen sollen?

**Berufsberaterin:** Nein, dazu müssten Sie schon Faschingsforscher sein. Als Faschingsforscher können Sie sagen, dass alle Menschen eine Maske tragen sollten, denn das verlange der faschistische Imperativ – nein, halt, das könnte falsch verstanden werden.

**Drosten:** Was soll ich denn nun werden?

**Berufsberaterin:** Werden Sie wirklich von niemandem mehr ernst genommen?

**Drosten:** Nur noch von der Regierung.

Andreas Thiel

## In Toblers Küche

Bacchus, Sempacherstrasse 1,  
6024 Hildisrieden, Tel. 041 530 00 30;  
montags bis mittwochs geschlossen

Kürzlich wollte ich bei Werner Tobler in Hildisrieden Hacktätschli abholen. Der «Cuisinier» (Selbstbezeichnung) und seine Frau Uschi Frapolli betreiben die Genussmanufaktur «Bacchus», ein kleiner Laden und ein schmuckes Bistro, das im handlichen Guide «Aufgegabelt» von Martin Jenni eben zur «Beiz des Jahres» gekürt wurde.

Tobler, Jahrgang 1963, ist ein eigenwilliger Mensch und ein hervorragender Koch, der am liebsten allein in seiner kleinen, funktionalen Küche steht, tagelang Fonds kocht, die dann als doppelte Geflügelessenz wie klares Karamell in einer Schale landen. Etwas Gemüse, Streifen von hiesigem Trüffel und eine Prise Foie



gras runden diese erste Kostprobe ab. Eigentlich wollte ich ja, wie gesagt, nur die Hacktätschli holen – die besten, die ich kenne –, aber dann lud mich Werner Tobler ein, an seinem kleinen Schreibtisch in der Küche Platz zu nehmen. Zur würzigen Quiche aus fünf verschiedenen Käsesorten pflückte er vor seiner Küchentür zwei Kapuzinerkresseblüten, marinierte sie mit etwas Balsamico und legte sie neben den Kuchen. Ein Detail, gewiss, aber auch ein schönes Symbol für die Sorgfalt im

Kernbereich des Kochens, um den sich Werner Toblers Arbeit dreht.

Gekonnt manövriert der Ostschweizer zwischen der Eleganz der klassischen französischen Küche und der heimeligen Bodenständigkeit guter Beizengerichte hindurch. Etwa mit einem Zander aus dem Lago Maggiore, das Filet in Speck gehüllt, auf den Punkt gebraten und auf frisch fermentiertes Sauerkraut gebettet, das mit Rahm und Champagner abgeschmeckt ist – ein grossartiges Gericht, gerade wegen seiner rustikalen Schlichtheit. Hier schliessen die geschmorten Kalbskopfbbacken und eine Kugel Farina-bóna-Eis nahtlos an, die mir Werner Tobler auch noch aufischt. Dass ich etwas von dieser Liebe zum Handwerk auch noch mitnehmen kann, ist eine schöne Schlusspointe.

Martin Jenni: Aufgegabelt 2021. AT. 388 S., Fr. 21.90  
David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

## WEIN/PETER RÜEDI

### Terre à terroir

El Hato y el Garabato (José Bénéitez)  
Sin Blanca 2016. 13,5%. REB Wein, Zürich.  
Fr. 24.–. www.rebwein.ch

Die Schweiz ist ein kleines Land, aber ihr Weinmarkt übertrifft qualitativ locker das Angebot vieler Länder, in denen pro Jahr mehr Hektoliter umgesetzt werden. Nirgends sieht selbst der *wine freak* mit den abseitigsten Wünschen (z. B. einer nekrophilen Vorliebe für uralte Jahrgänge) diese so weitgehend erfüllt wie in der Schweiz. Dennoch, scheint mir, sind Händler mit einem klaren Profil unter den ungewöhnlich zahlreichen Vertretern dieser Branche relativ selten. Roger E. Baumann vom Zürcher Unternehmen mit dem sprechenden Namen «REB Wein» ist einer von ihnen. Er ist ein Spezialist für vom grossen Publikum eher übersehene und/oder vernachlässigte Appellationen – zum Beispiel wegen kleiner Produzenten. Wer etwa, wie ich, ein Faible für Weine aus dem sogenannten Nordpiemont hat, beispielsweise aus den Appellationen Ghemme, Gattinara, Bramaterra oder gar den Valli Ossolane (wo



der Nebbiolo «Prüent» heisst), wird bei ihm fündig.

Wenn dieser Spezialist für Entdeckungen aus abgelegenen Nischen also gesteht, von einer Sorte oder gar Appellation bis vor kurzem nichts gewusst zu haben, sagt das schon einiges. Jetzt macht er uns auf den Wein aus einer kleinen Appellation in Spanien aufmerksam. Sie heisst Arribes und liegt entlang des Flusses Duero, der hier im Südosten der Provinz Zamora und im Nordosten der Provinz Salamanca (Region Castilla y León) die Grenze zu Portugal markiert (um dann mit dem Land auch den Namen in «Douro» zu wechseln). Sie umfasst ganze 750 Hektar Reben, darunter die autochthone Sorte Juan Garcia. Aus ihr, einer Spezialität seines Standorts Femoselle, und aus der portugiesischen

Sorte Rufete macht der Winzer José Bénéitez aus teils sehr alten, naturnah bewirtschafteten Reben seinen Wein «Sin Blanca» (was nicht etwa einen Weisswein anzeigt, sondern auf Deutsch so viel bedeutet wie «blank oder pleite sein»).

Die Produktion ist klein, insgesamt ganze 15 000 Flaschen (10 000 vom Sin Blanca). Portugal ist nah, einen Sprung über den Fluss. An dessen unterem Lauf hat Bénéitez sein Handwerk gelernt, an einer ersten Adresse, beim Douro-Crack Dirk van der Niepoort, bevor er 2015 mit seinem Familienunternehmen seine Arribes-Mission antrat (der Name der Appellation leitet sich übrigens her vom lateinischen *ad ripas*, «an den Ufern» – des Duero, versteht sich).

Die Cuvée aus Juan Garcia und Rufete ist ein dunkelfruchtiger, tiefer, aber auch von seiner Granit- und Schiefermineralik befeuerter Wein mit einer eigenen, coolen Aromatik. Spürbare Tannine, klug dosiert im Holz. Kein Ranschmeisser, auch im Alkoholgehalt relativ moderat. Keine forciert originale Öno-Artistik, sondern sauberes Handwerk. Ein Wein *terre à terroir*.

# Grün und giftig

Er wurde auch schon als «Sekretärinnen-Porsche» geschmäht, aber der Boxster GTS ist ein hervorragender Sportwagen.



Im Zusammenhang mit der kleineren Sportwagenbaureihe 718 wird schon mal der Ausdruck «Sekretärinnen-Porsche» verwendet. Zuerst ist dieser abwertende Begriff natürlich eine Beleidigung des Berufsstands der Sekretärinnen, die in vielen Betrieben gewissermassen die Funktion des Motorenöls übernehmen. Sie sorgen dafür, dass die Maschine überhaupt wie geschmiert läuft. Und dann wird der beleidigende Titel auch den Modellen Cayman und Boxster nicht gerecht.

Auch mit dem bescheideneren Turboaggregat mit vier Zylindern sind die beiden Zweisitzer mit mittig angebrachtem Motor immer noch ausgezeichnete Sportwagen. Sogar hervorragend wird es mit dem Spitzenmodell, das ich kürzlich in der giftigen Sonderfarbe Pythongrün entgegennehmen durfte. Kurz zusammengefasst, ist dieser 718 Boxster 4.0 die Essenz des Sportwagenfahrens.

Ein relativ leichtes, zwanzig Millimeter tiefer gelegtes Chassis mit lediglich 1405 Kilogramm Leergewicht, ein Saugmotor mit sechs Zylindern und 3995 Kubikzentimeter Hubraum, aus denen bei 7000 Umdrehungen 400 PS generiert werden, sind die wichtigsten Eckwerte dieses Autos. Dazu kommt noch ein manuelles, knackiges Sechs-Gang-Getriebe (mit Zweimassenschwungrad!), das trotz der aufwendigeren Handhabung im Vergleich mit dem optional erhältlichen Doppelkupplungsgetriebe (PDK) zusätzliches Fahrvergnügen erzeugt. Der Grund dafür sind die kurzen, satten Schaltwege und das beiläufig eingestreute Zwischengas, das beim Runterschalten und bei entsprechender

Drehzahl erzeugt wird. Das rundet den ohnehin schon vollendet kernigen Klang des Motors akustisch perfekt ab.

Dass der Boxster ein Navigations- und Entertainmentssystem aus schon länger vergangenen Tagen installiert hat, ist insgesamt einigermaßen zweitrangig. Das Cabrio ist zwar durchaus alltagstauglich – sofern man mit der Beschränkung auf zwei Sitze zurechtkommt –, aber eigentlich fährt man es nicht, weil man ankommen will. Es geht nicht um das Ziel an sich, sondern immer um die Frage, wie man es erreicht.

Das Schöne an einem Auto wie diesem ist ja, dass es nichts muss, aber vieles kann. Das unterscheidet den 718er zum Beispiel vom 911er, der sich immer noch als Sportwagenlegende behaupten muss. Und dass der «kleine Porsche» öfter unterschätzt wird, ist eigentlich ganz gut so. So kann man sehr entspannt die Möglichkeiten geniessen, die sich einem hier bieten: hervorragende Traktion, präzises Einlenken und ein fröhlich hochdrehender Saugmotor, mit dem man diese unnachahmliche Direktverbindung vom Kopf über den Fuss in den schnellen Vorwärtsdrang herstellen kann.

#### Porsche 718 Boxster GTS 4.0

Motor/Antrieb: 6-Zylinder-Boxer-Saugmotor/Heckantrieb; Hubraum: 3995 ccm, Leistung: 400 PS / 294 kW; max. Drehmoment: 420 Nm / 5000–6500 U/min; Verbrauch (NEFZ): 10,8 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 293 km/h; Preis: Fr. 106 000.–; Testwagen: Fr. 129 270.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Flüstern mit Alexa

Amazon Echo Dot (4. Generation)  
Für Fr. 82.90 im Handel

Die digitale Antwort auf den Black Friday, den Start des amerikanischen – und mittlerweile auch schweizerischen – Weihnachtsverkaufs, ist der «Cyber Monday». Er findet jeweils, selbstredend, drei Tage später, dieses Jahr am 30. November, statt. 2019 erzielten amerikanische Läden alleine an diesem Tag online einen Umsatz von 9,2 Milliarden Dollar.

Der Artikel, der sich beim grössten Händler, Amazon, letztes Jahr am besten verkaufte, war der Echo Dot. Echo Dot? Echo Dot ist die zum Gerät gewordene, internetbasierte, intelligente persönliche Assistentin, die auf den Namen «Alexa» hört. Der sogenannte Smart Speaker ist in Deutschland Träger des unehrenhaften Big Brother Award und funktioniert nach demselben Prinzip wie Siri, wird aber von Amazon und nicht von Apple hergestellt.

Im Herbst hat Amazon, rechtzeitig zum Cyber Monday, eine aufgemotzte, kugelförmige Echo-Dot-Version (Generation 4) auf den Markt gebracht – wieder mit eingebauter Uhr wie der Vorgänger. Das Gerät kann also nicht nur Fragen beantworten, Musik abspielen, Licht machen, Heizung regulieren oder Wetter vorhersagen, sondern auch wecken.

Um zu vermeiden, dass die Partnerin oder der Partner neben einem im Bett beim Programmieren aufwacht, reagiert Alexa im «Whisper-Modus» sogar auf ganz leise Stimmen – und flüstert zurück.

*Benjamin Bögli*

# Die Simulation dessen, wie es einmal war

Was aus dieser Zeit bleiben wird und was nicht mehr sein wird, fragt man sich zuweilen. Der Sport, die Unterhaltung, die Kultur leiden. Einige auf diesem Markt werden aufgeben, das ist leider abzusehen. Gleichzeitig ist es fast schon ein Grundbedürfnis vieler Menschen, gemeinsam mit vielen anderen Menschen etwas zu erleben. Einen Anfang, die Herstellung dieses eben bestimmten Live-Gefühls neu zu denken, macht die Basketball-Profiliga in den USA. Mit der Plattform Teams von Microsoft mischt sie Realität mit Virtualität. Jeder Court wird mit LED-Screens umrandet, die das Publikum virtuell zusammenbringen. Fans können ihre Mitfans beobachten und per App ihr reales Team digital anfeuern. Auch den Zuschauern am TV wird die Illusion dessen vermittelt, wie es einmal war. Ein faszinierender Fortschritt immerhin, denkt man an das Konservenlachen in den Serien der TV-Ära, wo zwar jeder wusste, dass kein Publikum der Serie beiwohnte, die Gelächterkulisse aber so tat, als ob – und damit Atmosphäre schuf.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Reales NBA-Basketballspiel mit virtuellen Fans.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Ich habe eine kaufmännische Ausbildung absolviert, bin Mitte dreissig und seit dem Auszug meines Partners alleinstehend. Trotz voller Berufstätigkeit reicht mir mein Monatsbudget nirgendwohin, vor allem wegen der Wohnung. Ich habe schlaflose Nächte wegen unbezahlter Rechnungen und wage kaum, den Briefkasten zu öffnen. Manchmal sehne ich mich nach einem wohlhabenden Mann, der mir die Geldsorgen abnimmt oder mich zumindest finanziell entlastet. Aber wo finde ich ihn? Und zeugt das von einem schlechten Charakter?*

L. B., Solothurn

Wo liegt Ihr Problem? Sie sind voll arbeitsfähig in einem Beruf, dem eine kaufmännische Ausbildung Ihrerseits voranging. Ihre Ausgaben überschreiten Ihre Einnahmen, das heisst wohl Ihren Monatslohn. Sie wissen, woher das kommt:



Ihre Wohnung ist zu teuer. Ihrer Lebensbeschreibung entnehme ich, dass Sie bis jetzt zusammen mit Ihrem Partner in der Wohnung gewohnt haben und also beide, Sie und Ihr Partner, für die Mietkosten aufgekomen sind. Nachdem Ihr Partner ausgezogen ist, müssen Sie die Miete allein bezahlen, und verständlicherweise reicht das Geld nirgendwohin. Das ist kein seltener Fall. Hier gibt es nichts anderes, als ein sauberes Budget mit Ein- und Ausgaben zu

erstellen, die Ausgaben neu zu straffen und – in Ihrem Fall – eine kleinere und billigere Wohnung zu suchen.

Aber Sie hoffen auf einen wohlhabenden Mann, der Ihnen die Geldsorgen abnimmt oder Sie finanziell entlastet. Das dürfte ein riskanter Weg sein. Nicht, weil es einen Charakterfehler bedeutete, sondern weil es eine Flucht in eine Fata Morgana ist. Sie hoffen, sich nicht einschränken zu müssen. Sicherer ist, Ihren Lebensstandard anzupassen. Wenn Ihnen dann der wohlhabende Mann über den Weg läuft, hindert Sie das nicht, Ihren Weg zu zweit zu gehen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Marijana Jakic

Mit innovativem Geist poliert die ehemalige Bankmanagerin die Marke «St. Moritz». Auf die Wintersaison blickt sie mit etwas Bangen und viel Optimismus.

**T**ouristisch befindet sich das Engadin gerade in einer Art Winterschlaf. Die meisten Hotels machen erst in ein paar Tagen wieder auf. Aber: Die wenigen, die das ganze Jahr über geöffnet haben, erfreuen sich auch Ende November grosser Nachfrage. Die Leute suchen frische Bergluft und Sonnenschein. Abwechslung.

Zum Beispiel im Hotel «Waldhaus am See» in St. Moritz, berühmt für die wohl sortenreichste Whisky-Bar der Welt und für den Panoramablick auf See und Dorf. Es ist so gut wie ausgebucht. Hier treffen wir Marijana Jakic. Seit drei Jahren ist sie bei der Tourismus-Destination Engadin St. Moritz als Marken-Chefin für St. Moritz tätig. Vor zwei Jahren rückte sie in die Geschäftsleitung auf, eine Neuinterpretation des «Kurdirektors».

Auf ihren legendären Vorgänger Hans Peter Danuser angesprochen, der fast dreissig Jahre lang St. Moritz repräsentierte, lacht Marijana Jakic. «Wir sind gegenseitig Fans voneinander!» Danuser sei ihr Mentor und Förderer. Seit seinen Zeiten habe sich aber vieles verändert. Sie selber meide die grosse Öffentlichkeit eher. Ob sie das neue Gesicht des Ortes sei? «Das ist jeder in St. Moritz, der mit unseren Gästen zu tun hat.»

## «Ich musste nicht lange überlegen»

Geboren in Kroatien, kam Jakic mit zwölf Jahren in die Schweiz. Sie wuchs in St. Moritz auf. Nach der obligatorischen Schule absolvierte sie eine kaufmännische Lehre in einem Treuhandbüro, das auch als Broker für den Londoner Versicherungskonzern Lloyds tätig ist.

Ab 1999 abreitete Jakic fast sieben Jahre lang im Marketing der Weinhandlung Valentin in Pontresina. «Hier tat sich mir eine neue Welt auf.» Sie habe viel über Wein erfahren, Reisen in die Anbauggebiete unternommen und Produzenten kennengelernt. Passend zu diesen Erinnerungen, wird gerade der offene Veltliner Sforzato eingeschickt, den sie zu ihrer Kalbs-Piccata bestellt hat. «Ein grossartiger Wein!»

«Dann kam ich an einen Punkt, wo ich aus dem Engadin wegmusste, um mich weiterzuentwickeln.» Das bedeutete: Zürich. In der Finanzmetropole heuerte sie bei Julius Bär an. Nach fast vier Jahren wechselte sie zu einem Asset-Manager, wo sie aufstieg zum Head of Brand, Global. «Irgendwann hätte ich in dieser Kaderposition nach London ziehen müssen.» Da sei dann das Angebot aus



Heimgekehrt: Marken-Chefin Jakic.

St. Moritz eingetroffen. «Ich musste nicht lange überlegen und schlug zu.» Es habe sie gereizt, «in den Ort zurückzukehren, dem ich so vieles verdanke und dem ich emotional verbunden bin». Dazu komme die «einmalige Lebensqualität im Oberengadin».

Die Marke St. Moritz übernahm Jakic zu einem kritischen Zeitpunkt. Seit der Pensionierung Danusers rund zehn Jahre früher war Verschiedenes ausprobiert worden.

Mit durchzogenem Erfolg. Die neue Chefin setzt auf Markenbildung und -pflege anstatt auf Kampagnen-Schnellschüsse. In pionierhafter Weise wendet sie die Strategien von Luxusmarken auf eine Tourismusdestination an. «Alles, was wir tun, sollte langfristig auf den Wert unserer Marke einzahlen», findet sie. Einer ihrer Leitsätze lautet: «People shape brands» – Menschen machen Marken.

Darum arbeitet St. Moritz zum Beispiel neuerdings mit Markenbotschaftern zusammen. «Sie tragen ihre Begeisterung für St. Moritz in die Welt hinaus.» Und die Oberengadiner Touristiker können ihrerseits viel von ihnen aufnehmen.

Ihr oberstes Ziel bestehe darin, St. Moritz für jüngere Generationen zu erschliessen. «Wir müssen unsere Tradition modern interpretieren.» St. Moritz, das seien authentische Erlebnisse, «wo der Prinz mit dem Einheimischen am gleichen Tisch sitzt». Also: Zurück zu den Wurzeln, aber mit neuem Blick.

Wie beeinflusst die Corona-Krise ihre Arbeit? «Bisher», sagt Jakic «hatten wir Glück im Unglück.» Die erste Welle habe erst nach Ende der Hauptsaison zugeschlagen, und den Sommer habe man recht gut überstanden. «40 Prozent Plus bei Schweizer Gästen.»

## Aufgestautes Reisefieber

Auf die kommende Saison blickt sie mit gemischten Gefühlen. Grossanlässe wie «White Turf» und «Snow Polo World Cup» sind auf 2022 verschoben. «Zusammen mit der Tourismusabteilung der Gemeinde und unseren Partnern haben wir Corona-verträgliche Angebote entwickelt», sagt sie. Auch dies getreu ihrer Philosophie: «Das Neue muss langfristig Bestand haben und unserer Marke helfen.» Auch im Winter werden die Gäste vor allem aus der Schweiz kommen. «Ich bleibe optimistisch.» Mittelfristig sowieso: «Die Leute können es kaum erwarten, wieder zu reisen.»

Florian Schwab

# «Wer ist Ihr Lieblingsgegner? – «Ich!»

Der Unterwalliser Daniel Yule, 27, ist der beste Slalomfahrer der Schweizer Geschichte. Hier spricht er über Motivation in schwierigen Zeiten und seine Anfänge als Fussball-Torhüter.

Roman Zeller

**Weltwoche:** Herr Yule, wenn Sie an den Corona-Winter denken: Wie ist Ihre Gemütslage?

**Daniel Yule:** Eigentlich ganz gut. Ich hoffe, wir können die geplanten Rennen durchführen. Das wäre für alle wichtig – die Verbände, den Skisport und für uns Athleten. Der Start in Sölden lief flüssig. Hoffentlich geht es so weiter.

**Weltwoche:** Im Dezember startet die Slalom-saison – ohne Zuschauer. Was löst die Vorstellung von Geisterrennen bei Ihnen aus?

**Yule:** Skifahren heisst für mich Emotionen. Ohne Zuschauer bleibt nur der rohe Sport. Ich werde mich anpassen müssen, weil ich von der Energie der Fans lebe. Ich liebe die Atmosphäre auf der Piste. Das werde ich sicher vermissen. Wir können uns aber glücklich schätzen, dass überhaupt Rennen stattfinden.

**Weltwoche:** Im Sommertraining braucht es mentale Stärke, um sich für das Fernziel im Winter zu motivieren. Wie konnten Sie optimistisch bleiben und weitertrainieren?

**Yule:** Gut war, dass es in vielen Sportarten wieder losging. Plötzlich wurde wieder Fussball gespielt. Ich sagte mir: «Ich trainiere jetzt hart, und wenn es nicht für diesen Winter ist, nützt es mir im nächsten.» Ein guter Trainingstag ist nie verloren. So ging's einfacher.

**Weltwoche:** Wie denken Sie über diese Pandemie? Fürchten Sie sich?

**Yule:** Nein, ich bin nicht gefährdet. Mir war anfangs unwohl, weil mein Vater über siebzig Jahre alt ist. Zum Glück blieben wir alle gesund. In Branche d'en Haut im Wallis waren wir zu weit weg vom Schuss für das Virus. Mit nur vierzehn Einwohnern war es leicht, zwei Meter Abstand einzuhalten. *(Lacht)*

**Weltwoche:** Sie wohnen immer noch bei Ihren Eltern im Val Ferret im Unterwallis. Erzählen Sie von Ihrer Kindheit. Was hat Sie geprägt?

**Yule:** Ich bin sehr glücklich aufgewachsen. Wir waren viel draussen. Wir haben jeden Tag eine Runde gedreht – auch wenn es regnete. Im Sommer spielte ich Fussball, im Winter war ich im Skiklub. Das machten alle meine Schulfreunde so. Beim Skifahren kam meine Wettkampfnatur auf Touren.

**Weltwoche:** Auf welcher Position spielten Sie Fussball?

**Yule:** Ich war Goalie.

**Weltwoche:** Ausgerechnet! Warum?

**Yule:** Weil das Aufwärmen weniger anstrengend war. Die Mannschaft musste auf dem ganzen Platz hin- und herlaufen. Ein Goalie aber musste nur ein bisschen nach links und rechts springen und ein paar Bälle fangen – *that's it.*

**Weltwoche:** Welche Werte wurden Ihnen mitgegeben?

**Yule:** Respekt – und immer danke und bitte sagen. Höflichkeit war ganz wichtig. Sonst: Humor, Spass haben – wir hatten es immer lustig. Meine Eltern mussten nie streng mit uns sein. Sie unterstützten uns in allem. Wir sollten uns wohl fühlen, mussten aber auch mithelfen. Bei uns zählten die einfachen Dinge im Leben.

*«Seit ich mein Studium abgeschlossen habe, merke ich langsam, dass ich jetzt ein Skirennfahrer bin.»*

**Weltwoche:** Hatten Sie Vorbilder?

**Yule:** David Beckham. Ich bin kein Hardcore-Fussballfan, aber ich wollte sein wie er. Und ich bewunderte natürlich alle Schweizer Top-Skifahrer: Mike von Grünigen und die beiden Didier – Cuhe und Defago.

**Weltwoche:** Wie kam der Skisport in Ihr Leben?

**Yule:** Das erste Mal, glaube ich, bin ich mit zwei Jahren auf den Ski gestanden, später dann

an jedem freien Tag. Die Eltern setzten uns am Morgen beim Bügellift ab und holten uns wieder um fünf Uhr.

**Weltwoche:** Ab wann fuhren Sie Rennen?

**Yule:** Ziemlich früh. Aber es faszinierte mich nicht sonderlich. Ich war im Skiklub, weil alle anderen im Skiklub waren. Ich war kein Naturaltalent. Das Klubrennen gewann ich nie. Ich war nur der Dritt- oder Viertbeste meines Jahrgangs. Mein Ziel war irgendwann, schneller als die anderen zu fahren. Danach wollte ich schneller sein als meine Freunde im Unterwallis, dann als alle im Wallis, in der Westschweiz und in der Schweiz. Es ging immer so weiter.

**Weltwoche:** Was wäre aus Ihnen geworden, wenn nicht Skirennfahrer?

**Yule:** Anwalt. Ich bin hartnäckig, wenn etwas ungerecht ist. Wenn mich etwas stört, sage ich es. Ich kämpfe, wenn mir etwas am Herzen liegt.

**Weltwoche:** Warum studierten Sie Wirtschaft und nicht Jura?

**Yule:** Oh, das ist so viel Aufwand.

**Weltwoche:** Sind Sie ein Minimalist?

**Yule:** Nein, nein. *(Lacht)* Wäre ich nur Student gewesen, hätte ich Jura studiert. Aber mit dem Skifahren wäre das nicht aufgegangen. Aber ich gebe zu, ich bin schon ein bisschen faul.

**Weltwoche:** Wann wussten Sie, dass es im Skisport für die Spitze reicht?

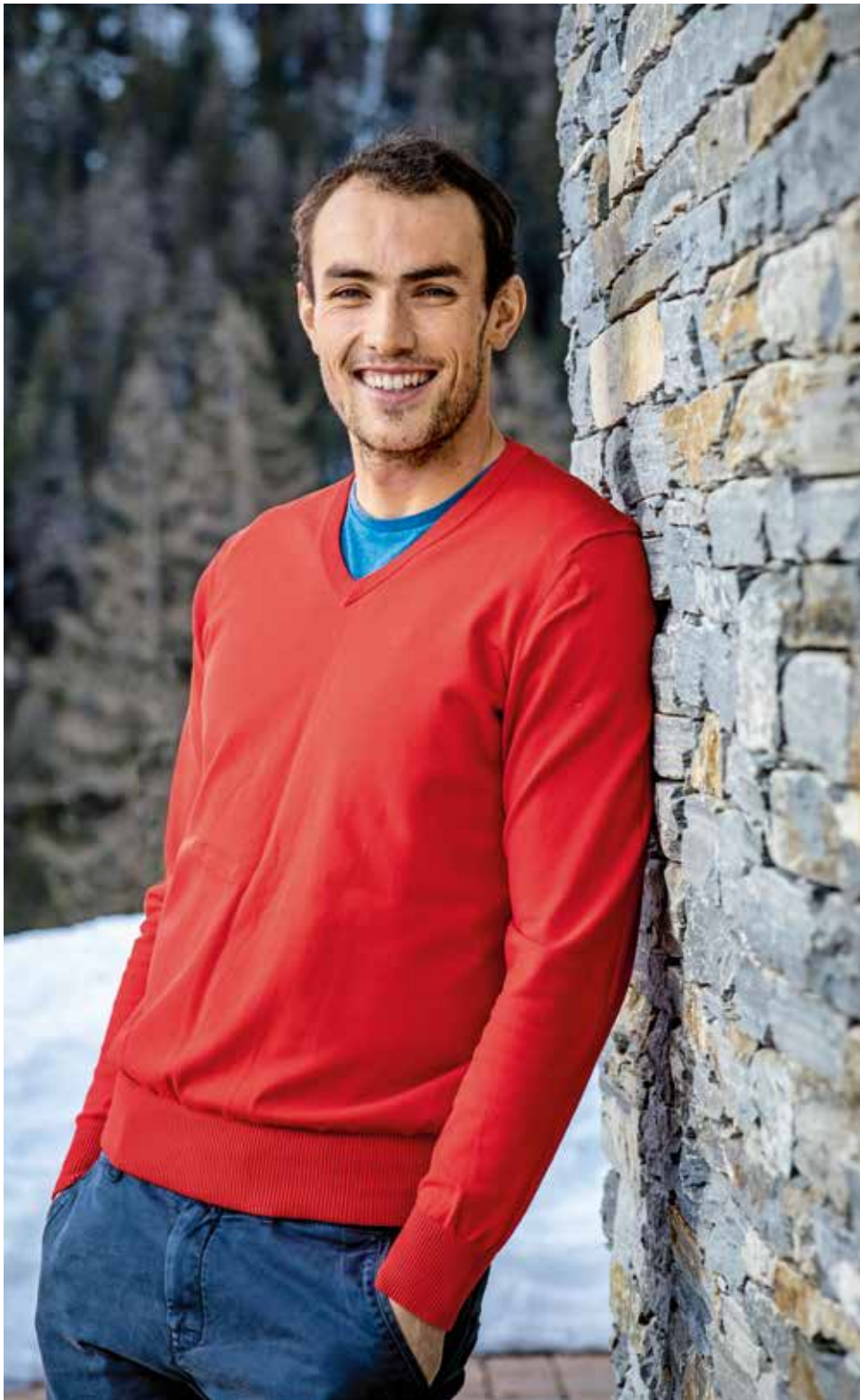
**Yule:** Das weiss ich immer noch nicht. Mein Vater sagte immer, dass ich mir mein Leben einmal mit dem Kopf und nicht mit den Beinen verdienen würde. Ich aber hatte Spass am Skifahren, und es lief nicht so schlecht. Darum machte ich weiter, fuhr bald Weltcup-Rennen und schaffte es in die Top 30. Mit dem Fernstudium hatte ich einen Plan B. Seit ich es abgeschlossen habe, merke ich langsam, dass ich jetzt ein Skirennfahrer bin.

**Weltwoche:** Wissen Sie, wie viel Ihr Weg zum Skirennfahrer gekostet hat?

**Yule:** Viel, etwa 15 000 Franken pro Saison. Im letzten Jahr, als ich im Leistungszentrum war, sagte ich mir: Wenn ich es jetzt nicht ins Zwischenkader schaffe, höre ich auf. Alles andere wäre meinen Eltern gegenüber unfair gewesen.







«Die Abfahrer denken, wir im Slalom spinnen»: Ski-Ass Yule.

**Weltwoche:** Was braucht es sonst noch, um Profi zu werden?

**Yule:** Spass an der Sache. Aber das braucht es bei allem. Im Frühling braucht es viel, um in den Krafraum zu gehen. Wenn ich mich dafür einmal nicht mehr überwinden kann, weiss ich, es ist Zeit, um aufzuhören.

**Weltwoche:** Was begeistert Sie am Skifahren?

**Yule:** Die Geschwindigkeit – das ist richtig geil. Der andere Reiz ist, etwas an der Weltspitze ausüben zu können. Ich könnte mir das

auch in einer anderen Disziplin vorstellen, in der Wissenschaft zum Beispiel.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie? Kann man reich werden?

**Yule:** Ich verdiene gut. Wir haben das Glück, dass Skifahren bei uns ein Nationalsport ist. Sobald man aber nicht mehr in den Top 30 ist, wird es sehr hart. Die Löhne gehen rasant nach unten.

**Weltwoche:** Wenn Sie im Starthaus stehen und in den Steilhang blicken, was geht Ihnen durch den Kopf?

**Yule:** Ich sage mir: «Ich habe alles getan, um jetzt hier zu sein. Gib alles – und genieße es!»

**Weltwoche:** Skifahren ist ein Balanceakt zwischen Risiko und Sicherheit: Wie gleiten Sie erfolgreich auf dieser messerscharfen Kante?

**Yule:** Das passiert unbewusst. Wir haben keine Margen. Ich gehe immer ans Limit. Manchmal klappt's, ab und zu gehe ich darüber hinaus.

**Weltwoche:** Wissen Sie während der Fahrt, ob Sie schnell sind?

**Yule:** Nein. Es kann sein, dass man unten total überrascht ist.

**Weltwoche:** Was unterscheidet einen schnellen von einem sehr schnellen Slalomfahrer?

**Yule:** Das zwischen den Ohren.

*«Ich starte im zweiten Lauf viel lieber als Erster anstatt als Zehnter. Dafür trainiere ich.»*

**Weltwoche:** Was ist beim Slalomkönig im Kopf anders?

**Yule:** Das weiss ich nicht. Bei einem, der einen super ersten Slalomlauf hinlegt, kann man sich auch denken: «Oha, der ist gut.» Um zu gewinnen, muss man das Gleiche aber nochmals machen – am gleichen Tag.

**Weltwoche:** Wie gehen Sie mit diesem Bestätigungsdruck um?

**Yule:** Was für ein Druck? Das ist Spass! Ich starte im zweiten Lauf viel lieber als Erster anstatt als Zehnter. Dafür trainiere ich. Diese Ausgangslage ist genau das, was ich will.

**Weltwoche:** Was unterscheidet Slalomfahrer von Abfahrern?

**Yule:** Das müssen Sie die Abfahrer fragen. Sie denken, wir im Slalom spinnen. *(Lacht)*

**Weltwoche:** Ich dachte, das sei umgekehrt.

**Yule:** Abfahrer sind gemächlicher, sie müssen mehr Geduld haben. Wenn schlechtes Wetter ist, kann es sein, dass das Rennen verschoben wird. Bei uns wird sowieso gestartet. Der erste Lauf ist um zehn Uhr. Wir müssen früh aufstehen, es geht Schlag auf Schlag. Am Nachmittag ist der zweite Lauf. Aber die Abfahrer spinnen auch. In Kitzbühel würde ich mich nur ungerne die Piste runterstürzen.

**Weltwoche:** Wer ist Ihr Lieblingsgegner im Weltcup?

**Yule:** Ich! Das ist das Schöne am Skisport: Man kämpft gegen sich und die Zeit. Wenn ich im Ziel stehe, kann ich keine Ausreden bringen. Wenn ich verliere, bin ich zu langsam gefahren.

**Weltwoche:** Gegen welche Nation schmerzen Niederlagen am meisten?

**Yule:** Gegen andere Schweizer. Sie haben die gleichen Möglichkeiten und die gleiche Vorbereitung. Dann trifft mich meine Selbstkritik fast noch mehr, weil ich weiss, dass meine Leistung wirklich nicht gut war.

# Überprüfe deine Privilegien

Weisse Menschen werden vermehrt aufgefordert, ihre Vorteile zu überdenken.



Mit dem Begriff «Check your privilege» fordern sogenannte Anti-Rassismus-Aktivistinnen Hellhäutige in wachsendem Masse dazu auf, sich über ihre Vorteile im Leben Gedanken zu machen. Die «Weisse Privilegien»-Theorie besagt, dass weisse Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe von Geburt an privilegiert sind und zahlreiche unverdiente Vorteile im Leben geniessen. In der Gesellschaft würden sie weniger diskriminiert. Die Aktivistin Peggy McIntosh schrieb schon 1988 in einem Essay von einem «unsichtbaren Rucksack» voller Privilegien, der jedem Weissen in die Wiege gelegt werde.

Viele Journalisten schliessen sich dieser auf Gruppendenken basierenden Überzeugung an. Mit weisser Hautfarbe sei man nicht einfach ein Mensch, sondern ein weisser Mensch mit einer Sonderrolle, klärte der Deutschlandfunk auf und postete vergangenes Jahr auf seiner Facebook-Seite eine Privilegien-Checkliste, auf der man bestimmte Merkmale wie «männlich», «weiss», «heterosexuell» und so weiter ankreuzen und darüber nachdenken kann, wie viele Privilegien man in sich vereint. Unter dem Titel «Warum liberale weisse Frauen viel Geld bezahlen, um beim Abendessen zu lernen, wie rassistisch sie sind» schrieb der *Guardian* von Events (vor Corona), an denen Frauen sich mit ihren Privilegien konfrontieren können – um sich dafür zu schämen. Die *New York Times* titelte: «Wie kann ich meine weisse Schuld heilen?»

Es ist unbestritten, Rassismus und Diskriminierung existieren. Für Menschen mit fremdklingendem Nachnamen oder dunklerer Hautfarbe ist es manchmal schwerer, eine Wohnung oder einen Job zu finden. Zorn und Frust sind verständlich. Auch werden Menschen rassistisch beleidigt – es werden rassistisch motivierte Verbrechen begangen. Dass die Gesellschaft aufgerüttelt wird, ist selbstverständlich richtig.

Aber garantiert weiss sein automatisch einen Startbonus, geschenkten Erfolg und nie Diskriminierung? Und was bedeutet die Theorie bezogen auf den Erfolg im Leben eines Individuums? Haben Menschen nicht unterschiedliche Vor- und Nachteile von Geburt an bis zum Tod, ganz unabhängig von der Hautfarbe? Wir unterscheiden uns doch alle durch eine lange Liste von Merkmalen, wie Gesundheit, Intelligenz, Aussehen. Ein Vorteil kann etwa sein, aus einem Land zu stammen und in einem anderen zu wohnen, also zwei Kulturen in sich zu haben, zweisprachig aufzuwachsen. Ich würde sagen, ein Privileg ist es auch, in einer intakten Familie aufzuwachsen. Kleinwüchsige, übergewichtige, sprachlich nicht gewandte Menschen, sie alle stossen auf Nachteile. Auch verrät die Hautfarbe ja nichts über einen Menschen, ob er anständig, niederträchtig oder gewalttätig ist.

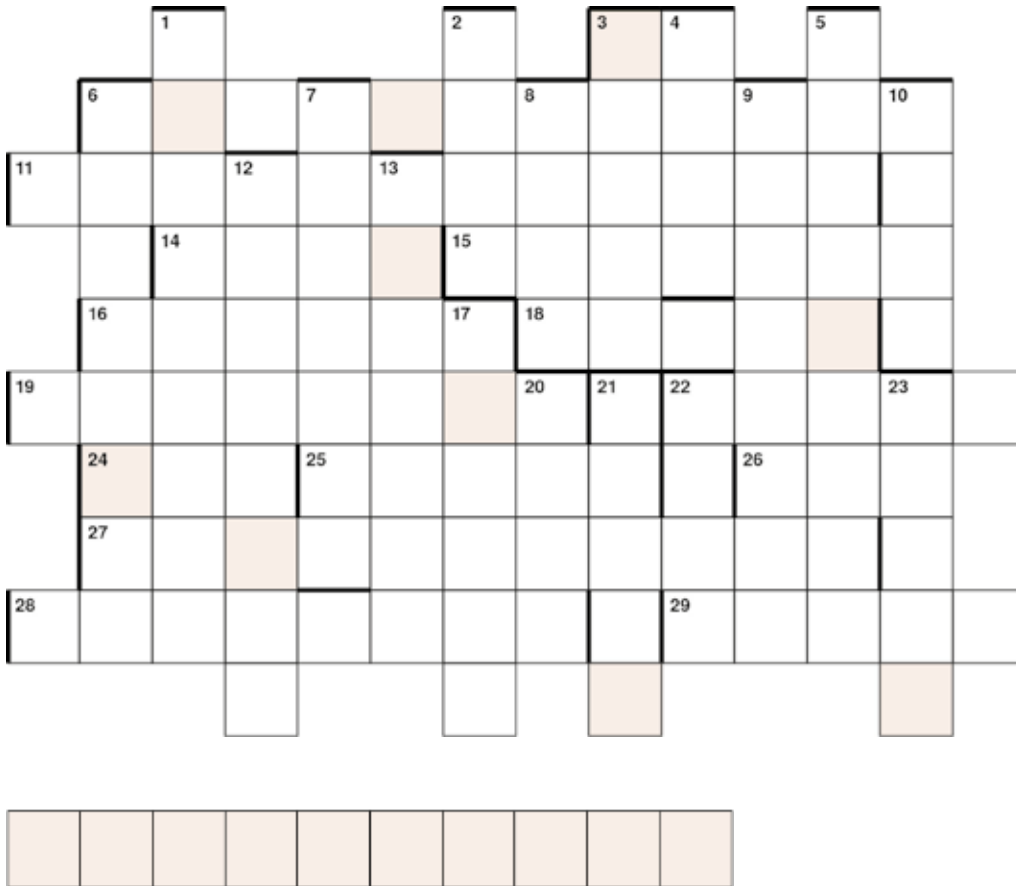
Der durchschnittliche weisse Mensch startet – global gesehen – wohl mit einer besseren Perspektive ins Leben als eine schwarze Person. Auf meinem Youtube-Kanal habe ich das einmal mit dem britischen Rapper und Podcaster Zuby besprochen – der meiner Annahme widersprach. Die «Weisse Privilegien»-Theorie hält er für absurd. «Faktoren wie Bildung, Familienhintergrund und IQ haben einen viel grösseren Einfluss auf den Erfolg im Leben einer Person als die Hautfarbe.» Als in Grossbritannien geborener schwarzer Mann mit nigerianischen Wurzeln habe er beispielsweise viele Vorteile gegenüber einem Nigerianer in einem nigerianischen Dorf. «Das Privileg besteht eher darin, in einem wohlhabenden Land geboren zu sein», so Zuby, der einen Informatikabschluss der Oxford University besitzt. Der Musikunternehmer bestreitet nicht, dass es Diskriminierung gibt: «Natürlich gibt es Missstände, gegen die man vorgehen muss.

Aber diese «Weisse Privilegien»-Theorie erzeugt eine Opfermentalität: Die Gesellschaft ist gegen mich aufgebaut, ich habe nicht dieselben Chancen.» Das halte Menschen auf und hemme sie in ihrer persönlichen Entfaltung. Er selbst habe nie Diskriminierung erfahren.

Es schadet nie, wenn man seinen Stand im Universum hinterfragt. Ich wage aber zu bezweifeln, dass der zunehmende Fokus auf die Hautfarbe und die damit verbundene Unterteilung von Menschen in Gruppen für eine Gesellschaft sinnvoll sind. Ich möchte Mitmenschen nicht nach ihrer Hautpigmentierung kategorisieren oder ständig daran erinnert werden, dass mich meine Hautfarbe von meinen Freunden unterscheidet – die das im Übrigen auch nicht für konstruktiv halten. Auch führen solche «Check your privilege»-Forderungen zu einer Gegenreaktion: Wenn Leuten permanent gesagt wird, sie sollen sich (ohne eigenes Verschulden) für andere verantwortlich fühlen – und ganz so, als hätten sie zu ihrem persönlichen Erfolg selbst nichts beigetragen, keine Kämpfe geführt und nie Nachteile erlebt –, erzeugt das womöglich bei einigen Ablehnung und Feindseligkeit. Es spaltet die Menschen eher, als dass es sie zusammenführt. Ja, und dem arbeitslosen weissen Schreiner, der von Sozialhilfe lebt, dem Obdachlosen, dem Waisenkind, der Krebspatientin: Ihnen muss man erst mal erklären, welche Privilegien sie besitzen.

Hautfarbe, aber auch sexuelle Orientierung oder religiöser Glaube sind eher oberflächliche Merkmale. Gegen kulturelle Vorurteile helfen positive Alltagserlebnisse und Bekanntschaften mit Menschen aus vielen unterschiedlichen Kulturen. So jedenfalls ginge die Anti-Theorie.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



**Lösungswort** — Ein Gericht, das viel verspricht ...

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **3** Wahrscheinlich die konstanteste Bekannte – nein, umgekehrt! **6** Tradition ist eine Passion dieser nicht gänzlich honigpapageienfreien Kulturkundler. **11** Tut bei Tussis gut oder vielmehr gut gut. **14** Etwa der amerikanische Habicht auf dem Skateboard oder der komische Tiger auf der Flakes-Box. **15** «Gerüchtigt» dafür sind Surströmming, Wiedehopf und Ziegenbock. **16** Was gibt's wo für den goldenen Zoo? Für Leoparden geht man nach Locarno, für die Löwen nach Venedig, für die Bären nach Berlin und für die Palmen noch dahin. **18** Wo der Werdegang vom Auf- zum Abstieg wird. **19** Ist, genauso ein Messgerät, einheitlich für die Resistivität. **22** Don Diegos Alter Ego: Stellt sich mit Umhang, Maske und Degen der Ungerechtigkeit entgegen. **24** Keeping it clean is the mermaid's job. **25** Presidente Iván, dem Namen nach ein Edelmann. **26** Fällt die Temperatur ab, fällt der aus. **27** Dabei wird die Unterstellung unterschwellig unterbreitet. **28** Ein Verzichten aus Einsichten, hier auch aus Ängsten. **29** Selbstständig in manierlicher Manier und angebracht dem Angebrachten angepasst.

**Senkrecht** — **1** Kein nachletztwilliges Dokument, sondern ein Monumentfundament. **2** Coole Fahrten für sportliche Typen versprechen diese heissen Schlitten. **3** Wahrlich eine Konifere, vor allem auf mediterranem Gebiet. **4** Erleichtert einem das bestimmte Bestellen beim Schmökerhörer. **5** Eindringlich auf- und zudringlich. **6** Ein wilder Hund, kein Hermelin, die listige Frau Ermelyn. **7** Der wohl bekannteste Angehörige dieses Clans war ein selbsternannter Bearleener. **8** Wörtlich weitgehend warnfarbiges Sekret: geheim? Schleim! **9** Familie Suzuki aus der Hauptstadt. **10** Oh, erstaunlich, das ist doch auch noch nicht doch. **12** Höhe, Stärke, Dauer, Farbe; daraus macht der Töpfer einen Topf. **13** Eine verbindliche Stiftung beziehungsweise gestiftete Verbindung. **17** Bestseller II oder Blockbuster IV. **20** Die Trümmer einer Existenz. **21** Sie ist aus Prinzip immer sofort weg, sobald jemand oder etwas da ist. **22** Die minderjährige, rothaarige Chefin einer Uskokenunion. **23** Ein Korund – bunt, doch kein Saphir – kommt hier.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 693**



**Waagrecht** — **5** WINTERSPECK **11** MATHEMATIK **14** LOG: Protokolldatei **15** TREIBHOELZER **16** REUIG **17** MIMOSEN **19** RELEASE **21** OUT: nicht mehr in (gefragt) **22** BAD **24** LIBANON **28** BALL **29** ROMAND **30** LATERAL **31** OHRSTECKER: Anagramm von «Hecktresor» **32** TET: Buchstabe des hebräischen Alphabets

**Senkrecht** — **1** UNHEILBAR **2** REMBRANDT van Rijn: geboren in Leiden **3** ESTOI: span. «Ich bin / befinde mich» (vorübergehend) **4** ICH **5** WATERLOO **6** TEIGE **7** RAHM **8** PIEMONTE: italienische Region **9** KLEEBLATT: Folium = Blatt **10** VORN **12** TRUE: engl. wahr **13** Griff ins KLO = Misserfolg **18** Ringo STARR: Schlagzeuger der Beatles **20** SOLE **23** ALLE **25** IMHO: Steht im Netzjargon für In My Humble Opinion (meiner bescheidenen Meinung nach). **26** AN(bei) **27** NACH(tisch) **28** BEET

**Lösungswort** — **UEBELTAT**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



## DATEJUST

Die Datejust ist die klassische Rolex par excellence und war der erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, der das Datum in einem Sichtfenster auf dem Zifferblatt anzeigte. Auch weiterhin ist sie der Inbegriff eines zeitlosen Stils.

*#Perpetual*



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41

---

**BUCHERER**  
1888

[bucherer.com](http://bucherer.com)